

Walter Manoschek (Hg.)

DER FALL RECHNITZ

DAS MASSAKER AN JUDEN IM MÄRZ 1945

Mit einem Text von Elfriede Jelinek

BRAUMÜLLER



DER FALL RECHNITZ

Wenige Wochen vor Kriegsende, nur einige Tage vor dem Einmarsch der Roten Armee im März 1945, wurden im burgenländischen Rechnitz fast 200 jüdische Zwangsarbeiter aus Ungarn ermordet und verscharrt. Der Politikwissenschaftler und Holocaustexperte Walter Manoschek unternimmt zusammen mit jungen WissenschaftlerInnen erstmals die fundierte Aufarbeitung eines Verbrechens, das bis heute totgeschwiegen, geleugnet oder als Einzelfall abgetan wurde, in Wahrheit aber den Auftakt zu einer Serie von Massenverbrechen an jüdischen ZwangsarbeiterInnen bildet.

Elfriede Jelinek verfasste 2008 das Theaterstück *Rechnitz (Der Würgeengel)*. Eigens für vorliegendes Buch hat sie nun einen weiteren Text zum Fall Rechnitz mit dem Titel *Im Zweifelsfall* geschrieben und damit ein wortmächtiges Essay vorgelegt, das diesem Buch einen beeindruckenden literarischen Beitrag hinzufügt. Jelineks Text kann aber ebenso als inhaltliche Klammer für die wissenschaftlichen Artikel gelesen werden, stellt sie doch die entscheidenden Fragen: Wer waren die Täter? Wer sind die Opfer? Warum ist Erinnern so schwierig – und wie wichtig ist die Wissenschaft mit ihren „Rodungswerkzeugen“?

Genau hingeschaut haben neben Walter Manoschek: Daniel Binder, Rainer Bockberger, Andreas Forster, Georg Gangl, Katrin Gleirscher, Johanna Jiranek, Johannes Kramer, Gunnar Mertz, Magdalena Neumüller, Karl Pöllhuber, Elke Rajal, Maria Scheucher und Marco Schmied.

ISBN 978-3-7003-1714-2

www.braumueller.at



Walter Manoschek (Hg.)

Der Fall Rechnitz

Das Massaker an Juden im März 1945

Mit einem Text von Elfriede Jelinek



BRAUMÜLLER



Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, der Kulturabteilung der Stadt Wien, sowie mit freundlicher Unterstützung des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus.



Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Printed in Austria

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2009 by Wilhelm Braumüller
Universitäts-Verlagsbuchhandlung Ges.m.b.H.
A-1090 Wien
<http://www.braumuellner.at>

ISBN 978-3-7003-1714-2

Lektorat: Ulli Steinwender
Coverfoto und Gestaltung: Lothar Bienenstein/Assistenz: Florian Koiner
Grafik Beitrag «Bockberger/Schmied»: Alexandra Schepelmann
Satz: Christian Ginner
Druck: Druck: Ferdinand Berger & Söhne Ges.m.b.H., A-3580 Horn

Inhalt

Editorische Notiz von Walter Manoschek	VII
<i>Elfriede Jelinek</i> Im Zweifelsfall	1
<i>Walter Manoschek</i> Nationalsozialistische Moral, situativer Rahmen und individuelle Handlungsspielräume als konstitutive Elemente bei der Vernichtung der Juden	5
 GESCHEHEN	
<i>Karl Pöllhuber</i> In der Nacht zum Palmsonntag	29
<i>Andreas Forster</i> Der Deutsch Schützen-Komplex	57
 SUCHE	
<i>Rainer Bockberger/ Marco Schmied</i> Die Suche nach dem Massengrab in Rechnitz	81
<i>Elke Rajall Johannes Kramer / Daniel Binder</i> Vergessene Opfer	111
 ERINNERN	
<i>Johanna Jiranek</i> Die Sprache betritt die Bühne	149
<i>Johanna Jiranek/Maria Scheucher</i> Darstellungen von Endphasenverbrechen in der österreichischen Kunst am Beispiel Rechnitz	165
<i>Magdalena Neumüller</i> Erinnerung in Rechnitz	199
<i>Georg Gangll Katrin Gleirscher</i> Vergangenheitspolitik aus der Mikroperspektive – der Verein RE.F.U.G.I.U.S in Rechnitz	221
<i>Gunnar Mertz</i> Ein Massaker als Partyvergnügen	245
Autoren und Autorinnen	265

Editorische Notiz

Der vorliegende Band beinhaltet Beiträge, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit dem Massaker an zumindest 180 Juden in Rechnitz in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 auseinandersetzen. Die Autoren versuchen dabei nicht nur die Ereignisse dieser Nacht zu rekonstruieren, sondern darüber hinaus den Umgang der österreichischen Gesellschaft mit diesem Massenmord. Die erinnerungspolitischen Aktivitäten verschiedener Akteure sind ebenso Gegenstand der Studie, wie die Untersuchung der Berichterstattung der Medien, die literarische und filmische Beschäftigung mit dem Thema oder die Schwierigkeiten, die mit der jahrzehntelangen, ergebnislosen Suche nach dem Massengrab verbunden sind. Der Massenmord in Rechnitz war eines von zahlreichen Verbrechen, die in der Endphase des Krieges auf österreichischem Boden insbesondere an ungarischen jüdischen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiter begangen wurden. Um diese Dimension nicht auszublenken, beschäftigt sich auch ein Beitrag mit dem Massaker an Juden in Deutsch Schützen, das nur Tage später und wenige Kilometer von Rechnitz entfernt von drei SS-Männern ausgeführt wurde. Im Zuge der Recherche konnte einer der mutmasslichen Mörder ausgeforscht und ein Ermittlungsverfahren gegen ihn eingeleitet werden.

Wie kein anderes auf österreichischem Gebiet stattgefundene Endphasenverbrechen ist der Massenmord an Juden in Rechnitz öffentlich präsent. Umso erstaunlicher, ja geradezu paradox scheint es, dass wir über fundamentale Daten, die mit diesem Massenmord verbunden sind, bis heute nicht Bescheid wissen.

Wer waren die Täter? Im juristischen Sinne ist es ungeklärt, da die im Rechnitzer Volksgerichtsprozess Angeklagten allesamt von der Mordtat freigesprochen wurden oder zuvor untertauchen konnten und sich niemals vor Gericht verantworten mussten.

Wer sind die Opfer? Wir wissen weder die genaue Zahl der Ermordeten, noch ihre Namen. Jahrzehntlang wurde nach dem Massengrab gesucht, aber es wurden keine weiteren Anstrengungen unternommen, die Identität der Opfer zu klären. Erstmals ist es nun gelungen, fünf der Getöteten namentlich zu eruieren und ihre Lebensgeschichten nachzuzeichnen. Ebenso wenig wissen wir mit Bestimmtheit, ob sich unter den Ermordeten auch Frauen befunden haben. Weder das Gericht noch die Medien haben diese Frage je gestellt. Einiges deutet daraufhin, dass alle Opfer Männer waren. Aus diesem Grund verwenden wir bei der geschlechtlichen Bezeichnung der Ermordeten nur die männliche Form. Obwohl mit diesem Band wohl die umfassendste Darstellung zu diesem Thema vorliegt, konnten wir manche dieser Fragen nur im Ansatz klären.

Der Sammelband ist das Ergebnis eines Forschungspraktikums mit Studierenden der Politikwissenschaft, das im Studienjahr 2007/08 unter

meiner Leitung an der Universität Wien stattgefunden hat. Es zählt sicherlich zu einem der Höhepunkte universitärer Lehrtätigkeit, wenn die daraus entstandenen Arbeiten nicht nur benotet und kommentiert werden, um dann in der Schublade zu verschwinden, sondern eine Qualität erreichen, die daran denken lässt, sie zu publizieren und damit einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Die Freude vergrößert sich noch erheblich, wenn diese Idee auf die sofortige Zustimmung eines renommierten Verlags trifft. Mag. Ulli Steinwender, verantwortlich für das Wissenschaftsprogramm des Braumüller Verlags, hat dieses Publikationsprojekt von Beginn an mit tatkräftigem Engagement unterstützt und mit professioneller Kompetenz geleitet. Ihr und allen Autoren gilt mein Dank für das Zustandekommen dieses Buches.

Elfriede Jelinek verfasste 2008 das Theaterstück *Rechnitz (Der Würgeengel)*, das den Mord an den jüdischen Zwangsarbeitern in Rechnitz im März 1945 zum Ausgangspunkt nimmt. Mit «*Im Zweifelsfall*» hat Elfriede Jelinek ein wortmächtiges Essay geschrieben, das diesem Buch nicht nur einen beeindruckenden literarischen Beitrag hinzufügt, sondern auch als inhaltliche Klammer für die wissenschaftlichen Artikel gelesen werden kann. Für ihre spontane Zusage, sich mit einem eigenen Text an dieser Publikation zu beteiligen, danke ich ihr herzlich.

Wien, im September 2009 Walter Manoschek

Elfriede Jelinek

Im Zweifelsfall

Ich habe ein Theaterstück, «Rechnitz», geschrieben, ein Stück über etwas, von dem man kaum etwas wissen kann. Als Quellen hatte ich einen Film über hauptsächlich sehr alte Menschen, die etwas wussten und doch wieder nicht, «nichts Genaueres weiss man nicht», sagt der Volksmund in doppelter Verneinung, die etwas behauptet und danach gleich wieder durchstreicht (und gerade im Durchstreichen gleichzeitig auch wieder unterstreicht, also hervorhebt), einen Dokumentarfilm über alles, das etwas war, aber als Nichts, als die massenhafte Auslöschung von Menschen, und das Verschweigen, auch das Sich-Verschweigen der Zeugen aus der Ferne, denn Zeugen aus der Nähe gibt es keine, die einen sind geflüchtet, andere sind umgebracht worden, einen Film hatte ich also gesehen, der um eine Leerstelle herum gedreht worden war («Totschweigen» von Erne/Heinrich) und ein meist auf Hörensagen beruhendes Buch von David Litchfield («The Thyssen Art Macabre») gelesen.

Das Ganze ist ein seltsames Herumstochern im Dunkel, denn die Situation ist ja die: Etwas hat nachweislich stattgefunden, ein Massenmord, die Erschiessung von 180 Menschen, «ausrangierte» jüdischen Zwangsarbeitern aus Ungarn, ich benütze absichtlich dieses Wort aus der Sprache der Bahn, der Verschubbahnhöfe, weil es kein auf Menschen gegründetes Wort dafür gibt (wie sollte es das auch geben?). Es wurde danach alles vollkommen vertuscht. Die Haupttäter sind geflohen, die Nebentäter verschwunden, die Opfer sind weg, die Gehörlosen haben gehört (und gesagt, sie hätten etwas gehört, etwas Entsetzliches, aber was genau, das wüssten sie nicht, sie hätten es sich denken können, danach hätten sie wohl etwas gewusst, weil etwas weg war, verschwunden, das vorher da gewesen war. Aber das Dagewesene als das gleichzeitig Weggeschaffte wie das nie Dagewesene – wie hätte so etwas denn überhaupt je dagewesen sein können?). Das gibts ja nicht. Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Das kann man ja vergessen, im Sinn von: Das darfst du nicht! Das kannst du vergessen! Das gibts ja nicht!, sagt auch der Volksmund, und die Augen darüber starren etwas an, das sie nicht glauben, obwohl sie es doch sehen, und das Volk sagt dazu gar nichts, das Volk weiss, dass es besser nichts sagt, wenn es die Wahl hat, etwas zu sagen oder zu verschweigen. Das Volk weiss: Im Zweifelsfall ist es immer besser, den Mund zu haken. Das ist ihm eingepflichtet worden, und jetzt ist es immun gegen alles, gegen das man es vorher gründlich immunisiert hat. Die Gesichtslosen haben keinen Gesichtssinn gehabt, es hätte auch keinen Sinn, so einen Sinn zu haben, wenn man eh nichts sehen darf, und das Sinnlose hat nie einen Sinn bekommen. Die Geschichtslosen haben keine Geschichte gehabt, aber sie geniessen die Gegenwart genauso gut oder genauso schlecht wie alle anderen. Wie sollte

es auch nicht sinnlos sein, wenn die Sinne von Anfang an betäubt worden sind? Was hat schon einen Sinn, wenn es keinen bekommt? Die Sinne werden oft überbeansprucht, aber den Sinn will keiner haben, weil nichts einen hat.

Das Seltsame wird das Gewöhnliche, weil man sich daran gewöhnt hat, und irgendwann verschwindet es, weil es nicht gewirkt und nichts bewirkt hat. Es ist unverständlich. Das Unerhörte wird nicht gehört. Das Ungesehene wird ungeschehen gemacht. Wenn soviel Sein ausstrahlt wird, wo bleibt da sein Sinn? Es kann keinen Sinn gehabt haben, wenn es einfach so ausgelöscht werden kann. Warum sich überhaupt damit beschäftigen? Es ist weg und aus. Wenn man sich damit nicht auseinandersetzt, dann wird man zwischen sich und sich selbst, zwischen sich als Besitzer eines Seins und seiner Wahrheit, die einen erst in ein Verhältnis zu sich selbst bringen kann, auseinandergesetzt wie ständig schwätzende, störende Kinder in der Schule. Und wenn man darüber nur schweigt, nie etwas anderes getan hat als schweigen, dann wird das Ungeheuerlichste eben irgendwann zum Gewohnten. Indem man nicht darüber spricht, gewöhnt man sich daran, dass da etwas gewesen ist, das aber im Grunde nichts war, weil man den Grund nicht kennen will. Es kann nichts gewesen sein, sonst wäre da doch etwas gewesen! In diesem Alltäglichen, Gewohnten ist zwar ein Abgrund aufgerissen, das immerhin weiss man noch vom Hörensagen, aber das ist, als wäre es eine alte Sage, und der Grund für den Abgrund bleibt verborgen und wird irgendwann vergessen. Es gibt welche, die gerade im Einfachsten das «wahre Leben» sehen wollen, fern von allem Übertreiben und allem Gesuchten. Es muss irgendwo eine Reinheit geben, und wo könnte es sie eher geben als im Alltäglichen, womöglich auch noch dem Bäuerlichen mit seiner Nähe zur «wahren» Natur? In der Wirtschaftskrise muss man mit dem Wenigen zufrieden sein, das man (noch) hat, die Einfachheit ist ja auch schön, weil sie eben rein ist, nein, die Einfachheit ist sogar das Allerschönste, das müssen wir jetzt wieder lernen, aber im Grunde haben wir es immer gewusst, weil wir, siehe oben, keinen Grund gewusst haben, auf dem wir ein etwas komplizierteres Gebäude zu unserer eigenen Erbauung hätten errichten können. In der Armut kommt man zu den essentiellen, existentiellen Dingen, weil einen kein Reichtum mehr von ihnen ablenkt. Die Schönheit des Einfachen in seiner Reinheit. Auf das Ungewöhnliche kann man gern verzichten, wenn man nur das Gewöhnliche hat. Da kann viel Sein verfallen (verfallen sein), wir haben trotzdem weitergelebt, und geht es uns heute nicht gut im Vergleich zu «damals», an das sich eh keiner mehr erinnern kann? Auch wenn es uns nicht gut geht, geht es uns doch gut. Verhältnismässig. Wenn andere Verhältnisse herrschen, können wir nie etwas dafür und können diese anderen Verhältnisse danach nur wieder vergessen, da wir sie nicht ändern konnten, als sie noch andere waren. Was nur funktioniert, wenn diese anderen Verhältnisse ihre Herrschaft wieder aufgegeben haben, ob freiwillig oder nicht. Aber das steht auf einem anderen Blatt, das wir auch einmal lesen werden, wenn wir Zeit haben. Das Vergessen ist auch eine Kunst, wir haben es lange üben müssen, aber jetzt können wir es, auch weil man uns sagt, dass wir es nicht dürfen. Wir werden immer wieder gezwungen, uns zu erinnern, uns an entsetzliche Machenschaften von vergangenen Herrschenden zu erin-

nern, man verlangt das von uns, obwohl uns diese Macht damals doch aufgezwungen worden ist. Wir waren ja alle dagegen! Daher hätten wir sie schon gern vergessen, als sie noch geherrscht hat, diese fremde Macht, die sich von uns ernährt hat, von den einen mehr, von den anderen weniger, je nachdem, was wir ihr gegeben haben. Aber gefressen hat sie ordentlich. Sie muss uns etwas genommen haben, die Macht, etwas weggefressen, das uns fehlt, obwohl wir das nicht merken, sie muss uns etwas gestohlen haben, wenn wir uns bis heute an sie erinnern sollen. Wir würden ja gern vergessen, aber man lässt uns nicht. Wir haben vergessen, das macht uns ja so gelassen. Ein Ereignis, an dem wir nicht schuld waren, an dem die fremde, aufgezwungene Macht schuld war, wurde zur Wahrheit verfälscht, zu der man uns zwingen will. Aber wir wissen von dieser Wahrheit nichts, obwohl wir sie kennen. An das Gewöhnliche gewöhnen wir uns immer, weil wir es genauso gewöhnt sind. Aber an das Seltsame, das Ungeheuerliche, werden wir uns nie gewöhnen, weil es auch das Gewöhnliche ungewöhnlich macht, und wir werden uns an das Ungewöhnliche eines Massenmords nie gewöhnen können, ausser man zwingt uns das Ungewöhnliche auf (nicht das Umgewöhnen!), denn dann müssten wir ja das Ungewöhnliche anerkennen, an das wir uns nie gewöhnen könnten, wir werden dagegen Widerstand leisten, heute können wir das, Widerstand leisten, und uns dann halt an etwas anderes gewöhnen.

Das Gewöhnen wird aber immer schwieriger, aber es geht schon, es geht schon, die Wahrheit sucht sich ihren eigenen Weg, sie rodet sich eine Lichtung; schau nur!, da erscheinen schon einige Historiker mit Äxten, um ihr auf die Sprünge zu helfen, etwas soll weg, damit man besser sieht, damit man auch die Zukunft besser sieht, die noch im Nebel liegt; durch die Rodung des Sich-Verstellenden, das sich schützend wie Bäume vor sich selbst gestellt hat, sieht man erst das Gewesene und in ihm auch, wovon die Zukunft ausgehen kann. Wenn es sich ausgeht natürlich nur. Wovon wir ausgehen können als einer Tatsache. Das wird, wie gesagt, schwierig werden. Denn dazu sind wir schon viel zu lange das für gewöhnlich Ungewohnte gewöhnt. Wir schauen uns nichts an, weil wir sowieso nichts gesehen haben werden. Wir graben einen Abgrund, und dann tragen wir ihn wieder ab, als wäre er ein Berg gewesen. Wir schauen uns etwas an, oft im Fernsehen, weil man uns hat zuviel anschauen lassen. Wir haben schliesslich auch gelitten. Die etwas gesehen haben könnten, sind tot. Diejenigen, die jene gesehen haben könnten, die etwas gesehen haben, sind auch fast alle tot. Wir haben aber eh nichts gesehen. Wie hätten wir denn können? Wir waren damals ja noch gar nicht auf der Welt.

Danke an die Historiker mit ihren Rodungswerkzeugen, die etwas zusammentragen, das noch keiner kennt, und sie tragen es nicht zusammen, damit es ausgetragen wird und in ein Austraghäusel kommt. Sie tragen es vielleicht umsonst zusammen, denn niemand wird sich je dran gewöhnen können, dass etwas immer wieder anfängt, solange man es nicht kennt. Wenn man es nicht kennt, dann kommt es wieder, nicht als etwas, das kommen wird, ohne dass man es ändern könnte, sondern als etwas, das die Zukunft herstellt. Es werden die Menschen heute noch z.B. in öffentlichen Gedenkfeiern ständig gezwun-

gen anzuerkennen, was die Historiker für sie zusammengetragen haben. Die Menschen erkennen es dann aber gerade deshalb nicht wieder, weil sie es erkennen müssen (sie müssten es doch schon von so vielen Gedenkfeiern her wiedererkennen!), doch wie sollen sie etwas wiedererkennen, das sie nie gekannt haben? Wie bringt man sie dazu? Wie sollen sie gedenken, wenn sie doch so ein schlechtes Gedächtnis haben und schon vergessen haben, während man es ihnen noch sagt? Müssen sie es glauben, ob sie wollen oder nicht, bloss weil sie gedenken sollen, damit das Denken ihnen dafür erlassen wird? Das Denken, dass so etwas wahr gewesen sein könnte, wie die Historiker ihnen nachweisen, würde sie ins Bodenlose stürzen lassen, noch bevor der neue Boden fertig wäre, der sie auffangen könnte. Sie haben sich kein Bild machen können, was sie gewöhnt sind, denn heute werden von allem und jedem Bilder gemacht und noch in derselben Sekunde überallhin verbreitet, es ist alles da und jetzt, es findet jetzt statt und wird sofort gezeigt, und ausgerechnet das Denken soll bildlos sein wie der Gott einer fremden Religion? Das Denken soll sein, was ist und gewesen ist, was gesagt worden ist, Geschichte? Die Historiker sprechen untereinander und miteinander. Sie sprechen auch zu anderen, für die es um (oft erzwungene, gerade in der regelmässig wiederkehrenden Ritualisierung der Gedenkfeiern) Zurückschau geht, wo es ihnen doch eigentlich eher um ein Vorwärts, ein Voran gehen sollte, wie viele verlangen. Endlich einen Schlussstrich ziehen und einen Fortschritt machen (gern auch technisch, die massenhafte Verbreitung von allem, was jetzt ist, beruht ja auf Technik, ist aber auch in andren Varianten zu haben), in dem man dann noch verlässener ist, was man aber noch nicht weiss, wenn man das neue Smart Phone in der Hand hat, das einem mit allem Möglichen verbindet, ohne dass man wüsste, was alles überhaupt möglich ist. Das hätte man nur wissen können, hätte man gewusst, was sein konnte, was möglich war. Was sollen wir leisten, wenn wir nicht wissen, was wir uns schon alles geleistet haben? Verlangt man etwa von uns, dass wir der Vergangenheit hörig sein sollen, wo wir doch eh so schlecht hören von der ganzen lauten Musik andauernd in unseren Ohren? Das Vergangene ist nicht Musik in unseren Ohren. Der Vergangenheit ins Gesicht sehen sollen, wo wir doch kurzsichtig sind? Ich denke, es wird uns nichts andres übrigbleiben, als in dieses Gesicht zu schauen. Wir sind dann das wenige, das noch übrigbleibt.

Nationalsozialistische Moral, situativer Rahmen und individuelle Handlungsspielräume als konstitutive Elemente bei der Vernichtung der Juden

«Die Nazis handelten wirklich so, als ob die Welt von Juden beherrscht sei und einer Gegenverschwörung bedürfe, um gerettet zu werden. Die Rassedoktrin war nicht mehr eine Theorie recht zweifelhaften wissenschaftlichen Wertes, sondern wurde jeden Tag innerhalb einer funktionierenden Welt realisiert, in deren Rahmen es höchst unrealistisch gewesen wäre, ihren Realitätswert zu bezweifeln.» (Arendt, Elemente und Ursprünge, 1986: 1061)

In Hinblick auf die Endphasenverbrechen vom Frühling 1945 möchte man die Einschätzung Hannah Arendts mit dem Satz ergänzen: Und das bis zum letzten Tag.

Nach derzeitigem Forschungsstand kam es in ganz Österreich wegen Endphasenverbrechen¹ in 125 Strafrechtsfällen gegen 265 Personen zu einem Urteilsspruch: 29 Todesurteile (davon 23 vollstreckt), 21 lebenslange Haftstrafen. Das sind insgesamt mehr als die Hälfte aller in Österreich ergangenen Höchststrafen mit 43 Todesurteilen (davon 30 vollstreckt) und 29 lebenslanger Haft. Von den 125 mit Urteil abgeschlossenen Strafrechtsfällen wegen Endphasenverbrechen hatten 35 Verfahren Verbrechen gegen ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter zum Gegenstand. (Uslu-Pauer, Strafrechtliche Verfolgung, 2006: 213f.) Geht man davon aus, dass Verbrechen an ungarischen Juden in über 150 österreichischen Gemeinden nachweislich verübt worden sind (Freilingler/Niederhofer, Gedenkprojekt, 2005: 15), und dabei tausende Juden ermordet wurden, so handelt es sich dabei mit Sicherheit um den grössten Tötungskomplex im Rahmen des Holocaust auf österreichischem Gebiet.

Dieser Begriff wurde vom niederländischen Strafrechtsprofessor Christiaan F. Rüter geprägt, der bereits 1966 begonnen hatte, eine Urteilssammlung deutscher Nachkriegsprozesse zu erstellen. Darunter versteht man jene spezifische Form von Verbrechen, die kurz vor Kriegsende verübt wurde (z.B. Erschiessung von Deserteuren durch «fliegende» Standgerichte, Ermordungen bei der Räumung von Haftanstalten). Die grössten Opferzahlen standen im Zusammenhang mit der Evakuierung meist jüdischer Zwangsarbeiter und Insassen von KZ vor der herannahenden «Roten Armee». Sie sollten – oftmals in wochenlangen Todesmärschen – in KZ auf grossdeutschem Gebiet deportiert werden. In Österreich war der Zielort das KZ Mauthausen.

Das Massaker an mindestens 180 ungarischen Juden im burgenländischen Rechnitz in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 ist das in der interessierten österreichischen Öffentlichkeit wohl bekannteste dieser Verbrechen. Das hängt mit mehreren Faktoren zusammen. Zum einen mit der Suche nach dem Massengrab. Seit Kriegsende wurden mehrere, auch medial begleitete Versuche unternommen, das Grab der Ermordeten zu lokalisieren. Doch trotz technisch immer aufwendigerer Methoden bislang erfolglos.² Mit der ergebnislosen Suche verknüpft, stellte sich die Frage nach dem Schweigen der Rechnitzer Bevölkerung über das Geschehene. Dieses Massenverbrechen wurde am Ortsrand verübt; nahezu alle Tatverdächtigen waren ortskundig und es kann als unwahrscheinlich gelten, dass niemand aus der Rechnitzer Bevölkerung von den stundenlang andauernden Exekutionen Notiz nahm und sich darüber verständigt hätte, wo dieses Massaker stattgefunden hat und wo die Opfer verscharrt wurden. Rechnitz wurde als Ort der kollektiven Verdrängung stigmatisiert – zu Recht oder Unrecht stand Rechnitz pars pro toto für den Umgang Österreichs mit dem Nationalsozialismus: Schweigen und verdrängen. Und nicht zufällig entstanden Anfang der 1990er-Jahre Initiativen, die begannen sich mit dieser dunklen Seite der Ortsgeschichte zu beschäftigen. Nach der Waldheim-Affäre in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre war dem Beschweigen der NS-Zeit von zivilgesellschaftlicher Seite eine offensivere Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gefolgt. In Rechnitz entstand der Verein RE.F.U.G.I.U.S.³, der es sich – gegen teils erheblichen Widerstand von öffentlicher Seite – zum Ziel setzt, an dieses Verbrechen zu gemahnen. Der viel beachtete Dokumentarfilm «Totschweigen» (1994) von Margarete Heinrich und Eduard Erne, der sich mit der Suche nach dem Massengrab und dem Beschweigen des Massakers auseinandersetzte, tat ein Weiteres, um das Geschehen vom Palmsonntag 1945 nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Und nicht zuletzt ist es die mediale Rezeption, die dazu beiträgt, dass dieses Endphasenverbrechen in der Öffentlichkeit präsent bleibt: Das Verbrechen wird zu einer sadistischen Sex&Crime-Geschichte stilisiert, «die an den Marquis de Sade» (*Der Standard*, 19. 10. 2007) erinnere. Damit wird – ob bewusst oder unbewusst sei dahingestellt – dieses Verbrechen historisch dekontextualisiert und zu einem bizarren Ausnahmefall gestempelt.

Auffallend ist, dass es über das Massaker in Rechnitz zwar eine über Jahrzehnte reichende mediale Berichterstattung gibt⁴, eine künstlerische Auseinandersetzung statt-

² Siehe dazu den Beitrag von Bockberger/Schmied in diesem Band.

³ Zu den Initiativen von RE.F.U.G.I.U.S. siehe den Beitrag von Georg Gangl/Katrin Gleirscher in diesem Band.

⁴ Der vorerst letzte Höhepunkt internationaler medialer Rezeption erfolgte zum Erscheinen des Buches von David R.L. Litchfield (2006): *The Thyssen Art Macabre*; auf Deutsch erschienen unter dem Titel: *Die Thyssen-Dynastie: Die Wahrheit hinter dem Mythos* (2008). Siehe dazu den Beitrag von Gunnar Mertz in diesem Band.

fand⁵, zivilgesellschaftliches Engagement zur Errichtung eines Mahnmals führte, hingegen wissenschaftliche Publikationen über dieses Thema nicht vorhanden oder nur schwer zugänglich sind. (Holpfer, *Der Umgang*, 1998; Strassl/ Vosko, *Das Schicksal*, 1999) Das ist umso verwunderlicher, als in den beiden letzten Jahrzehnten eine zunehmende wissenschaftliche Thematisierung der Endphasenverbrechen an ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter auf österreichischem Boden zu verzeichnen ist. (u.a. Lappin/ Uslu-Pauer/Wieninger, *Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter*, 2006; Halbrainer/ Ehetreiber, *Todesmarsch*, 2005; Kuretsidis-Haider, *Das Volk*, 2006; Friedman, Iwan, 1989; Lappin, *Death marches*, 2000) Dabei wird deutlich, dass in Rechnitz wohl das bekannteste Endphasenverbrechen stattfand, aber weder von der Zahl der Opfer, noch von den Tätergruppen oder von der strukturellen Einbettung der Tat her als singulär zu betrachten ist: So ermordete eine unbekannte Waffen-SS-Einheit im niederösterreichischen Hofamt Priel noch Anfang Mai 1945 etwa 220 ungarische Juden, die sich auf dem Weg ins KZ Mauthausen befanden (Lappin, *Massaker*, 2006); am steirischen Präbichl war es eine Abteilung des «Volkssturms», die im April 1945 etwa 200 ungarische Juden auf dem Marsch nach Mauthausen liquidiert hatte (Halbrainer, *Unsere Pflicht*, 2005); im damals zum Gau Niederdonau gehörenden Engerau (heute Petrzalka/Bratislava) hatten SA-Männer im April 1945 auf dem Todesmarsch vom Zwangsarbeitslager Engerau nach Deutsch-Altenburg 102 Juden ermordet (Kuretsidis-Haider, *Das Volk*, 2006) und nur einige Tage nach dem Massaker in Rechnitz erschossen im nur wenige Kilometer entfernten Deutsch Schützen drei Waffen-SS-Angehörige unter Beihilfe von HJ-Führern 60 bis 80 ungarische Juden.⁶ Bei dieser exemplarischen Aufzählung handelt es sich nur um die Spitze eines Eisbergs. Uslu-Pauer kommt zum begründeten Schluss, dass «eine Liste mit allen Tatorten und Tätern in ganz Österreich [...] mehrere Seiten umfassen» würde. (Uslu-Pauer, *Strafrechtliche Verfolgung*, 2006: 229)

Es kann nicht verwundern, dass das Thema «Endphasenverbrechen in Österreich» im öffentlichen Diskurs weitgehend ausgeblendet oder nur als bizarrer Einzelfall rezipiert wird. Denn im Frühjahr 1945 schliesst sich ein Kreis, der im März 1938 seinen Ausgang genommen hat. Mit dem Tag des «Anschluss» begann in Österreich die Verfolgung der von den Nazis als Juden definierten Bevölkerungsgruppe. Der bodenständige Antisemitismus konnte sich nunmehr ungestraft ausleben, Juden drangsaliert, bestohlen, entrechtet, gedemütigt und vertrieben werden. (Safrian/Witek, *Und keiner*, 2008) Nach der Vertreibung von etwa zwei Drittel der österreichischen Juden wurden ab 1941 mehr als 60.000 der in Österreich verbliebenen Juden in die Vernichtungslager nach Osten deportiert und ermordet. Der Zivilisationsbruch nahm seinen Anfang mit der sozialen Ausgrenzung und Verfolgung der jüdischen Bevölkerung bereits am ersten Tag

⁵ Siehe dazu die Beiträge von Johanna Jiranek und Maria Scheucher in diesem Band.

⁶ Siehe dazu den Beitrag von Andreas Forster in diesem Band.

des «Anschluss», setzte sich in der systematischen sozialen Tötung fort und fand sein Ende in der physischen Liquidierung durch die Täter im nationalsozialistischen Vernichtungsapparat. Der finale Schritt des Vernichtungsprozesses wurde externalisiert: Er geschah nicht auf deutschem Gebiet, sondern überwiegend in den Ghettos und in den Arbeits- und Vernichtungslagern in Polen. Die «ostmärkische» Bevölkerung war ab 1943 mit keinen Juden mehr konfrontiert. Sie waren verschwunden – entweder vertrieben oder ausserhalb des Landes ermordet. Das «Judenproblem» schien gelöst: Es gab in der täglichen Wahrnehmung keine Juden mehr.

DÄMONISCHE FÜHRER UND PATHOLOGISCHE EXZESSTÄTER?

Um sich den Endphasenverbrechen an den ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter anzunähern, ist es unerlässlich, einen Blick auf die nationalsozialistische Ideologie zu werfen. Um zu begreifen, wie es möglich war, dass wenige Wochen und Tage vor dem Kriegsende noch tausende Juden vor den Augen der österreichischen Bevölkerung ermordet wurden, müssen wir versuchen zu verstehen, was in den Tätern vorgegangen ist. Die Nachkriegsprozesse geben darüber nur selten Aufschluss. Die Aussagen der Täter sind davon geprägt, Verantwortung abzuschieben, ihre Taten zu leugnen und ihre Motive zu verschleiern. Nur selten finden wir darin Hinweise auf ihre Motivation.

Die Hauptkriegsverbrecher wurden nach allen Regeln der Kunst psychologisch untersucht um etwas über ihre geistige Verfassung und ihre Persönlichkeitsstruktur aussagen zu können. Das Resultat, etwa der Rorschach-Tests, war ernüchternd: «Aus unseren Befunden müssen wir nicht nur schliessen, dass solche Personen weder krank noch einzigartig sind, sondern auch, dass wir sie heute in jedem Land der Erde antreffen würden.» (Harrover, Rorschach Records, 1976: 342) Sie hatten allesamt keine klinischen Auffälligkeiten aufzuweisen. Hess, Ribbentrop, Göring und Konsorten zeichneten sich durch Unauffälligkeit, «Normalität» und durch eine in jeder Hinsicht psychisch gesunde Persönlichkeit aus. Eine «Täterpersönlichkeit» liess sich daraus jedenfalls keine konstruieren.

Auch wenn man von den Schreibtischtätern die Hierarchie nach unten zu jenen geht, die Tötungen selbst begangen haben, ändert sich das Bild nicht erheblich: «Der Prozentsatz der psychisch auffälligen Personen unter den zahllosen Vordenkern und Exekutoren der Vernichtung wird regelmässig auf etwa fünf bis zehn Prozent taxiert; verglichen mit normalgesellschaftlichen Verhältnissen in der Gegenwart keine spektakulär hohe Quote.» (Welzer, Täter, 2005: 11) George M. Kren und Leon Rappoport kamen in einer Untersuchung über die Psychologie des SS-Personals zu ähnlichen Schlüssen: Nach klinischen Kriterien wären bestenfalls 10% der SS-Männer als pathologisch einzustufen gewesen. (Kren/Rappoport, The Holocaust, 1980: 64ff.)

Ob das Führungspersonal der KZ (Orth, Konzentrationslager-SS, 2000) oder die Gestapo-Chefs (Paul/Mallmann, Die Gestapo, 2000), ob Mitarbeiter der Judenreferate

(Berschel, Bürokratie, 2001) oder das regionale Führungspersonal der Gestapo (Stolle, Geheime Staatspolizei, 2001) – sie stammten in der Regel nicht aus sozialen Randgruppen, sondern aus der Mitte der bürgerlichen Gesellschaft und hatten bis zum Zeitpunkt, als sie zentrale Stellen im Vernichtungsapparat besetzten, keinen auffälligen Lebenslauf. Die Angehörigen der Polizeibataillone, die überall im Osten planend und exekutierend in Massenmord verwickelt waren und die sich in kürzester Zeit «aus einer Ansammlung biederer Bürger in eine Meute von Massenmördern» verwandelten, waren «Durchschnittstypen, ein Querschnitt der deutsch-österreichischen Bevölkerung unter dem Nationalsozialismus.» (Mallmann, Der Einstieg, 1999: 82)

Die Unauffälligkeit der Massenmörder zeigt sich auch daran, dass es für die meisten bruchlos möglich war nach Kriegsende in eine bürgerliche Existenz überzuwechseln. Adolf Eichmann steht hier stellvertretend für eine kleinbürgerliche Existenz per se, die sich durch nichts als durch Unauffälligkeit auszeichnete. Die Kommandanten der Einsatzgruppen – zu einem erheblichen Teil Juristen – kehrten in ihren angesehenen bürgerlichen Beruf zurück, nachdem sie jahrelang damit beschäftigt gewesen waren, nicht nur Befehle zur Liquidierung hunderttausender Juden zu geben, sondern auch selbst an den Massenexekutionen teilgenommen hatten und buchstäblich im Blut ihrer Opfer waten. Nicht anders verhielten sich die Polizisten der Polizeibataillone, die im Osten ihrem mörderischen Handwerk nachgingen und nach Kriegsende wieder gehorsam ihren Polizeidienst verrichteten. All diesen Tätergruppen ist gemeinsam, dass sie nach dem militärischen und gesellschaftlichen Zusammenbruch des Nationalsozialismus keine Schwierigkeiten hatten, sich in die bürgerliche Gesellschaft zu integrieren. Auch in ihrem Verhalten nach 1945 deutet nichts daraufhin, dass sie in psychischer Hinsicht auffällig vom Rest der Bevölkerung abgewichen wären.

Das über Jahrzehnte vorherrschende bipolare Täterprofil, das die Täter des Holocaust entweder auf dämonische Führungspersonen oder aber auf pathologische Exzess-täter ein- und damit aus der deutschen und österreichischen Gesellschaft ausgrenzte, war der Versuch, das Unbegreifbare begreifbar zu machen und sich über den Prozess der gesellschaftlichen Abspaltung zugleich von ihm zu distanzieren. Die fehlende Psychopathologie der Täter macht es uns schwer, auch nach 70 Jahren überzeugende Erklärungsversuche für die Vielzahl an monströsen Taten anzubieten.

IDEOLOGIE UND MOTIVATION

«Der deutsche Täter war kein besonderer Deutscher. Was wir hier über seine Moral zu sagen haben, trifft nicht auf ihn speziell, sondern auf Deutschland insgesamt zu. [...] Wo immer man den Trennungsstrich der aktiven Teilnahme zu ziehen gedenkt, stellt die Vernichtungsmaschinerie einen bemerkenswerten Querschnitt der deutschen Bevölkerung dar.» (Hilberg, Vernichtung, 1990: 1080)

Was waren es dann für Menschen (in der weitaus überwiegenden Zahl Männer), die solche Taten begingen und wie ist es ihnen gelungen, solche Handlungen im Regelfall in ihr weiteres Lebenskonzept zu integrieren?

Der an der University of California lehrende Soziologe Michael Mann hat sich der mühsamen Aufgabe unterzogen, die bisher grösste Stichprobe von 1581 NS-Massenmördern biografisch anhand einer Vielzahl von soziologischen Variablen auszuwerten: «Die Ergebnisse weisen alle in die gleiche Richtung: Der harte Kern der Täter entstammte mit überwältigender Mehrheit den Kreisen der treuen Anhängerschaft der Nationalsozialisten.» (Mann, Die dunkle Seite, 2007: 351) Andere Kriterien, wie soziale Schichtzugehörigkeit, Beruf, Alter usw., spielten eine untergeordnete Rolle. Bei aller gebotenen methodischen Vorsicht⁷ weisen die Ergebnisse allerdings auf einen Kernpunkt hin: Die zentrale Bedeutung der ideologischen Komponente bei der Durchführung des Mordens. Mit Ideologie ist nicht notwendigerweise ein ausgefeiltes Weltanschauungskonzept gemeint, sondern es reicht die Übereinstimmung mit dem ideologischen Fixpunkt des Nationalsozialismus: der Ausrottungsideologie. Gebildete Mörder verfügten zur Begründung dieser Ideologie über ein höheres Mass an ethisch oder idealistisch verbrämten Begriffen. Die weniger Gebildeten neigten eher dazu, dem Opfer die Schuld zu geben: Die Juden waren der Feind, sie hatten den Krieg zu verantworten, ihre Ermordung sahen sie als einen Akt der Selbstverteidigung. Wie zahlreich und unterschiedlich auch die Erklärungsformeln gewesen sind, so führten sie doch zum selben Resultat: «So pervers die Beweggründe auch erscheinen mögen, viele Täter glaubten ernsthaft, Mord sei gerechtfertigt.» (Mann, Die dunkle Seite, 2007: 407)

Bis die ideologische Rechtfertigung zur Ermordung einer definierten Bevölkerungsgruppe – in diesem Fall der Juden – soweit internalisiert ist, dass Tötungshandlungen als normative Handlungen antizipiert und im Sinne einer moralischen Pflicht wahrgenommen werden, bedarf es einiger notwendiger Schritte.

Der Sozialpsychologe Harald Welzer sieht diesen Wandel des normativen Gefüges als einen gesellschaftlichen Prozess, in dem die radikale Ausgrenzung von definierten Gruppen zunehmend als positiv betrachtet wird und schliesslich das Tötungsverbot in

⁷ Mann schreibt selbst, dass die Stichprobe – trotz ihres Umfangs – nicht repräsentativ sein kann und für weniger als zehn Prozent der Täter steht. (Mann, Die dunkle Seite, 2007: 407)

ein Tötungsgebot umgewandelt wird. (Welzer, Täter, 2005: 15ff.) Im Nationalsozialismus fand diese normative Umorientierung sukzessive statt. Sie wurde 1933 unmittelbar mit der Machtübernahme der Nazis in Deutschland mit der gesellschaftlichen Ausgrenzung der Juden eingeleitet, setzte sich mit deren Vertreibung fort und erreichte mit ihrer Vernichtung den abschliessenden Höhepunkt. Die Ermordung der Juden war zu einem Tötungsgebot geworden, das durch vielfältige Rationalisierungsangebote abgesichert wurde. Sie reichten von ideologisch-rassistischen Begründungen («die Juden als Seuchenherd im arischen Volkskörper»), über politisch-rassistische Konstrukte («Vernichtung des jüdischen Bolschewismus») bis hin zu militärischen Legitimationsfiguren («aus Sicherheitsgründen sind alle im militärischen Kampfgebiet anzutreffenden Juden zu erschiessen»). Die systematische Umgestaltung der normativen Orientierung hin zu einer nationalsozialistischen Moral, deren Kern die Judenvernichtung ausmachte, hatte zur Folge, dass Wertüberzeugungen, Rationalität und individuelles Handeln im Nationalsozialismus sich an diesen Kriterien orientierten. Diese moralische Umformatierung machte nicht jedes Individuum in gleicher Masse mit. So scheint es plausibel anzunehmen, dass bei Funktionsträgern des NS-Systems die nationalsozialistische Moral im Regelfall stärker internalisiert war, als bei der übrigen Bevölkerung. Unabhängig davon trifft aber für alle zu, dass Entscheidungen für das eigene Handeln – etwa bei der Erschiessung von Juden – nicht nur individuell getroffen wurden, sondern gesellschaftlich kontextualisiert waren.

Die «nationalsozialistische Moral» verstand sich als expliziter sozialutopischer Gegenentwurf zur Aufklärung. Sie basierte auf der Idee der Schaffung eines «rassisch homogenen und gesunden Volkskörpers». Dieser Gesellschaftszustand sollte durch die permanente Ausmerzungen aller «rassisch Minderwertigen» erzielt werden. Als Hauptgegner, der diesem Ziel im Wege stand, wurde die «jüdische Rasse» definiert. Ihre Weiterexistenz würde das Projekt zum Scheitern bringen. Das rassistische, eliminatorische Gesellschaftsprojekt des Nationalsozialismus erzeugte eine neue Moral, neue Werte, eine neue Rationalität: Wenn im Nationalsozialismus die Vernichtung aller Juden oberste Priorität besass, dann galt jedes Handeln als moralisch, rational und wertvoll, welches dazu beitrug, das gesteckte Ziel zu erreichen.

Dieser ebenso einfache wie verstörende Schluss war in der post-nationalsozialistischen Gesellschaft nicht kommunizierbar. Zu monströs waren die begangenen Verbrechen und zu involviert war die Gesellschaft, um sich über die dahinter liegenden Moralprinzipien Rechenschaft abzugeben. Die einen schwiegen, und jene, die für ihre Verbrechen vor Gericht belangt wurden, hatten schon aus Selbstschutz keinen Grund, auf die nationalsozialistische Moral als eine für sie handlungsleitende Dimension einzugehen. Vor Gericht gaben sie fast immer an, sie hätten mitgemacht, weil sie von ihrer Angst, ihrer Disziplin oder von ihrem Bürokratismus geleitet worden seien. Niemand gab zu, aus Eifer oder aus innerer Überzeugung gemordet zu haben. Nach ihren selbstrechtfertigenden Aussagen bewegten sie sich scheinbar in einem ideologiefreien Umfeld, in dem gewöhnliche Menschen in repressiven und bürokratischen Institutionen gefangen waren.

Doch es finden sich Ausnahmen. So etwa Hermann Mair, der in einem Volksgerichtsprozess angeklagt wurde, im April 1945 auf einem «Todesmarsch» von Juden nach Mauthausen einen nicht mehr marschfähigen Juden im oberösterreichischen Steyr ermordet zu haben.⁸ Mair war seit 1933 NSDAP- und SA-Mitglied und hatte sich nach dem missglückten Putschversuch der Nazis im Juli 1934 nach Deutschland abgesetzt. Nach dem «Anschluss» kehrte er nach Steyr zurück, wo er – nach einer kurzen Unterbrechung als Freiwilliger bei der Wehrmacht – bis zum Kriegsende in den Steyr-Werken arbeitete. Er erreichte den Rang eines SA-Oberscharführers, ehe er Anfang 1945 als 34-Jähriger zum stellvertretenden Führer der Volkssturmkompanie von Reichraming ernannt wurde.

Nachdem eine Gruppe von Juden durch Steyr getrieben worden war, fanden Mayr, seine Ehefrau und drei weitere Volkssturmmänner an einer Böschung einen Juden, der aus Erschöpfung nicht mehr weiter konnte. Die Volkssturmmänner schlifften den Mann zur Böschung der Enns. Dort erschoss ihn Mair mit seiner Pistole. Die Anklage warf dem Beklagten vor, aus niederen Beweggründen getötet zu haben. Mair verteidigte sich folgendermassen: «Er sei niemals ein fanatischer Nationalsozialist, sondern lediglich ein Mitläufer gewesen. Er sei allerdings von der Richtigkeit des ihm beigebrachten NS-Gedankenguts überzeugt gewesen. Er habe noch bis zum Schlusse an einen deutschen Endsieg geglaubt. Mit dem Judenproblem sei er kaum in Berührung gekommen. [...] Er habe keine persönlichen Begegnungen mit Juden gehabt.» Vor Gericht gab er als Grund für den Mord an: «Die Juden seien ‚unsere Feinde‘⁴ gewesen». Über die Motive für seine Tat befragt, sagte Mair, «er habe die Tat wahrscheinlich in seiner Verblendung begangen. Er habe von früher Kindheit an gelernt und es nicht anders gewusst, als dass ‚die Juden unser Unglück‘ seien. Er habe den Befehl auch deshalb ausgeführt, weil die Ausführung seiner inneren Einstellung entsprochen habe. Es könne nicht anders sein.» Das Gericht kam zum Schluss, dass Mair den erschöpften Juden «nur deshalb erschossen hat, weil er [...] der Überzeugung gewesen ist, dass dieser Jude als ein Feind sein Leben verwirkt habe und deswegen nicht entfliehen dürfe. Er hat ihn mithin nach Überzeugung des Schwurgerichts nur deswegen erschossen, weil dieser Mann ein Jude war und ihm infolgedessen jedes Recht aufs Leben abgesprochen wurde.»

Mair scheint ein überzeugter Durchschnittsnazi gewesen zu sein. Schon in frühen Jahren Parteimitglied, hatte er es trotz seiner Stellung als «alter Kämpfer» in der NS-Hierarchie nicht sehr weit gebracht. Wie aus seiner Gerichtsangabe hervorgeht, waren es mehrere Elemente, die ihn dazu bewogen hatten, den Mord an einem Juden zu begehen. Er bestritt nicht, dass er vom «NS-Gedankengut überzeugt» gewesen war. Das zentrale Moment dieses Gedankenguts war die Vorstellung von der Ungleichheit der Menschen und – daraus folgend –, dass diese Ungleichheit eine Bedrohung für die nach ras-

⁸ Wenn nicht anders ausgewiesen, stammen die folgenden Angaben aus: Justiz und NS-Verbrechen, 1978: 407-425.

sistischen Kriterien höherwertige «deutsche Herrenrasse» bedeutete. Aus diesem Grund mussten die Juden konsequent bekämpft werden. In den Worten Mairs: Die Juden waren unsere Feinde und unser Unglück. Innerhalb dieses, von ihm antizipierten Moralkonzepts, handelte Mair rational. Denn aus seiner spezifischen Wahrnehmung und mit den ihm zur Verfügung stehenden Deutungsangeboten kam er zu einem ihm als sinnhaft erscheinenden Schluss: Diesen Menschen zu töten. Das habe, so Mair, «auch seiner inneren Einstellung entsprochen», die sich mit der NS-Vernichtungsmoral deckte. Es war dabei unerheblich, ob Mair jemals zuvor persönlichen Kontakt mit Juden hatte und ebenso irrelevant, welcher Nationalität der von ihm getötete Jude angehörte. Er handelte nicht aus persönlichen Motiven, sondern aus moralischer Überzeugung – nach dem Leitspruch: «Was du für Volk und Heimat tust, ist immer recht getan.» Für Mair war es die normative Hintergrundannahme, dass eine «Lösung des Judenproblems» sinnvoll und wünschenswert sei, die ihn dazu bewogen hatte zu töten. Die nationalsozialistische Stilisierung der Juden zum tödlichen Weltfeind bildete den Referenzrahmen seines Agierens und bot ihm zum Zeitpunkt der Tat eine ausreichende Begründung für sein mörderisches Handeln. Mair selbst weist daraufhin, wenn er aussagt, dass er «wahrscheinlich aus Verblendung» gemordet hat. Sein moralisches Koordinatensystem also anders – nämlich nationalsozialistisch – funktioniert hatte, als jenes, aufgrund dessen er nunmehr vor Gericht zur Verantwortung gezogen wurde. Moralische Überzeugung setzt keine intellektuell ausdifferenzierte Weltanschauung voraus. Die NS-Floskeln von «rassischer Generalprävention» oder «völkischer Flurbereinigung» als Muster der Weltdeutung, derer sich die Funktionseliten der Vernichtung bedienten, gehörten nicht notwendigerweise zum Standardvokabular der Exekutoren vor Ort.

Mit der Transformation des normativen Rahmens wird das zum integralen und akzeptierten Verhalten, was unter anderen Moralkonzepten als abweichendes, kriminelles Handeln gilt. Wie die monströsen Verbrechen im Osten zeigen, war mit dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 das normative Gefüge soweit verändert worden, dass der durchschnittliche «Volksgenosse» die physische Vernichtung der Juden akzeptiert oder als moralische Pflicht wahrgenommen hat. (Manoschek, Es gibt nur eines, 1999) Doch die millionenfache Tötung der Juden erfolgte nicht zufällig fern der Heimat. Wenn auch das Wissen über die systematischen Massenmorde ein offenes Geheimnis war, so spielten sie sich dennoch nicht vor den Augen der deutschen und österreichischen Bevölkerung ab und schufen dadurch räumliche, soziale und emotionale Distanz. Erst mit der Deportation zehntausender ungarischer Juden nach Ostösterreich ab dem Sommer

Diese «Spruchweisheit» hing als Wandschmuck in der Dienststube eines Mitglieds der Einsatzgruppe V in Polen. Er fotografierte das Täfelchen und klebte das Foto in ein umfangreiches Erinnerungsalbum – neben Aufnahmen von Leichenbergen, Exekutionen und Erhängungen, an denen er selbst teilgenommen hatte. Es spiegelt sich dabei das unerschütterliche Rechtsbewusstsein wider, siehe Reifahrth/Schmidt-Linsenhoff, Die Kamera der Täter, 1995: 487.

1944, kehrte das vermeintlich längst erledigte «Judenproblem» wieder auf heimischen Boden zurück. Erst die Endphasenverbrechen an tausenden Juden im Frühjahr 1945 sollten zeigen, wie tief sich die nationalsozialistische Vernichtungsmoral gesellschaftlich verankert hatte. Damit wird das traditionelle Bild obsolet, wonach sich der Holocaust auf eng definierbare Orte eingrenzen lässt und gleichsam als von der grossdeutschen Öffentlichkeit abgeschirmter industrieller Prozess in abgelegenen Tötungsfabriken im Osten stattgefunden hätte. So spielte sich die letzte Phase des Holocaust vor der Haustüre ab: in Rechnitz, Deutsch Schützen, Engerau, Hofamt Priel und vielen Dutzenden anderen Orten in Österreich.

Wie schon angedeutet, handelt es sich bei dem Judenmassaker in Rechnitz um keine singuläre Exzesst eines betrunkenen Haufens mordgieriger Nazis, die in festlicher Untergangsstimmung die Tat vollbrachten. Dieses medial suggerierte Bild ist nicht nur oberflächlich, sondern verdeckt die viel komplexeren Tatzusammenhänge.

DIE AKTEURE

Dazu muss vorab festgestellt werden, dass weder über die Tätergruppe noch über den konkreten Tatzusammenhang und den Tathergang ausreichendes Material vorliegt, um zweifelsfreie Schlüsse treffen zu können. Im Wesentlichen sind es die Zeugenaussagen und Einvernahmen der Beschuldigten im Rechnitzer Prozess, auf die wir uns stützen müssen.¹⁰ Und hier gelang es den Angeklagten zu vertuschen, ihre Aussagen zu widerrufen und umzuformulieren, während die Zeugen zunehmend an Gedächtnisschwund zu leiden begannen. Das Resultat dieser Manöver war – aus Sicht der Angeklagten – von Erfolg gekrönt. Aus vermeintlichen Tätern wurden bestenfalls Mitbeteiligte, deren Schuldigkeit nicht einmal ausreichte, sie strafrechtlich zu belangen. Wegen des Massenmords an zumindest 180 Juden in Rechnitz in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 kam es schlussendlich zu keiner einzigen Verurteilung aufgrund einer aktiven Täterschaft. Bis heute sind im strafrechtlichen Sinn die Täter unbekannt geblieben. Im Fall Rechnitz wurden weder die Opfer gefunden noch die Täter verurteilt.

Nachdem 1945 insgesamt 13 Personen angezeigt worden waren, sass im Rechnitzer Prozess vom Jahre 1948 nur mehr folgende Personen wegen der Anschuldigung des vielfach vollbrachten Mordes, des vielfach vollbrachten gemeinen Mordes als Mitschuldige und wegen Quälerei bzw. Verbrechen gegen die Menschlichkeit auf der Anklagebank. Sie wurden beschuldigt in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 im burgenländischen Rechnitz etwa 180 ungarische Juden ermordet zu haben. Die Verfahren gegen die übrigen Verdächtigen wurden getrennt geführt und in Folge eingestellt.

¹⁰ Wiener Stadt- und Landesarchiv, Vg 12 Vr 2832/45. Wenn nicht anders angegeben, stammen die folgenden Angaben aus diesem Prozessakt.

Josef Muralter: geboren 1897, Glasermeister in Oberwart, seit 1936 illegales NSDAP-Mitglied, Blockleiter, Kreisschulungsleiter, Kreispropagandaleiter, Kreishandwerksmeister und Leiter des Südostwall-Unterabschnitt Rechnitz I. Er hatte den Gefolgschaftsabend im Schloss Batthyány organisiert. Er war bereits seit 1946 wegen des Verdachts der Erschiessung von vier Volkssturmmännern, die im April 1945 desertiert waren, in Haft. Zudem wurde er von einem Zeugen beschuldigt, gemeinsam mit Franz Podezin und einer dritten Person weitere 20 bis 30 Juden erschossen und gemeinsam mit Kreisleiter Eduard Nicka zu Kriegsende die Kreisleitung in Oberwart in Brand gesteckt zu haben.

Hildegard Stadler: geboren 1919. Sie war Lehrerin und als Kanzleikraft für den Südostwallbau im Schloss Rechnitz tätig, seit 1939 NSDAP-Mitglied, Leiterin und Presseamtsleiterin des «Bund Deutscher Mädels» (BDM) in Rechnitz. Ihr wurde ein enges privates Verhältnis zu Franz Podezin nachgesagt. Sie wurde beschuldigt, sowohl bei der Erschiessung der 180 Juden als auch bei der am nächsten Tag stattgefundenen Erschiessung von weiteren 18 Juden, die nach dem nächtlichen Massaker Totengräberdienste leisten mussten, aktiv teilgenommen zu haben.

Ludwig Groll: geboren 1899, seit 1933 illegales NSDAP-Mitglied, seit Mai 1938 SS-Mitglied, Bürgermeister von Oberwart und Stellvertreter von Kreisleiter Eduard Nicka; zum Tatzeitpunkt Kreisorganisationsleiter von Oberwart, womit er dem engeren Kreis des Stabes des Südostwallbaus angehörte.

Stefan Beigelbeck: geboren 1902, Hundertschaftsführer beim Ostwallbau in Rechnitz. Von Juni 1938 bis April 1939 als Häftling im KZ Dachau und im KZ Mauthausen. Er wurde zudem von einem Zeugen angeklagt, bereits vor dem Massenmord in Rechnitz einen Juden erschlagen zu haben, der 1946 an der genannten Stelle gefunden und exhumiert worden war. Beigelbeck war kein Mitglied der NSDAP.

Eduard Nicka:¹¹ geboren 1911, gestorben 1997. Illegales NSDAP-Mitglied, SA-Sturmabteilführer, von 1938 bis 1940 Kreisleiter von Oberwart, 1940 bis 1942 bei der Waffen-SS im Kriegseinsatz, danach wieder Kreisleiter von Oberwart; ab Herbst 1944 für die Errichtung des Südostwalls im Kreis Oberwart und ab 1945 für die Rekrutierung des Volkssturms zuständig.

¹¹ Das Verfahren gegen Eduard Nicka wurde im Zuge des Prozesses ausgeschieden und unter einer neuen Nummer geführt. (Wiener Stadt- und Landesarchiv, Vg 5b Vr 190/48)

Franz Podezin:¹² illegales NSDAP-Mitglied, SS-Hauptscharführer und Kriminalassistent der Gestapo Graz (abgestellt zur Grenzpolizei Rechnitz), Unterabschnittsleiter beim Stellungsbau, Ortsgruppenleiter und Bataillonskommandant des Volkssturms von Rechnitz. Er wurde in der Anlageschrift als Organisator des Verbrechens angesehen. Ihm wurde zudem vorgeworfen, die Juden gemeinsam mit 10 bis 15 Mittätern erschossen zu haben.

Hans Joachim Oldenburg: Gutsverwalter des Schlosses Batthyány in Rechnitz.

Es geht hier nicht darum, diese Akteure im strafrechtlichen Sinne zu beurteilen, die sukzessive Rücknahme und Abschwächung der Anschuldigungen der Zeugen zu erklären, auf Verfahrensmängel hinzuweisen oder die Urteile zu kritisieren. Aus sozialwissenschaftlicher Sicht interessiert uns in diesem Zusammenhang viel mehr die Zusammensetzung dieser tatnahen Tätergruppe, wobei der Begriff «Tätergruppe» hier nicht im juristischen, sondern in einem soziologischen Sinne verwendet wird: Als jene Personen, von denen erwiesen ist, dass sie mit dem Massaker in einer individuell unterschiedlichen Art und Weise in einer aktiven Verbindung standen. Einige tatverdächtige Personengruppen müssen hier ausgeblendet werden, da das Gericht im Laufe des Verfahrens keine ausreichenden persönlichen Daten ermitteln konnte. So wurden von Zeugen auch unbekannte Volkssturmmänner, ein Waffen-SS-Trupp und ein Wehrmachtsleutnant genannt, die bei der Erschiessung ebenfalls eine Rolle gespielt haben sollen, allerdings nicht ausgeforscht werden konnten.

Den genannten Personen konnte im Prozess keine direkte Tathandlung nachgewiesen werden. Doch vertrat das Gericht in der Urteilsverkündung die Ansicht, dass vermutlich alle Angeklagten von dem geplanten Massaker im Voraus zumindest wussten.

Betrachtet man die NS-Karrieren und NS-Funktionen dieser Gruppe, so fällt auf, dass der Grossteil der Betroffenen auf einen langjährigen nationalsozialistischen Lebenslauf verweisen konnte. Sowohl Muralter, als auch Podezin, Nicka und Groll waren illegale NSDAP-Mitglieder gewesen und sind damit zweifellos zum ideologisch harten Kern des Nationalsozialismus zu zählen. Und Hildegard Stadler war bereits im Alter von 19 Jahren der NSDAP beigetreten. Einzig Stefan Beigelbeck fällt aus der Reihe: Er war im KZ gewesen und gehörte nicht der Partei an. Andererseits wurde er glaubhaft beschuldigt, schon vor dem Massaker sieben Juden in Rechnitz ermordet zu haben. Über den «altdeutschen» Gutsverwalter Oldenburg liegen zu wenige Informationen vor, um ihn in dieser Form schematisieren zu können.

¹² Da Franz Podezin und Hans Joachim Oldenburg 1948 flüchtig waren, wurde das Verfahren ausgeschieden und unter einer neuen Nummer geführt. (Wiener Stadt- und Landesarchiv, Vg 8e Vr 70/54)

Auch die Funktionen der Beschuldigten im nationalsozialistischen Apparat zeigen, dass sie aktiv im nationalsozialistischen Sinne tätig waren. Nicka bekleidete als Kreisleiter die höchste Parteifunktion in der Region; Muralter hatte diverse hohe Parteilstellungen inne; Groll war NS-Bürgermeister von Oberwart und Stellvertreter des Kreisleiters. Daneben hatte sich Nicka als Freiwilliger zur Waffen-SS an die Front gemeldet, Groll war SS-Mitglied und Podezin war Gestapo-Beamter und SS-Hauptscharführer. Und mit der Leitung des BDM in Rechnitz hatte auch Hildegard Stadler eine Parteikarriere vorzuweisen, die im Nationalsozialismus einer jungen Frau entsprechend war. Wer sich an diesem Abend vor dem Palmsonntag zum Gefolgschaftsfest am Schloss Batthyány in den Räumen der Abschnittsleitung des Südostwallbaus eingefunden hatte,¹³ zählte zur regionalen NS-Elite mit entsprechender ideologischer Überzeugung. Vor diesen persönlich-politischen Hintergründen ginge man wohl fehl in der Annahme, dass diese Gruppe über wie auch immer geartete Sympathien für Juden verfügt hätte.

Wenn das Gericht die Anschuldigungen auch nicht zu einer Anklage ausweitete, so spricht manches dafür, dass einige aus dieser Tätergruppe (Podezin, Beigelbeck) bereits vor dem Massenmord am Palmsonntag in Rechnitzjuden ermordet hatten. Bereits Wochen zuvor waren sieben jüdische Zwangsarbeiter beim Rechnitzer Friedhof umgebracht worden. Im Zuge der gerichtlichen Nachforschungen im Rechnitzer Prozess wurden am Ortsfriedhof die sieben Leichen der Erschossenen exhumiert. Von Zeugen wurde als Täter Franz Podezin benannt. Podezin wurde von Zeugen weiters beschuldigt, bereits im Jänner oder Februar 1945 sechs kranke Juden erschossen zu haben. Stefan Beigelbeck wiederum wurde vorgeworfen, schon vor dem Massaker einen Juden erschlagen zu haben. Die Anschuldigung wurde insofern bestätigt, als bei einem gerichtlichen Lokalaugenschein an der bezeichneten Stelle eine männliche Leiche gefunden wurde. Vieles deutet darauf hin, dass bereits vor dem 24. März ein Klima geherrscht hatte, in dem der Mord an Juden nichts Ungewöhnliches war. Die genannten Fälle lassen sowohl auf systematische als auch auf spontane Mordaktionen schliessen, die nicht von höherer Stelle aus angeordnet worden waren. Die nationalsozialistische Moral, nach der die Tötung von Juden zu einem Gebot mutiert war, hatte sich in Rechnitz schon etabliert. Wie viele andere Schauplätze des Judenmords in der Endphase des Krieges belegen, hatte die nationalsozialistische Moral in den Jahren so tiefe Spuren hinterlassen, dass die Entscheidung zum Töten nicht schwer viel. Seit mehreren Monaten waren die NS-Funktionäre mit ausgemergelten, hilflosen jüdischen Zwangsarbeitern aus Ungarn konfrontiert. So mancher von ihnen mag vorher noch nie mit Juden in Berührung gekommen sein und hatte gedacht, dass das «Judenproblem» schon längst im nationalsozialistischen Sinn gelöst worden wäre. Jetzt waren hunderte Juden im Rechnitzer Schloss untergebracht und mussten zumindest notdürftig versorgt werden. Man kann davon ausgehen, dass deren Arbeitsleistung unter diesen Bedingungen gering war und das ständige Vorrücken

¹³ Kreisleiter Eduard Nicka dürfte bei dem Fest nicht anwesend gewesen sein, obwohl es auch eine Zeugenaussage gibt, dass er bei dem Massaker vor Ort präsent war.

der «Roten Armee» gegen Westen die Stimmung der Nazis nicht gerade gehoben und den Hass auf die Juden, die für alles Unglück verantwortlich gemacht wurden, nicht gemindert haben wird. Von all dem finden wir natürlich in den Aussagen der Angeklagten nichts wieder. Das Gericht sah es nicht als seine Aufgabe an, die damals in Rechnitz vorherrschende Stimmung zu ergründen. All das verbleibt in einer verschwommenen Grauzone.

Faktum ist, dass es sich bei der Tätergruppe um kein speziell ausgesuchtes Mordkommando gehandelt hat. Es war die regionale Nazi-Prominenz, die sich zu einem Fest eingefunden hatte. Ihre Zusammensetzung war nicht zufällig und durchaus heterogen. Was sie verband, war, dass sie alle zum harten Kern des Nationalsozialismus zählten. Sie agierten gemeinschaftlich als aktiver Teil und im Sinne der «Volksgemeinschaft». Erhellend ist die Begründung, die von den Angeklagten für die Ermordung der arbeitsunfähigen Juden ins Treffen geführt wurde. Sie hätten Fleckfieber gehabt und mussten zur Verhinderung der Ausbreitung einer Epidemie liquidiert werden. Unabhängig davon, dass es keine Anzeichen für eine Fleckfiebererkrankung der Opfer gab, ist die ideologische Konnotation dieser Behauptung aufschlussreich. Die Juden als Krankheitserreger, die den «gesunden Volkskörper» infizieren und darum ausgemerzt werden müssen, gehörte zum rassistischen Standardrepertoire des Nationalsozialismus. In Form der fantasierten Fleckfiebererkrankung wird auf dieses ideologische Versatzstück zurückgegriffen und es taucht nunmehr als Rechtfertigungsfigur für den vollzogenen Massenmord auf. Auch wenn sie vor Gericht erfolgreich leugneten, die Tat selbst begangen zu haben, so ging es ihnen darum, für das Massaker Verständnis zu erzeugen und es nachvollziehbar zu machen. Dafür griffen sie auf ein archaisches nationalsozialistisches Stereotyp zurück: Der Judenmord als notwendige Massnahme, als Tötungsgebot, um den «gesunden Volkskörper» zu schützen.

SITUATIVE RAHMENBEDINGUNGEN BEIM MASSENMORD IN RECHNITZ

Zum Vollzug einer Tötungshandlung an Juden bedurfte es, so Raul Hilberg, «eines Willens, einer Bereitschaft, eines Gedankengangs und einer Übereinstimmung.» (Hilberg, Gehorsam, 1991: o. S.) Neben diesen ideologisch fundierten notwendigen Voraussetzungen bildeten die konkrete soziale Situation und die Deutung des Geschehenszusammenhangs durch die Akteursgruppe den Referenzrahmen für das weitere Vorgehen. Anders ausgedrückt: Die Situation musste interpretiert, das weitere Agieren in irgendeiner Form ausverhandelt, akkordiert und organisiert werden. Wie dieser Prozess in Rechnitz abgelaufen ist, lässt sich nur in groben Umrissen und lückenhaft rekonstruieren.

Mit Sicherheit steht fest, dass der Bahnhofsvorstand von Rechnitz am 24. März 1945 gegen 15.00 Uhr von der Kreisleitung Oberwart den Auftrag erhielt, eine Zugsgarnitur nach Burg zu schicken, um etwa 200 arbeitsunfähige Juden nach Rechnitz zu transpor-

tieren. Um die gleiche Zeit erhielt der LKW-Unternehmer Franz Ostermann den Auftrag, sich mit seinem LKW um 21.00 Uhr bereit zu halten. Und ebenso gegen 15.00 Uhr suchten der Rechnitzer NSDAP-Ortsgruppenleiter und Gestapobeamte Franz Podezin und der Gutsverwalter des Schlosses des Grafenpaars Batthyány, Hans Joachim Oldenburg, den Hundertschaftsführer Stefan Beigelbeck auf und brachten ihn zum Rechnitzer Bahnhof. Dort warteten sie gemeinsam auf das Eintreffen des Zuges. Als dieser gegen 17.00 Uhr einfuhr, wurden die jüdischen Zwangsarbeiter aus dem Bahnwaggon ausgeladen und lagerten unter der Bewachung von Stefan Beigelbeck am Bahnhofsgelände. Laut Aussage des (unverdächtigen) Bahnhofsvorstands befanden sich die Juden «in einem grauenhaften Zustand, unterernährt, schwach und total verlaust.» Bemerkenswert ist die Aussage des damals in Rechnitz untergebrachten jüdischen Zwangsarbeiters Paul Karl Somogyi, dass er, gemeinsam mit anderen Juden, ab dem frühen Nachmittag einen etwa 200 Meter langen und zwei Meter tiefen Graben ausschaufeln musste; eine Arbeit, die bis um zwei Uhr früh des 25. März andauerte.

Am frühen Abend begann das Gefolgschaftsfest im Schloss Batthyány. Es fand nicht im grossen Festsaal des Schlosses, sondern in einem Raum der Gutsverwaltung im Erdgeschoss statt, in dem auch die Kanzlei des Stellungsbaus untergebracht war. (Strassl/Vosko, *Das Schicksal*, 1999: 182) Organisiert wurde das Fest vom Unterabschnittsleiter Josef Muralter. Ob das Grafenpaar Batthyány daran teilgenommen hat, geht aus den Aussagen nicht hervor. Faktum ist, dass der Gestapo-Beamte Franz Podezin im Laufe des Abends einen Anruf erhielt. Daraufhin beauftragte er Hildegard Stadler, etwa 10 bis 13 Festteilnehmer in ein Magazin zu führen, wo ihnen Podezin eröffnete, dass die am Bahnhof befindlichen Juden von ihnen erschossen werden würden. Podezin verteilte Munition und die Männer verliessen das Schloss in bereitstehenden PKW. Welche Personen mit Podezin und Stadler gemeinsam im Magazin waren, ist nicht geklärt, da Stadler angab, sich an keine dieser Personen namentlich erinnern zu können. Ebenso wenig wie an den Inhalt des von Podezin geführten Telefongesprächs. Letztlich konnte das Gericht nur zweifelsfrei klären, dass von den Festteilnehmern neben dem flüchtigen Franz Podezin noch der Bürgermeister und Kreisorganisationsleiter von Oberwart, Ludwig Groll, am Tatort in der Nähe des Rechnitzer Kreuzstadls anwesend waren.

Der LKW-Unternehmer Ostermann sagte als Zeuge aus, dass er erst gegen ein Uhr morgens von Podezin abgeholt wurde und sie gemeinsam zum Bahnhof fuhren. Von dort aus transportierte er zwischen ein und drei Uhr morgens insgesamt sieben Mal jeweils 30 bis 40 Juden zur Erschiessungsstätte.¹⁴

¹⁴ Daneben war zumindest noch ein weiterer LKW zum Transport der Juden eingesetzt. Wenn die Zahlenangaben von Ostermann korrekt sind (7 Fahrten mit je 30 bis 40 Juden), so müssten in dieser Nacht weit mehr als die vom Gericht genannte Zahl von 180 Juden erschossen worden sein. Siehe dazu auch den Beitrag von Karl Pöllhuber in diesem Band.

Die Opfer mussten sich vollkommen entkleiden, sich an den Rand des Grabens knien und wurden dann mittels Kopfschuss in die Grube geschossen. Die Massenerschiessung dürfte bis etwa drei Uhr morgens gedauert haben.

Schlussendlich wurden am Abend des 25. März noch 18 weitere Juden beim Rechnitzer Schlachthaus erschossen, die zuvor zu Totengräberarbeiten für die in der Nacht zuvor Ermordeten eingesetzt gewesen waren. Sie wurden im Auftrag des Gutsverwalters, Hans Joachim Oldenburg, vom Kutscher des Schlosses zur Mordstätte gebracht. Dort wurden sie, nach Zeugenaussagen, von Franz Podezin und Hildegard Stadler in Empfang genommen. Die Zeugen gaben an, dass sie noch vor der Erschiessung den Ort verlassen und danach Schüsse aus dem Schlachthaus gehört hätten.

Was lässt sich nun aus dieser recht bruchstückhaften Rekonstruktion über die situativen Rahmenbedingungen aussagen? Mit Sicherheit handelte es sich nicht um eine spontane Exzesstat, um ein mörderisches «Partyvergnügen»¹⁵ eines betrunkenen Haufen Nazis. Das Verbrechen war – möglicherweise recht kurzfristig – geplant und organisiert worden. Nachdem in der Gemeinde Burg die arbeits- und marschunfähigen Juden aussortiert worden waren, begann am frühen Nachmittag des 24. März die Organisation des Verbrechens. Die Kreisleitung in Oberwart, die für die jüdischen Zwangsarbeiter in diesem Gebiet zuständig war, beorderte einen Bahnwagen nach Burg, um die Juden nach Rechnitz zu transportieren. Zeitgleich wurde Stefan Beigelbeck von Podezin und Oldenburg abgeholt, um die Juden beim Eintreffen des Zuges zu bewachen und der Transportunternehmer Ostermann informiert, für 21.00 Uhr seinen LKW bereit zu halten. Und zur selben Zeit begannen jüdische Zwangsarbeiter in Rechnitz mit dem Ausheben einer 200 Meter langen Grube. Diese Indizien deuten darauf hin, dass schon am Nachmittag die Tötung der Juden geplant war. Entweder von der Kreisleitung in Oberwart selbst – möglicherweise von Kreisleiter Eduard Nicka – oder vom Gestapobeamten, SS-Hauptscharführer Franz Podezin, in Rechnitz, der von der Kreisleitung über das Eintreffen der Juden informiert wurde. Auch die nationalsozialistische Logik spricht für diesen Entscheidungsbildungsprozess: Was sollte mit hunderten Juden geschehen, die aus dem Lager Kószeg vor der herannahenden «Roten Armee» evakuiert worden waren, um weiter nach Westen getrieben zu werden, aber nicht mehr gehen konnten? Die Option, sie zu ermorden, war aus nationalsozialistischer Sicht nahe liegend, um nicht zu sagen zwingend. Betrachtet man die Ereignisse bei der Auflösung anderer Lager beim Südostwallbau (etwa des Lagers Engerau), so wurden auch dort marschunfähige Juden ermordet (Kuretsidis-Haider, *Das Volk*, 2006); und die, die auf den anschließenden «Todesmärschen» Richtung KZ Mauthausen die Kraft zum weiter marschieren verliess, wurden ebenso systematisch liquidiert. (Lappin, *The Death marches*, 2000)

¹⁵ Siehe dazu die jüngsten Darstellungen in den Medien im Beitrag von Gunnar Mertz in diesem Band.

Geht man von der plausiblen Annahme aus, dass der Entschluss zum Massenmord am Nachmittag von der Kreisleitung an Podezin übermittelt oder von ihm vor Ort getroffen wurde, so galt es nunmehr rasch die organisatorischen und logistischen Massnahmen für dessen Umsetzung zu treffen. Das Ausheben der Gruben musste angeordnet, LKW für den Abtransport der Juden vom Bahnhof zum Tötungsort organisiert werden. Und nicht zuletzt musste die Auswahl des Tötungspersonals erfolgen. Hier dürfte sich das zufällig für den Abend angesetzte Gefolgschaftsfest im Schloss als hilfreich erwiesen haben. Podezin konnte bei der Zusammensetzung der Festgäste von der berechtigten Annahme ausgehen, dass sich darunter genügend befanden, die diese Aufgabe auch ausführen würden.

Das Fest begann um etwa 20.00 Uhr. Bis dahin war Podezin mehrmals beim Bahnhof erschienen. Bei seinem letzten Auftauchen gegen 20.00 Uhr teilte er Stefan Beigelbeck, der die Juden beaufsichtigte, mit, dass die Juden kein Essen bekommen, sondern erschossen werden würden. Dann kehrte Podezin zum Fest zurück. Im Laufe des Abends erhielt Podezin einen Anruf.¹⁶ Daraufhin beauftragte er Hildegard Stadler, etwa 10 bis 13 Festteilnehmer in ein Magazin zu führen, wo er ihnen eröffnete, dass die am Bahnhof befindlichen Juden zu erschossen seien.

Die Befehlsverhältnisse zwischen jenen Personen, denen Podezin die beabsichtigte Erschiessung der Juden mitteilte, sind undurchsichtig. Mit Sicherheit kann ausgeschlossen werden, dass der Gestapobeamte Podezin Befehlsmacht über alle Ausgewählten gehabt hat. Ein Befehlsnotstand – sonst ein beliebtes Mittel, um sich von persönlicher Verantwortung zu entlasten – wurde von den Angeklagten auch gar nicht ins Treffen geführt. Um eine etwaig vorhandene Hemmschwelle für das Töten zu senken, schien es Podezin ausreichend, ihnen mitzuteilen, dass die Juden an Fleckfieber erkrankt wären. Ein Befehl, der sonst als Vermittlungsinstanz zwischen nationalsozialistischer Vernichtungsmoral und der konkreten Situation des Mordens diente, war nicht nötig. Der Rückgriff auf die Formel von den «Juden als Seuchenherd» war ausreichend für die Selbstlegitimierung der Mörder und ihrer Tat. Eine Diskussion über den Mordauftrag dürfte unter der Tätergruppe ebenfalls nicht stattgefunden haben. Offensichtlich herrschte Einigkeit darüber, dass diese Aufgabe erledigt werden müsse. Hildegard Stadler beschreibt die Situation lakonisch: «Podezin hat dies von der Erschiessung so allgemein gesagt, die Leute haben wohl so viel ich mich erinnere gefragt: ‚wieso kommen wir dazu?‘, doch waren weiters keine Debatten darüber. Podezin sagte nur ‚wir gehen und sind die Leute eben gegangen.› Stadler schildert die Reaktion jener, die gerade erfahren hatten, dass sie nunmehr hunderte Juden erschossen werden, als eine lästige, unangenehme Pflicht, die eben zu erfüllen sei. Von moralischer Ambivalenz oder gar von Protest, ist hier kei-

¹⁶ Das Gericht nahm an, dass Podezin bei diesem Anruf den Mordauftrag erhalten hat. Viel wahrscheinlicher erscheint allerdings, dass es sich bei diesem Gespräch nur mehr um organisatorische Belange hinsichtlich der Erschiessungsaktion gehandelt hat (siehe dazu auch den Beitrag von Karl Pöllhuber in diesem Band).

ne Spur zu finden. Die Frage: «wieso kommen wir dazu?» könnte sich viel mehr darauf bezogen haben, dass die Betroffenen es vorgezogen hätten mit den anderen Anwesenden weiter zu feiern, statt in die kalte Nacht hinaus zu müssen, um stundenlang Juden zu erschiessen.

Fasst man die situativen Rahmenbedingungen zusammen, so könnte man sie für die Durchführung des Verbrechens als nicht ganz einfach bezeichnen. Von der Mitteilung der Kreisleitung, dass die Juden nach Rechnitz gebracht werden, bis zum Beginn der Erschiessungsaktion verstrichen etwa zehn Stunden. In diesem Zeitraum wurden der Transport der Juden und ihre Bewachung am Bahnhof organisiert, LKW für deren Weitertransport zur Erschiessungsstätte bereitgestellt, Gruben ausgehoben und das Mordkommando aufgestellt. Dass die notwendige Anzahl von Mördern beim Gefolgschaftsfest gerade vor Ort war, erleichterte die Aufgabe allerdings erheblich. Ein konkreter Befehl zur Ermordung der Juden könnte nur von der Kreisleitung erfolgt sein, doch bleibt dies ungewiss. Nachdem mit Ludwig Groll der stellvertretende Kreisleiter bei der Ermordungsaktion nachweislich anwesend war, musste die Mordaktion von der Kreisleitung befohlen, angeregt oder zumindest geduldet worden sein. Sicher hingegen ist, dass die einzelnen Täter nicht auf Befehl von Franz Podezin aktiv wurden, es sich also um keine traditionellen Befehlstätter gehandelt hat. Unter Kenntnis ihrer Karriereverläufe und der Positionen, die sie im NS-System innehatten, kann man sie als «Weltanschauungstätter» charakterisieren, die genau wussten und wollten, was sie taten. Es waren überzeugte nationalsozialistische Durchschnittstätter, die auch in Rechnitz die Schlüsselrolle beim Verbrechen vor Ort spielten.

INDIVIDUELLE HANDLUNGSSPIELRÄUME

Erst nachdem der normative Rahmen, also die nationalsozialistische Tötungsmoral, als ideologische Fundierung der Täter dargestellt und die situativen Rahmenbedingungen beschrieben sind, innerhalb derer die Entschlussbildung zur Ermordung der Juden in Rechnitz vor sich gegangen ist, macht es Sinn, sich dem individuellen Kreis des Geschehens zu nähern. Die normativen und situativen Rahmenbedingungen bilden den ideologischen und sozialen Interpretationshintergrund, vor dem der jeweilige Akteur die Einschätzung seines individuellen Handlungsspielraums vornimmt: «Ein solcher Spielraum ist nicht einfach objektiv gegeben; er ist davon abhängig, ob und wie ein Akteur ihn wahrnimmt, welche möglichen Konsequenzen er bei der Entscheidung für diese oder jene Option (mit schießen oder ‚sich drücken oder sich verweigern etc.) erwartet, bevor er sich schliesslich für eine entscheidet.» (Welzer, Täter, 2005: 17) Trotz aller ideologischer Prägung und trotz vielfältigster sozialer Arrangements des Tatumfelds bleibt es ein individueller Entschluss, sich für oder gegen das Morden zu entscheiden.

Obwohl aufgrund von Zeugenaussagen alle Angeklagten beschuldigt worden waren, am Tatort gewesen zu sein, konnte das Gericht letztendlich nur Ludwig Groll seine An-

wesenheit an der Mordstätte nachweisen.¹⁷ Entsprechend wenig können wir über die individuellen Handlungsstrategien der Täter anmerken. Faktum ist, dass sie nicht unter der Befehlsgewalt des Gestapobeamten Franz Podezin standen. Seine Aufforderung zum Massenmord hätte schon mit Verweis auf diesen formalen Umstand von jedem Einzelnen abgelehnt werden können. Laut Hildegard Stadler gab es aber «keine Debatten darüber». Dieser Handlungsspielraum wurde von keinem aus der Tätergruppe genutzt, wahrscheinlich nicht einmal in Erwägung gezogen. Es dürfte vielmehr Einigkeit über die grundsätzliche Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit dieser Mordaktion bestanden haben. Die Frage: «Wieso kommen wir dazu?» verweist lediglich darauf, dass es sich bei ihnen um keine kriminellen Exzesstäter handelte, die unter einer ideologischen Legitimationsfassade den Mord an den Juden aus persönlichem Interesse sexueller, materieller oder sonstiger Natur betrieben.

Innerhalb des nationalsozialistischen Normengefüges hatten sie in der Nacht zum Palmsonntag in Rechnitz geradezu idealtypisch umgesetzt, was der Reichsführer-SS, Heinrich Himmler, als «Ruhmesblatt unserer Geschichte» bezeichnet hatte:

«Ich will hier vor Ihnen in aller Offenheit, auch ein ganz schweres Kapitel erwähnen. Unter uns soll es einmal ganz offen ausgesprochen sein, und trotzdem werden wir in der Öffentlichkeit nie darüber reden. [...] Ich meine jetzt die Judenevakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes. Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht. – ‚Das jüdische Volk wird ausgerottet‘, sagt ein jeder Parteigenosse, ‚ganz klar steht in unserem Programm, Ausschaltung der Juden, Ausrottung, machen wir.‘ [...] Von Euch werden die meisten wissen, was es heisst, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 daliegen oder wenn 1'000 daliegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte, denn wir wissen, wie schwer wir uns taten, wenn wir heute noch in jeder Stadt – bei den Bombenangriffen, bei den Lasten und Entbehrungen des Krieges – noch die Juden als Geheimsaboteure, Agitatoren und Hetzer hätten. [...] Wir hatten das moralische Recht, wir hatten die Pflicht gegenüber unserem Volk, dieses Volk, das uns umbringen wollte, umzubringen. Wir haben aber nicht das Recht, uns auch nur mit einem Pelz, mit einer Uhr, mit einer Mark oder mit einer Zigarette oder mit sonst etwas zu bereichern. Wir wollen nicht am Schluss, weil wir einen Bazillus ausrotteten, an dem Bazillus krank werden und sterben. Ich werde niemals zusehen, dass hier auch nur eine kleine Fäulnisstelle entsteht oder sich festsetzt. Wo sie sich bilden sollte, werden wir sie gemeinsam ausbrennen. Insgesamt aber können wir sagen, dass wir diese schwerste Aufgabe in Liebe zu unserem Volk erfüllt haben. Und wir haben keinen Scha-

¹⁷ Groll sagte aus, er hätte selbst nicht geschossen, sondern nur die Gruben zugeschüttet. Seine Aussage enthält viele Elemente einer Schutzbehauptung und hat keinen Wert für die Analyse individueller Handlungsspielräume.

den in unserem Inneren, in unserer Seele, in unserem Charakter daran genommen.» (Internationaler Militärgerichtshof, Der Prozess, 1948: 145)

Der Massenmord an den Juden in Rechnitz war eine geplante Initiativtat eines Täterkollektivs, das sich über die Notwendigkeit dieser Tat einig war. Sie taten es, weil für sie die nationalsozialistische Rassedoktrin keine abstrakte Theorie, sondern handlungsanleitender Motor gewesen ist. Als die Situation eine Realisierung dieser Doktrin erforderte, zögerten sie nicht, ihre Überzeugung in einem mörderischen Massaker umzusetzen.

LITERATUR

- Arendt, Hannah (1986): Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft, München
- Berschel, Holger (2001): Bürokratie und Terror. Das Judenreferat der Gestapo Düsseldorf 1935-1945, Essen
- Freiinger, Gerhard/Niederhofer, Gerhard (2005): Gedenkprojekt Todesmarsch Eisenstrasse 1945. Die Stadt Eisenerz errichtet mit Jugendlichen ein Mahnmal am Präbichl, in: Halbrainer, Heimo/Ehetreiber, Christian (Hrsg.): Todesmarsch Eisenstrasse 1945. Terror, Handlungsspielräume, Erinnerung: Menschliches Handeln unter Zwangsbedingungen, Graz, 15 -18
- Friedman, Benedikt (1989): «Iwan, hau die Juden!». Die Todesmärsche ungarischer Juden durch Österreich nach Mauthausen im April 1945, Haifa/St. Pölten
- Halbrainer, Heimo (2005): «Unsere Pflicht, wahrhaft und objektiv Gerechtigkeit zu sprechen» – Die Ahndung nationalsozialistischer Verbrechen im Zuge des Todesmarschs ungarischer Juden durch den Bezirk Leoben, in: Halbrainer, Heimo/Ehetreiber, Christian (Hrsg.): Todesmarsch Eisenstrasse 1945. Terror, Handlungsspielräume, Erinnerung: Menschliches Handeln unter Zwangsbedingungen, Graz, 95 -134
- Halbrainer, Heimo/Ehetreiber, Christian (Hrsg.) (2005): Todesmarsch Eisenstrasse 1945. Terror, Handlungsspielräume, Erinnerung: Menschliches Handeln unter Zwangsbedingungen, Graz
- Harrower, Molly (1976): Rorschach Records of the Nazi War Criminals: An Experimental Study after Thirty Years, in: Journal of Personality Assessment, 40/4, 341-351
- Hilberg, Raul (1990): Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust, Frankfurt/Main
- Hilberg, Raul (1991): Gehorsam oder Initiative? Zur arbeitsteiligen Täterschaft im Nationalsozialismus. Beitrag zum Internationalen Hearing 23.-25. 10. 1991 (Arbeitsstelle zur Vorbereitung des Frankfurter Lern- und Dokumentationszentrums des Holocaust, Materialien Nr. 3), Frankfurt/Main, o. S.
- Holpfer, Eva (1998): Der Umgang der burgenländischen Nachkriegsgesellschaft mit NS-Verbrechen bis 1955 am Beispiel der wegen der Massaker von Deutsch-Schützen und Rechnitz geführten Volksgerichtsprozesse, unveröffentlichte Diplomarbeit am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, Wien
- Internationaler Militärgerichtshof (1948): Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher, Bd. 29, Nürnberg

- Justiz und NS-Verbrechen (1978). Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-1966, (bearbeitet von Irene Sagel-Grande, H.H. Fuchs, C.F. Rüter), Band XVIII, Amsterdam
- Kren, George M. / Rappoport, Leon (1980): *The Holocaust and the Crisis of Human Behavior*, New York
- Kuretsidis-Haider, Claudia (2006): «Das Volk sitzt zu Gericht». Österreichische Justiz und NS-Verbrechen am Beispiel der Engerau-Prozesse 1945-1954, Innsbruck
- Lappin, Eleonore (2000): *The Death marches of Hungarian Jews Through Austria in the Spring of 1945*, in: *Yad Vashem Studies XXVIII*, 203-242
- Lappin, Eleonore (2006): *Das Massaker von Hofamt Priel*, in: Lappin, Eleonore/Uslu-Pauer, Susanne/Wieninger, Manfred (Hrsg.): *Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter in Niederösterreich 1944/45*, St. Pölten, 103-132
- Lappin, Eleonore/Uslu-Pauer, Susanne/Wieninger, Manfred (Hrsg.) (2006): *Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter in Niederösterreich 1944/45*, St. Pölten
- Litchfield, David R.L. (2006): *The Thyssen Art Macabre*, London
- Litchfield, David R.L. (2008): *Die Thyssen-Dynastie: Die Wahrheit hinter dem Mythos*, Oberhausen
- Mallmann, Klaus-Michael (1999): *Der Einstieg in den Genozid. Das Lübecker Polizeibataillon 307 und das Massaker in Brest-Litowsk Anfang Juli 1941*, in: *Archiv für Polizeigeschichte*, Jg. 10, Heft 3, 82-88
- Mann, Michael (2007): *Die dunkle Seite der Moderne. Eine «Theorie der ethnischen Säuberung*, Hamburg
- Manoschek, Walter (1999): «Es gibt nur eines für das Judentum: Vernichtung». *Das Judenbild in deutschen Soldatenbriefen 1939-1944*, Hamburg
- Orth, Karin (2000): *Die Konzentrationslager-SS. Sozialstrukturelle Analysen und biographische Studien*, Göttingen
- Paul, Gerhard/Mallmann, Klaus-Michael (Hrsg.) (2000): *Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. Heimatfront und besetztes Europa*, Darmstadt
- Reifahrth, Dieter/Schmidt-Linsenhoff, Viktoria (1995): *Die Kamera der Täter*, in: Heer, Hannes/Naumann, Klaus (Hrsg.): *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*, Hamburg, 475-503
- Safrian, Hans/Witek, Hans (2008): *Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938*, Wien
- Stolle, Michael (2001): *Die Geheime Staatspolizei in Baden*, Konstanz
- Strassl, Harald/Vosko, Wolfgang (1999): *Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter am Beispiel des Südostwallbaus 1944/45 im Bezirk Oberwart unter besonderer Berücksichtigung der Massenverbrechen bei Rechnitz und Deutsch Schützen*, unveröffentlichte Diplomarbeit am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, Wien
- Uslu-Pauer, Susanne (2006): *Strafrechtliche Verfolgung von NS-Verbrechen an ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern während der Todesmärsche in Niederösterreich*, in: Lappin, Eleonore/Uslu-Pauer, Susanne/Wieninger, Manfred (Hrsg.): *Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter in Niederösterreich 1944/45*, St. Pölten, 209-229

Welzer, Harald (2005): Täter. Wie aus ganz normalen Männern Massenmörder werden, Frankfurt/Main

Archive

Wiener Stadt- und Landesarchiv, Vg 12 Vr 2832/45

Wiener Stadt- und Landesarchiv, Vg 5b Vr 190/48

Wiener Stadt- und Landesarchiv, Vg 8e Vr 70/54

Zeitungen

Der Standard, 19.10.2007

GESCHEHEN

In der Nacht zum Palmsonntag

Rekonstruktion eines Massenmordes

1. Vorwort

Auch rund siebzig Jahre nach dem «Anschluss» an das Deutsche Reich ergeben sich selbstverständlich Fragen nach jüdischen Schicksalen in Österreich und dem Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. Ein Aspekt dabei ist die Verfolgung von NS-Verbrechen durch die zwischen 1945 und 1955 bestehende Volksgerichtsbarkeit. Und gerade hier drängt sich eine Auseinandersetzung mit einem der grausamsten Mordaktionen in der damaligen Ostmark auf: dem Massenmord an jüdischen Zwangsarbeitern in Rechnitz, ein Verbrechen, das bis heute nicht vollständig aufgeklärt wurde.¹ Symptomatisch für die Rechnitzer Ereignisse ist, dass Zeitzeugen vor Ort faktisch nicht zur Verfügung standen und die Opfer, soweit überhaupt überlebend, leider auch nur bedingt Auskünfte geben konnten oder wollten. (Holpfer, Nachkriegsgesellschaft, 1998)

Die Prozessakten zu den «Rechnitzer Volksgerichtsverfahren» stellen somit die wesentlichste und umfangreichste Quelle dar, auf die zurückgegriffen werden kann. Anhand der im Wiener Stadt- und Landsarchiv aufliegenden Gerichtsunterlagen wird nun versucht, die Ereignisse in und um Rechnitz nachzuvollziehen.² Vorweg ist noch festzuhalten, dass im Gemeindegebiet von Rechnitz mehrere Mordaktionen stattfanden. Die vorliegende Darstellung beschränkt sich auf die Ereignisse in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 (Palmsonntag). Die Morde erhielten mit dem Mahnmal «Rechnitzer Kreuzstadl» auch ein sichtbares Zeichen zum Gedenken an diese Verbrechen.

¹ So konnten die Gräber der ermordeten Juden trotz aufwändiger Bemühungen nicht gefunden werden.

² Die Gerichtsunterlagen finden sich im Wesentlichen unter der Aktenzahl Vg 12 Vr 2832/45. Hinzuweisen ist, dass bei Zitierung von Dokumenten die neue Rechtschreibordnung Verwendung fand. Die notwendige Anonymisierung von Personen wurde vorgenommen.

2. Das Südburgenland in der Endphase des Zweiten Weltkrieges

Mit dem Näherrücken der Front an die Reichsgrenzen wurden die jeweiligen Gauleiter als Reichsverteidigungskommissare beauftragt Befestigungsanlagen zu errichten. Auf dem Gebiet des Burgenlandes waren dies Dr. Hugo Jury für Niederdonau und Dr. Siegfried Uiberreither für die Steiermark.³ Auf der darunter liegenden Ebene übernahmen die Kreisleiter die Umsetzung. Daher wurde auch der Kreisleiter von Oberwart, Eduard Nicka, von Gauleiter Uiberreither Mitte Oktober 1944 nach Graz befohlen, um die Errichtung des entsprechenden Teilabschnittes voranzutreiben.⁴ Da der Ausbau nicht zügig genug voran ging, wurde ab der Jahreswende 1944/45 im Bereich Oberwart/Rechnitz auf ungarische Juden als Zwangsarbeiter zurückgegriffen. Ein dazu eingerichtetes Lager befand sich in Kószeg/Güns, das durch seine Nähe zu Rechnitz und der vorhandenen Eisenbahnlinie einen Sammelpunkt für diesen Raum bildete. Hier waren ungefähr 8'000 ungarische Juden konzentriert und auf vier Einzellager aufgeteilt. Viele der Insassen erkrankten oder starben durch menschenunwürdige Behandlung. Obwohl auf ungarischem Hoheitsgebiet errichtet, unterstanden die Lager der SS bzw. wurden die Wachmannschaften überwiegend von SA-Angehörigen gestellt. (Achenbach / Szorger, Einsatz ungarischer Juden, 1996: 143) Zusätzlichen Einfluss übten die Reichsverteidigungskommissare und ihre untergeordneten Parteistellen aus.

Als sich die Rote Armee dem Gebiet um Kószeg näherte, wurden die Insassen zur Evakuierung in Marschfähige, Transportfähige und Schwerkranke eingeteilt. Diese Selektion entschied in vielen Fällen über Leben oder Tod. Während die Marschfähigen Kószeg über die Steiermark Richtung Mauthausen verliessen, wurden die Transportfähigen mittels Eisenbahn abtransportiert. Schwerkranke und Nichttransportfähige fielen dabei in Kószeg bereits gezielten Tötungsaktionen zum Opfer. Neben der Ermordung von rund 80 Juden im Ziegelofenlager, ist auch eine Vergasungsaktion an ca. 100 bis 120 Schwerkranken im so genannten Brauhauslager dokumentiert. (Achenbach / Szorger, Einsatz ungarischer Juden, 1996: 145ff.)

Rechnitz liegt am südlichen Fusse des Geschriebensteins und ist mit über 3000 Einwohnern ein für burgenländische Verhältnisse durchaus bedeutender Ort. Bis 1945 wurde das Ortsbild durch das grosszügig angelegte Batthyány-Schloss geprägt. Das Schloss wurde in der letzten Kriegsphase beschädigt und in Folge zur Gänze abgetragen. Es befand sich im Eigentum von Margit Batthyány-Thyssen. Obwohl Margit Batthyány-Thyssen am nachfolgend beschriebenen Gefolgschaftsfest teilnahm, gab es in den eingesehenen Unterlagen keinen Hinweis auf ihre Involvierung in die Verbrechen.

³ Das Bundesland Burgenland war während der nationalsozialistischen Herrschaft auf die Steiermark und Niederösterreich aufgeteilt.

⁴ Verhandlungsprotokoll. 5. Verhandlungstag. 02.07.1948, Aussage Nicka.

Der weitläufige Gebäudekomplex und die zentrale geografische Lage dürften ausschlaggebend gewesen sein, dass eine Unterabschnittsleitung für den Südostwallbau in den Wirtschaftsräumen des Schlosses untergebracht war. Von hier aus erfolgte die Verteilung der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter auf die einzelnen Bauabschnitte. (Strassl/Vosko, Zwangsarbeiter, 1999: 120ff.)

Am 29. März 1945 griffen die Sowjets Rechnitz an, welches am Morgen des 30. März nach geringfügigen Kämpfen verloren ging. Am 1. April 1945 wurde das Gebiet von der Waffen-SS zurückerobert und noch einige Tage gehalten. (Rauchensteiner, Krieg in Österreich, 1995: 245ff) Zu diesem Zeitpunkt waren die in und um Rechnitz eingesetzten Juden bereits deportiert oder ermordet.

3. Das Urteil als Ausgangspunkt

Das Urteil wurde als Ausgangspunkt für den vorliegenden Beitrag gewählt, da durch die Beweisverfahren im Volksgerichtsprozess davon auszugehen ist, dass die Umstände der Straftat(en) nachvollziehbar in die Urteilsbegründung eingegangen sind.

3.1. DIE EREIGNISSE IN RECHNITZ LAUT URTEIL⁵

Der Gerichtshof beschreibt in seiner Urteilsbegründung die politische und militärische Situation im Bereich des Südostwalls und geht dann auf die Ereignisse in der Nacht zum Palmsonntag des Jahres 1945 ein. Er stellt fest, dass man Juden zum Arbeitseinsatz nach Burg gebracht hatte, einer Ortschaft südlich von Rechnitz. Davon wurden wiederum ca. 200 nicht mehr arbeitsfähige Personen nach Rechnitz rückgeleitet. Am Bahnhof hatte Stefan B.⁶ über Befehl von Franz Podezin⁷ die erschöpften Juden zu bewachen. Am selben Tag erhielt auch der Transportunternehmer Karl H. den Auftrag, für etwa 21 Uhr einen LKW bereitstellen zu lassen. Da die Juden bereits unruhig wurden, forderte B. gegen 19 Uhr bei Unterabschnittsleiter Josef M.⁸ Verstärkung an. Ungefähr zur gleichen Zeit kam Podezin wiederum zum Bahnhof und teilte B. mit, dass die Juden erschossen würden.

⁵ Das Landesgericht für Strafsachen als Volksgericht. Schriftliches Urteil. 15.07.1948 (Wiener Stadt- und Landesarchiv, Vg 12 Vr 2832/45).

⁶ Zeitweise Hundertschaftsführer beim Stellungsbau und Angeklagter beim Prozess.

⁷ Franz Podezin war Ortsgruppenleiter von Rechnitz, Unterabschnittsleiter beim Stellungsbau, Führer eines Volkssturmbataillons und einer Gestapostelle zugeteilt. Podezin wurde angeklagt, konnte aber, weil flüchtig, nicht vor Gericht gestellt werden.

⁸ Josef M. war beim Volksgerichtsprozess angeklagt.

Gegen 20 Uhr erschien dann Hermann Sch.⁹ im Auftrag von M. und informierte Stefan B. über die bevorstehende Abholung der am Bahnhof lagernden jüdischen Zwangsarbeiter. Tatsächlich erschien Sch. etwa eineinhalb Stunden später mit einem LKW und nahm einen Teil der Juden auf, die dann in Folge von zwei SA-Männern übernommen wurden.

Am selben Abend fand im Schloss ein Kameradschaftsfest statt, an dem die lokale politische Prominenz und Führungskräfte des Stellungsbaus teilnahmen. Unter den Gästen befand sich auch der Angeklagte Ludwig G., der als Kreisorganisationsleiter den örtlichen Kreisleiter Nicka zu vertreten hatte.

«Um etwa 23 Uhr, als bereits rege getanzt wurde, wurde Podezin zum Telefon gerufen, der das Gespräch wegen des allzu grossen Lärmes im Festsaal in einen Nebenraum umlegen liess. Obgleich der Inhalt des geführten Gespräches durch das Beweisverfahren nicht völlig geklärt werden konnte, so steht Zweifels ohne fest, dass es mit den darauf folgenden Erschiessungen der Juden in unmittelbaren [sic] Zusammenhang gestanden sein muss, zumal Podezin, der das Gespräch mit den Worten , Verdammte Schweinerei!¹ beendete, kurz darauf durch die Angeklagte St.¹⁰ eine Anzahl von Personen, deren Namen der Angeklagten St. angeblich nicht mehr in Erinnerung sind, in ein entfernter liegendes Magazin heraufzurufen liess.»

In diesem Magazin informierte Podezin die Anwesenden, dass Juden am Bahnhof lagern würden und zu erschossen seien, gleichzeitig liess er Munition ausgeben. Die Leute wurden von G. und Podezin zum Kreuzstadl – einem Wirtschaftsgebäude ausserhalb des Rechnitzer Ortsgebietes in Richtung Bahnhof – gebracht. Da nicht alle Leute gleichzeitig mitgenommen werden konnten, musste G. zweimal fahren.

«Als G. mit der zweiten Gruppe am Kreuzstadl angelangt war, befand sich dort ein LKW mit Juden beladen, die sich trotz der Nacht u. der noch immerhin winterlichen Kälte auf einer Wiese nackt ausziehen, zu einem Graben gehen und sich dortselbst niederknien mussten. Dort wurden sie sodann mittels Kopfschüssen getötet.»

Insgesamt waren laut Urteil etwa zehn Personen an der Ermordung der Juden beteiligt, die anschliessend bzw. während der Exekutionen von G. und «einem gewissen W.» verscharrt wurden. Das Gericht ging von etwa 170 ermordeten Juden aus, die in sieben Etappen – jeweils 20 bis 25 Personen – mittels LKW herangebracht wurden. Die ganze Aktion dauerte ca. drei Stunden.

⁹ Hermann Sch. waren Arbeitskräfte beim Stellungsbau unterstellt. Er war Angeklagter beim Prozess.

¹⁰ Hildegrad St. war in der Abschnittskanzlei beim Stellungsbau beschäftigt und dürfte auch die Sekretärin von Franz Podezin gewesen sein.

4. Verwirrende Aktenlage

Die Sachverhaltsdarstellung erfolgt im Urteil geradlinig und schlüssig. Bei Durchsicht der Gerichtsakten¹¹ wird jedoch rasch klar, dass ein durchgängiger Handlungsverlauf in dieser Form nicht nachvollziehbar ist. So widersprechen sich die Aussagen hinsichtlich der beteiligten Personen und vor allem bei den Zeitangaben. Diese Widersprüchlichkeiten sollen in Folge näher dargestellt werden.

4.1. ANKUNFT UND BEWACHUNG DER JUDEN AM BAHNHOF RECHNITZ

4.1.1. *Die Aussagen von Stefan B.*

Die erste zusammenfassende behördliche Darstellung von der Ermordung von Juden in Rechnitz findet sich in einem Bericht des Gendarmeriekommandos Oberwart an die Staatsanwaltschaft Wien.¹² Verdächtigt werden der Gestapobeamte Franz Podezin, die Lehrerin Hildegard St., Ludwig G. und der Glasermeister Josef M., mit vier unbekanntem SS-Männern Anfang März 1945¹³, in der Nähe der Remise, einem Waldstück an der Strasse zwischen Rechnitz und Schachendorf, ca. 220 Juden erschossen zu haben.

Als Zeuge wird Stefan B. angeführt und dieser gibt gegenüber der Gendarmerie an, dass er von Franz Podezin beauftragt wurde, 174 nicht mehr arbeitsfähige Juden, die von Burg nach Rechnitz gebracht worden waren, am Bahnhof zu bewachen. Der Zug traf gegen 18 Uhr ein und die Juden mussten nach Verlassen der Waggons am Bahnhofsgelände lagern. Gleichzeitig wurde ihnen aber auch angekündigt, dass sie mit Essen rechnen könnten. Da die versprochene Verpflegung ausblieb, telefonierte B. gegen 20 Uhr mit der Kanzlei von Podezin, wobei ihm M. zusagte, vier Mann zum Bahnhof zu schicken. In Folge erschienen vier ihm namentlich nicht bekannte SA-Männer mit einem Personenauto, die jedoch keine Verpflegung mitbrachten. Stattdessen begannen sie die Juden zu misshandeln. Beim Verlassen des Bahnhofes stellten sie B. eine Ablöse in zwei Stunden in Aussicht. Gegen 21 Uhr erschien dann Hermann Sch. mit einem PKW und teilte ihm mit, dass für die Juden kein Essen vorgesehen sei und sie erschossen würden. Sch. sei dann in Richtung Schachendorf weitergefahren.

¹¹ Wenn nicht anders angegeben, stammen die Akten aus dem Rechnitzer Prozess des Jahres 1948 (Wiener Stadt- und Landesarchiv, Vg 12 Vr 2832/ 45).

¹² Gendarmeriekommando Oberwart an Staatsanwaltschaft Wien: Podezin Franz und Gen. Verdacht eines Kriegsverbrechens. 26. 09. 1945.

¹³ Tatsächlich fand die Ermordung der Juden in der Nacht vom 24. auf den 25. 03 1945 statt,

Stefan B. wurde bald selbst verdächtigt und nach seiner Verhaftung im Landesgericht für Strafsachen Wien vernommen.¹⁴ Seine Aussagen unterscheiden sich bereits jetzt vom Bericht des Gendarmeriekommandos Oberwart aus dem Vorjahr:

«Ich habe nichts, aber schon gar nichts mit den Judenerschiessungen zu tun gehabt, einzig jetzt empfinde ich es als Last, dass ich, nachdem ich von Sch. (nähere Anschrift unbekannt) um ungefähr 21 Uhr von den beabsichtigten Judenerschiessungen gehört habe, dieses Wissen den Juden nicht rechtzeitig mitgeteilt habe, weil ich es einfach nicht glauben konnte, dass man 174 Juden erschiessen wollte und bis ungefähr 23.30 Uhr die Juden bewacht habe. Ich betone, dass ich es nicht glauben konnte, was mir Sch. erzählte, deshalb habe ich den Juden davon nichts erzählt und meinen Bewachungsdienst weiter ausgeübt. Erst als ich um 23.30 von Podezin Gewissheit über die Judenerschiessungen erhielt, habe ich diesen Plan den Juden bekannt gegeben, worauf sich noch ungefähr 20 Mann retten konnten.»

Und in Fortsetzung seiner Vernehmung am 06. Februar 1946:

«Ich habe lediglich als Bewachungsorgan bei den Judenerschiessungen gewirkt, nicht direkt an den Erschiessungen teilgenommen. Den Judenbewachungsdienst leistete ich durch drei Stunden in Kenntnis von den bevorstehenden Erschiessungen und zwar von 22.00 – circa 01.00 Uhr.»

Ende April 1946 erfolgte eine neuerliche Einvernahme.¹⁵ Stefan B. schilderte, wie er den Bewachungsdienst am Bahnhof zu übernehmen hatte. Er habe mit seiner Arbeitspartie «längs der Hauptstrasse nach M.-Hodis Panzerfaustlöcher ausgehoben», als ihn um ca. 15 Uhr Podezin und der Gutsverwalter O.¹⁶ abholten. Sie erkundigten sich über seine Ungarischkenntnisse und fuhren mit ihm zum Bahnhof Rechnitz. Nach einer Wartezeit traf ein Zug ein und B. erhielt den Befehl, die aus den Waggons getriebenen Juden bis zu seiner Ablösung zu bewachen. Wie er erfahren haben will, sollen «es ungefähr 174 Mann gewesen sein».

Auch die folgenden Aussagen differieren zu früheren Angaben.

Sch. kam nunmehr gegen 20 Uhr 15 zum Bahnhof und soll mitgeteilt haben, dass die Juden erschossen würden und man bereits dabei sei die Gräber auszuheben.

Auch hinsichtlich einer nochmaligen Anwesenheit von Podezin wurde die Aussage korrigiert. Podezin erschien bereits um 22 Uhr «rief mich zur Seite und erklärte mir, dass

¹⁴ Vernehmung des Beschuldigten. Landesgericht für Strafsachen Wien. Stefan B., 05.02.1946.

¹⁵ Der Sicherheitsdirektor für das Burgenland. Niederschrift, aufgenommen mit Stefan B. 25.04.1946.

¹⁶ Joachim O. war Gutsverwalter im Schloss Batthyány.

die Juden tatsächlich zur Erschiessung bestimmt sind.» Auf die Ablösung musste B. dann bis Mitternacht warten. Er wiederholte seine Behauptung, dass ca. 20 Juden die von ihm gebotene Möglichkeit zur Flucht nützten.

Nachdem Stefan B. Details seiner Aussagen, insbesondere die Dauer seines Bewachungsdienstes, immer wieder veränderte, erstaunt es kaum, dass in der Hauptverhandlung wiederum «adaptierte» Versionen präsentiert wurden.¹⁷ B. gab nun an, zweimal in der Abschnittskanzlei angerufen zu haben. Um 18 Uhr 15 wurde ihm mitgeteilt, dass Podezin nicht anwesend sei und man von einer Verpflegung für die Juden nichts wisse. Gegen 20 Uhr rief er nochmals an und sprach, wie er vermutete, mit M. Während des Telefonates kam Podezin mit zwei Männern in Uniform zum Bahnhof und habe ihm mitgeteilt, dass die Juden erschossen würden.

Anschliessend tauchte Hermann Sch. auf und meldete, dass für die Juden keine Verpflegung vorgesehen sei. Er werde aber ein Auto holen, um die Juden zum Schloss zu bringen. Zwischenzeitlich muss Podezin den Bahnhof wieder verlassen haben, denn B. gab an, dass Podezin wiederum – zum dritten Mal – beim Bahnhof vorfuhr.

«Er fuhr mich an, dass ich gar nichts zu sagen habe und über alles schweigen müsse. Während er zum Auto ging, sagte er nochmals ‚Also die Juden werden erschossen‘. Ich bin dann zu den Juden gegangen und habe ihnen ihr bevorstehendes Schicksal mitgeteilt.»

Es fällt auf, dass B. mit Hermann Sch. nur mehr über Verpflegung gesprochen haben will, von einer Erschiessung der Juden war nicht mehr die Rede. Über separates Nachfragen des Staatsanwaltes bestritt B., von Sch. von den bevorstehenden Erschiessungen informiert worden zu sein und leugnete seine früheren Angaben:

«Vom Erschiessen hat er mir nichts erzählt. [...] Ich habe damals bei der Gend. genau wie heute alles angegeben. Von Sch. habe ich nichts erzählt. Diese Niederschrift hat G.P. Scherber [ein Gendarmeriebeamter] aufgenommen.»

Zwei Verhandlungstage später nahm Stefan B. auf Befragen nochmals zur Ankunft der Juden am Bahnhof Rechnitz Stellung:

«Die Juden kamen um ca. 3-4 Uhr auf den Bahnhof Ich selbst bin um ½ 3 Uhr von meiner Arbeitsstätte geholt worden. Um ca. 4 Uhr wurden die Juden ausgeladen. Die Zugsgarnitur wurde rücklings in den Bahnhof Rechnitz eingeschoben. [...] Geholt hat mich Podezin mit Altenburg [richtig: Joachim O., d. A.] und sind mit mir zur Bahn gefahren.»

¹⁷ Verhandlungsprotokoll, 30. 06. 1948.

Als ich geholt wurde, waren die Juden noch nicht hier. Der Zug wurde erst hereingeschoben, als ich schon am Bahnhof war, da war es gegen 1/2 4 Uhr. Als die Juden aus dem Zug verladen wurden, war es noch licht, es war ja im März.»¹⁸

4.1.2. Die Aussagen von Bahnhofsvorstand Josef H.

Zu den Vorfällen am Bahnhof gibt es einen Zeugen. Josef H. war Bahnhofsvorstand in Rechnitz. In einer ersten Aussage gab er gegenüber den Behörden zu Protokoll, dass Mitte März 1945¹⁹ ein Zug mit Ostwallarbeitern von Güns kommend nach Burg-Eisenberg weitergeleitet wurde. Am gleichen Tag erhielt er von der Kreisleitung in Oberwart den Befehl, eine leere Zugsgarnitur nach Burg zu schicken, um ca. 200 arbeitsunfähige Juden nach Rechnitz zurückzubefördern. Der Zug kam um 18.10 Uhr an und wurde bereits von einem unbekanntem Leutnant²⁰ und Stefan B. erwartet. Die Juden selbst befanden sich «in einem grauenhaften Zustand, unterernährt, schwach und total verlaust.» Nach dem Ausladen fuhr der Leutnant mit einem PKW weg und B. blieb zur Bewachung der am Bahnhofsgelände lagernden Juden zurück. Um ca. 20 Uhr abends telefonierte B. vom Bahnhofstelefon aus um Verstärkung, da die Juden unruhig wurden und sich zu zerstreuen begannen. H. verliess den Bahnhof gegen Mitternacht. Weiteres Bahnhofspersonal war zu dieser Zeit keines mehr anwesend.²¹

Und vor dem Volksgericht:

Der Zug mit den Juden sei ungefähr um 17 Uhr in Rechnitz eingelaufen. Das Verlassen der Waggons habe er zwar gesehen, nicht aber, wer die Leitung über hatte. Auch der unbekanntem Leutnant findet keine Erwähnung mehr. Über den Abtransport der Juden will H. nicht Bescheid wissen:

«Solange ich Dienst gemacht habe, habe ich auch kein Auto gesehen und auch nicht gehört. Den Motorlärm hätte ich zumindest hören müssen.»

Den Bahnhof verliess er mit Dienstende um 23 Uhr.²²

¹⁸ Verhandlungsprotokoll, 02.07.1948.

¹⁹ Die Datumsangabe ist unbestimmt; am Schluss des Protokolls hält er auch den 24.03.1945 für möglich.

²⁰ Dieser Wehrmachtsleutnant oder Oberleutnant mit Namen Leitner war beim Fest anwesend und soll auch als direkter Täter bei der Ermordung der Juden mitgewirkt haben. Entsprechende Aussagen lassen darauf schliessen. Er dürfte mit der Ausbildung des Volkssturms beauftragt gewesen sein. Den Behörden ist es nicht gelungen ihn auszuforschen.

²¹ Der Sicherheitsdirektor für das Burgenland. Niederschrift, aufgenommen mit Josef H. 27.03. 1946.

²² Verhandlungsprotokoll, 03. 07. 1948.

Diese Zeitangabe steht somit in Widerspruch zu seiner früheren Aussage. Da sich um 23 Uhr nachweislich noch Zivilpersonen am Bahnhof befanden, ist ein Verlassen des Bahnhofes zu diesem Zeitpunkt eher unwahrscheinlich. Mit dieser Korrektur vermied es H. offensichtlich zur Abholung der Juden aussagen zu müssen.

Die Aussagen des Bahnhofvorstandes sind für die Rekonstruktion einer möglichen Befehlskette sehr wichtig. Demnach ging der Rücktransport der jüdischen Zwangsarbeiter nach Rechnitz auf einen Befehl der Kreisleitung in Oberwart zurück. Dies ist zwar kein Beweis für einen Mordbefehl, die «logistischen Massnahmen» dazu wurden aber bereits im Vorfeld getroffen.

4.2. DIE FÄDEN DES MASSAKERS LAUFEN IM SCHLOSS ZUSAMMEN

Unabhängig davon, von welcher Stelle oder Person die Initiative zur Ermordung der Juden ausging, die Vorgänge im Schloss stehen in direktem Zusammenhang mit der Ausführung des Massakers. Dies betrifft sowohl die «Rekrutierung» der Täter, als auch die Bereitstellung von Fahrzeugen für den Transport der Opfer.

4.2.1. . Die Aussagen von Hildegard St.

Hildegard St. stand neben Franz Podezin im Zentrum der Ermittlungen. Nicht nur, dass sie beschuldigt wurde, an den Massenmorden teilgenommen zu haben, sie leitete während des Festes entscheidende Befehle weiter.

Dreizehn Monate nach den Ereignissen in Rechnitz wurde Hildegard St. einvernommen und sie bestritt keineswegs, Befehle weitergegeben zu haben:

«Glaublich zwischen 21 und 22 Uhr habe ich von Podezin den Auftrag erhalten, verschiedene Personen, die sich gleichfalls bei dem Fest befunden haben, in einem Nebenraum zusammenzurufen. Soweit ich mich noch heute auf die einzelnen Personen erinnern kann, wurden von mir aus dem Saal gerufen, ein gewisser Str., G. Ludwig, ein Leutnant der Wehrmacht namens Leitner, Br., dieser hatte einen Augenfehler, und einige Männer aus dem Abschnitt Schattendorf [es dürfte ein Fehler vorliegen und Schachendorf gemeint sein, d.A.], die ich mit dem Namen nicht kannte. Nachdem sich die Gerufenen in dem Raum versammelt hatten, sagte ihnen Podezin, dass die auf dem Bahnhof in Rechnitz befindlichen Juden erschossen werden müssen.

Podezin verteilte an die Männer Munition, die Waffen hatten dieselben bereits bei sich. Soweit ich mich entsinne, hatten die Männer alle Uniform an. Nach der Verteilung der Munition begaben sich die Versammelten in den Hof und ich selbst begleitete diese. Im Schlosshof standen glaublich zwei bis 3 PKW, mit denen die Männer wegfuhrten. Da aber nicht alle Platz hatten, mussten einige zu Fuss gehen.»

Eine eigene Teilnahme an den Erschiessungen stellte Hildegard St. entschieden in Abrede.²³

Beim Volkgerichtsverfahren wurde Hildegard St. bereits am ersten Verhandlungstag als Angeklagte befragt.²⁴ Dabei berichtete sie auch von einem Telefonat, das interessanterweise in ihren bisherigen Aussagen keine Erwähnung fand, in die Urteilsbegründung aber als wesentliches Element einging:

«Es war dies gegen ca. 9 Uhr. [...] Ich war also bei dem Gespräch dabei, es war eine Männerstimme, die Podezin verlangt hatte, und Podezin antwortete immer mit Ja, – ja. Als das Gespräch scheinbar beendet war, legte er den Hörer auf und rief, Verdammte Schweinerei'. Ich habe weiters nichts gefragt, wir sind wieder zu den anderen zurück und wurde mit dem Essen begonnen.»

Das Erinnerungsvermögen von Hildegard St. liess zu wünschen übrig, als sie vom Vorsitzenden auf die genannten Personen angesprochen wurde. Sie beschuldigte sogar die Ermittlungsbehörde der Beeinflussung:

«Um ca. 11 Uhr hat Podezin mich aufgefordert, von ihm bezeichnete Leute aus dem Saal zu rufen. Die meisten Leute, die ich hinausgerufen habe, waren mir fremd. Wenn ich seinerzeit angegeben habe, dass ich G., Leutnant Leitner und Str. aus dem Saal gerufen habe, so muss ich sagen, dass ich mich nicht genau daran erinnere, ob dieser Vorgang auch wirklich so wahr war. An M. kann ich mich nicht entsinnen. Bei der Einvernahme hiess es, dass diese Leute dabei waren. Auf meine Entgegnung, dass ich mich daran nicht genau erinnere, hiess es, dass ich nicht leugnen und den Leuten nicht helfen solle. Ich sagte dann, dass es wohl möglich sei, doch nicht in meiner Erinnerung liege.»

Hildegard St. sagte weiter aus, dass ihr Podezin den Zweck des Treffens nicht erklärt habe und sie aus Neugier nachgegangen sei. Podezin eröffnete den ca. 10-13 Personen, dass an Fleckfieber²⁵ erkrankte Juden am Bahnhof lagern würden und zu erschossen seien. Ob Podezin einen etwaigen Auftraggeber genannt hätte, konnte sich Hildegard St. nicht erinnern. Die Stimme am Telefon wäre ihr nicht bekannt gewesen. Und die Nachfrage des Vorsitzenden, ob es Kreisleiter Nicka gewesen sein könnte, verneinte sie, dessen Stimme hätte sie erkannt.

Die von Podezin zusammengerufenen Leute dürften zwar persönliche Vorbehalte geäussert haben, moralischen Bedenken sind jedoch nicht festzustellen, wenn Hildegard St. weiter ausführt:

²³ Der Sicherheitsdirektor für das Burgenland. Niederschrift mit Untersuchungsgefangenen Hildegard St., 25. 04. 1946.

²⁴ Verhandlungsprotokoll, 28. 06. 1948.

²⁵ Die Behauptung, dass Juden in Rechnitz an Fleckfieber erkrankt seien, konnte nicht nachgewiesen werden und dürfte auch nicht zutreffen.

«Podezin hat dies von der Erschiessung so allgemein gesagt, die Leute haben wohl, soviel ich mich erinnere, gefragt, wieso kommen wir dazu doch waren weiters keine Debatten darüber. Podezin sagte nur, wir gehen und sind die Leute eben gegangen. Sie sind dann in den Hof gegangen und zwar nicht durch den Festraum, sondern von rückwärts. Dort standen 2 PKW, wer die Wagen geführt hat, weiss ich nicht, einer dieser Wagen gehörte G. Auch weiss ich nicht, wer in die Wagen eingestiegen ist, da es schon finster war. 2 oder 3 Leute konnten nicht in den Wagen hinein und sind diese dann zu Fuss gegangen. Ich selbst bin dann wieder zurückgegangen.»

4.2.2. Aufschlussreiche Zeugen

Für die Vorgänge beim Gefolgschaftsfest standen Zeugen zur Verfügung, die über die An- bzw. Abwesenheit von Personen Bescheid wissen mussten. Symptomatisch für die Qualität der Aussagen ist, dass die ursprünglich getätigten Angaben vor Gericht zusehends abgeschwächt wurden, trotzdem sind die zu gewinnenden Erkenntnisse aufschlussreich.

Viktor Sch. war Magazineur beim Stellungsbau und beim Fest als Kellner eingeteilt. In seiner ersten Aussage berichtete er, dass das Gefolgschaftsfest zwischen 20 Uhr 30 und 21 Uhr begann. Gleich zu Beginn des Festes, um ca. 21 Uhr, wurden Podezin und St. telefonisch «abberufen» und beide verliessen für rund zehn Minuten die Räumlichkeiten. Während des Abends wurde Podezin mehrmals zum Telefon geholt und war auch einige Male weg.

«Ich weiss aber sicher, dass er gegen 23 Uhr eine längere Zeit fortgeblieben ist. Er ist mit seinem Gummimantel bekleidet gewesen und fuhr mit dem Auto. Ich habe ihn erst wieder gegen 1 Uhr morgens gesehen. [...] Das war gegen 23 Uhr wie ich eben geschildert habe. Kurze Zeit nach Podezin sind G., M. und E. nach 23 Uhr, nachdem sie sich die Mäntel angezogen hatten, aufca. 1 Stunde weg gewesen. [...] Ich will nochmals auf das Fest zurückkommen. So gegen Mitternacht kamen 6 oder 7 SS-Männer – sie trugen den SS Aufschlag am linken Ärmel – und erhielten noch ein Essen. [...] Podezin war zu dieser Zeit zugegen, denn es war schon um 1 Uhr früh. Die SS hat nur ganz kurze Zeit sich aufgehalten. Sie haben nur gegessen und einige Gläser Wein getrunken und sind wieder fort gegangen. Wohin, das weiss ich nicht. [...] Ich erinnere mich auch noch, dass diese Vorgenannten, als sie gegen 1 Uhr zurückkamen, aufgeregert waren. G. hatte ein gerötetes Gesicht und alle gestikulierten mehr wie gewöhnlich.»²⁶

²⁶ Der Sicherheitsdirektor für das Burgenland. Niederschrift, aufgenommen mit Viktor Sch., 21.03.1946.

Viktor Sch. wiederholte 1947 im Grossen und Ganzen seine Aussagen.²⁷ Anlässlich der Hauptverhandlung konnte er sich an Einzelheiten nicht mehr so genau erinnern, bestätigte aber in Grundzügen seine Angaben:

*«So um 10 Uhr habe ich gemerkt, dass Telefongespräche geführt werden. [...] Dann habe ich später gemerkt, also nach dem Telefongespräch, wie Podezin mit G. und M. gesprochen hat. Dann standen die Herren auf und gingen hinaus. [...] Nach ca. 1 Stunde kam ich wieder in den Saal und merkte, dass wieder alle anwesend waren.
[...] Meines Erachtens habe ich nach Mitternacht G. wieder im Festsaal gesehen. Ich kann nur sagen, dass nach einer Weile alle wieder im Saal waren.»*

Ein Faktum kam jedoch neu hinzu, womit ein Konnex zwischen Podezin und der gegen Mitternacht ankommenden SS hergestellt wird.

«Ich kann nur sagen, dass ich Podezin später auch wieder im Saal gesehen habe, ich kann jedoch nicht sagen, wann er gekommen ist. Ich weif es aber ganz genau, denn er ist zu mir gekommen und hat mich gefragt, ob für 4-6 SS-Männer noch Essen hier wäre.²⁸ [...] Die SS-Männer die mit ihm gekommen waren, setzten sich gleich beim Eingang hin und assen und tranken. [...] Sie waren aber nicht lange im Saal, sondern gingen dann wieder weg.»²⁹

Annemarie V., Telefonistin in der Kanzlei des Stellungsbaus, war auch zum Gefolgschaftsfest geladen. Sie berichtete in einer Aussage ebenfalls von auswärtigen Gästen:

«Gegen 22 Uhr kamen aus Schachendorf etwa 7, 10 oder 15 Personen in Parteiuniform an, es waren Hundertschaftsführer vermutlich, die zum Gefolgschaftsabend geladen waren und wurden bewirtet. Diese Gäste sind etwa gegen 24 Uhr wieder weggegangen. Wahrscheinlich war es in der Zeit zwischen 23 und 24 Uhr. Mit diesen Gästen sind Podezin, G., M., einige Hundertschaftsführer weggegangen. Ob O. und die St. auch weggegangen sind, weiss ich nicht. Ich kann mich in diesem Wirbel, der damals herrschte, auch nicht darauf erinnern, dass SS-Gäste nachts dazugekommen wären. Auf die Rückkehr des Podezin und Gen. kann ich mich nicht entsinnen, da ich das Fest gegen 0.15 Uhr verlassen habe, um heimzugehen.»³⁰

²⁷ Bezirksgericht Oberwart, Zeugenvernehmung Viktor Sch., 17. 02. 1947.

²⁸ Bei der ersten Vernehmung fragte ein Tausendschaftsführer, ob noch Essen für die SS vorhanden wäre.

²⁹ Verhandlungsprotokoll, 03. 07. 1948.

³⁰ Der Sicherheitsdirektor für das Burgenland. Niederschrift, aufgenommen mit Annemarie V., 21.03.1946.

Bei der Volksgerichtsverhandlung konnte sie sich an keine Details erinnern, auch nicht, welche Personen das Fest verliessen. Einigermassen überraschend ist daher folgende Aussage:

«Im Laufe des Festes sind fremde SS-Leute gekommen. Ich glaube auch, dass sie noch etwas zu essen bekamen. Es sass auch einer gegenüber von mir und ist dieser während des Festes gekommen. Ich kann nicht sagen, ob er eine Waffe bei sich hatte, ich habe darauf nicht geachtet. [...] Ich kann nicht sagen, wann diese Leute gekommen sind, sie waren auf einmal hier. Ich habe nicht gesehen, dass sie jemand hereingeführt hätte.»³¹

4.3. ZWEI «KOMMANDOS» VERLIESSEN DAS SCHLOSS

Gesichert ist, dass Hildegard St. von Franz Podezin den Auftrag erhielt, mehrere Personen in ein Magazin zu bestellen, wo sie über die bevorstehende Mordaktion informiert wurden. Wer mit Podezin und St. noch im Magazin anwesend war, ist nicht geklärt. Das Telefonat mit Podezin stand dabei, laut Urteilsbegründung, in einem direkten Zusammenhang mit der Ermordung der Juden. Eine Bewertung erscheint aber schwierig, denn die protokollierte Diktion lässt eine gesicherte Interpretation nicht zu. Eine im Schloss eingehende Meldung – über Schwierigkeiten oder ein unvorhergesehenes Ereignis – erscheint durch die Wortwahl Podezins eher wahrscheinlich, als ein direkter Befehlsempfang. Warum das Gericht bei diesem Telefonat überhaupt von einem Zeitpunkt 23 Uhr ausging, ist aus den Akten nicht nachvollziehbar. Die Zeugenaussagen sprechen für 21 Uhr oder kurz danach. Bemerkenswert ist auch die offensichtliche Zeitdifferenz zwischen Telefonat und dem gegen 23 Uhr erfolgten Aufbruch aus dem Schloss. Das Gericht hat hier, nicht durch die Beweislage unterlegt, eine zusammenhängende Handlungsabfolge angenommen. Tatsächlich dürfte zwischen Telefonat und Abfahrt von den involvierten Personen noch ein Abendessen eingenommen worden sein.

Auf Grund der Zeugenaussagen lässt sich ableiten, dass Podezin und G. mit anderen Personen um ca. 23 Uhr das Fest verlassen haben. Darunter befanden sich offensichtlich Leute aus Schachendorf. Die Hinweise auf hinzukommende Gäste, die Aussagen von Hildegard St., aber auch die Angabe von Stefan B., dass Hermann Sch. nach Schachendorf weiterfuhr, sprechen dafür. Gegen Mitternacht trafen dann SS-Leute ein, die das Fest gegen 1 Uhr wieder verliessen. Wie die Aussagen von Ludwig G. noch zeigen werden, waren SS-Angehörige auch am Kreuzstadl anwesend. Somit ist davon auszugehen, dass Teilnehmer der Veranstaltung nicht nur um 23 Uhr Richtung Tatort unterwegs waren, sondern zwei Stunden später ein weiteres «Kommando» nachfolgte.

³¹ Verhandlungsprotokoll, 03. 07. 1948.

4.4. DER TRANSPORT DER OPFER ZUM TATORT

Hier wird der Frage nachgegangen, wer die Juden vom Bahnhof abholte und vor allem, wann sie zum Tatort gebracht wurden.

4.4.1. Die Aussagen von Hermann Sch.

Die erste Version von der Abholung der Juden, und mit dieser Formulierung ist bereits klar, dass sich die Rekonstruktion der Ereignisse nicht einfach gestaltet, lieferte Hermann Sch. Auf Grund seiner relativ späten Ausforschung wurden folgende Aussagen erst 1947 protokolliert.³²

Hermann Sch. hatte Stefan B. zu informieren, dass die Juden kein Nachtmahl mehr bekämen und mit einem Lastwagen vom Bahnhof abgeholt würden. Nach seiner Rückkehr wartete er auf Befehl von M. auf einen LKW und fuhr anschliessend zum Bahnhof.

«Die Juden wurden dann auf den LKW verladen, ich fuhr mit, doch fuhr der Wagen vom Bahnhof nicht in den Ort, sondern wurde unterwegs von zwei Volkssturmmännern aufgehalten. Da statt mir die Volkssturmmänner mit dem LKW weiterführen, war mein Auftrag erledigt und ich stieg vom LKW ab. Der nunmehr von den Volkssturmmännern eskortierte LKW fuhr dann rechts abbiegend einem Meierhof zu. Leh ging dann auf den Bahnhof zum Hundertschaftsführer B. und meldete ihm, dass der LKW von 2 Volkssturmmännern übernommen worden sei und ich meinen Auftrag somit erledigt hätte. Ich sagte B. noch, dass der LKW nach rechts auf einen Meierhof zu abgebogen sei. B. machte hiezu keine weitere Bemerkung. Als ich mich dann von B. verabschiedet hatte, um mich heim zu begeben, sah ich den leeren LKW zum Bahnhof zurückkommen.»

Knapp drei Wochen später wird das Verhör mit Hermann Sch. fortgesetzt.³³ Die eher rudimentären Angaben werden durch Zeitdetails «konkreter». Aus seiner Unterkunft wurde er um 8 oder 9 Uhr abends zu M. in die Abschnittsleitung geholt, um anschliessend zu Fuss zum Bahnhof zu gehen und B. zu informieren, dass die Juden keine Verpflegung bekommen würden. Von einer beabsichtigten Erschiessung will er B. nichts gesagt haben, auch hätte ihm M. keinen Befehl in diesem Sinne gegeben. Um 9 oder 9.30 Uhr war er wieder zurück im Schloss. Hier hatte Sch. auf Befehl von M. auf einen

³² Bezirksgericht Feldbach, Vernehmung des Beschuldigten Hermann Sch., 24.03.1947.

³³ Fortsetzung des Besch.-Protokoll, 10. 05. 1947.

LKW zu warten, um die Juden nach Rechnitz zu bringen.³⁴ Nach ungefähr einer Stunde stand ein LKW mit einem ihm nicht näher bekannten Chauffeur zur Verfügung. Am Bahnhof stiegen dann 20-25 Juden auf den LKW auf. Während der Rückfahrt wurde der Transport von zwei Volkssturmmännern übernommen.

Die Aussage über seinen Fussmarsch zu Stefan B. ist jedoch unglaubwürdig, da der behauptete Zeitrahmen dafür nicht ausreicht. Die Strecke vom Schloss bis zum Bahnhof betrug immerhin rund 3 Kilometer. Weiters sagte Sch. aus, dass er vom Militär auf Grund eines Fussleidens – er hatte in seiner Jugend Kinderlähmung – ausgemustert wurde. Zwar würde dieser Umstand einen NS-Funktionär vermutlich nicht davon abhalten, einen Behinderten zu Fuss durch die Nacht zu schicken, ein Fussmarsch ist von den Distanzen her jedoch unwahrscheinlich.³⁵ Wie bereits angeführt, sagte Stefan B. in seiner ersten Aussage auch aus, dass Sch. mit einem Auto gekommen sei, um dann Richtung Schachendorf weiterzufahren. Die gegen 22 Uhr beim Fest eintreffenden Schachendorfer Gäste würden ebenfalls dafür sprechen.

Am zweiten Verhandlungstag wurde Hermann Sch. vor dem Volksgericht Wien als Angeklagter befragt.³⁶ Grundsätzlich waren die Aussagen ident mit seinen Angaben vor dem Bezirksgericht Feldbach, jedoch wurden sie um einige interessante Details ergänzt.

Nachdem am Bahnhof 20-25 Juden den LKW bestiegen hatten, fuhr Sch. mit ihnen Richtung Rechnitz. Knapp vor dem Kreuzstadl wurden sie von zwei Volkssturmmännern – es kann auch SA gewesen sein – aufgehalten:

«Der eine der Beiden fragte mich, ob ich der Sch. wäre, was ich bejahte. Er sagte mir, ich möge aussteigen und nach Hause gehen. Ich stieg aus und sofort stieg der eine Mann in Uniform ein, der andere stieg zu den Juden und bevor ich fragen konnte, fuhr das Auto bereits weiter. Ich blieb stehen und sah dem Auto nach. Ich ging sodann noch ein Stück vor und sah, wie der Wagen beim Stadl einbog. Ich ging sodann weiter und traf bei der Strassenkreuzung den B. Ich erzählte ihm den Vorfall und sagte er mir ich solle nach Hause gehen. Als ich mich von ihm verabschiedete, sah ich den Lastwagen wieder Richtung Bahnhoffahren. Ich ging sodann nach Hause. Zu Hause war ich ca. um 12 Uhr.»

Hermann Sch. sagte diesmal aus, dass er nicht zum Bahnhof zurückgegangen sei, sondern dass er B. an einer Strassenkreuzung begegnete. Da er nach «vor» ging, müsste dies Richtung Rechnitz gewesen sein. Wie B. dabei zur Kreuzung gelangt war – er hätte Sch. überholen müssen – bleibt dabei offen. Von Interesse ist auch, dass Hermann Sch. von

³⁴ M. bestritt vor Gericht vehement Sch. zum Bahnhof geschickt zu haben. Verhandlungsprotokoll, 29.06.1948.

³⁵ Hermann Sch. bezeichnete sich vor Gericht auch als «Mischling zweiten Grades».

³⁶ Verhandlungsprotokoll 29. 06. 1948.

den SA-Männern mit dem Namen angesprochen wurde. Daraus lässt sich ableiten, dass sie im Schloss den konkreten Auftrag erhielten, von Sch. den Transport zu übernehmen – ein deutlicher Hinweis auf eine koordinierte Aktion.

Als weiteres Element in der Aussage kommt noch hinzu, dass Sch. angibt, von seiner Wirtschaftlerin in der Nacht geweckt worden zu sein, da sie Schüsse gehört hätte.

Sie erklärten sich diese – eher unglaubwürdig – mit der näher rückenden Front. Von der Ermordung der Juden will Sch. erst am nächsten Morgen erfahren haben, als ihm die Wirtschaftlerin davon berichtete; sie hatte von den Ereignissen der vergangenen Nacht in einem Milchgeschäft erfahren. Es gibt somit keine Aussagen von Hermann Sch. über Schüsse für den Zeitraum, während er unterwegs war. Das würde bedeuten, sofern seine Angaben stimmen, dass erst einige Zeit nach Mitternacht Massentötungen stattfanden.

4.4.2. Zeuge Franz O.

Die Angaben von Hermann Sch. stimmen mit den Zeitangaben in der Urteilsbegründung überein. Die Nachvollziehung der Ereignisse wird aber zunehmend schwierig, wenn man die Aussagen von Franz O.³⁷ heranzieht, der ebenfalls angab, Juden vom Bahnhof Richtung Kreuzstadl transportiert zu haben.

Am 24. März 1945 erhielt O. vom Fahrbereitschaftsleiter Karl H. den Befehl, um 21 Uhr mit seinem LKW gestellt zu sein. Am 25. März, um 1 Uhr nachts, fuhr er dann mit H. und zwei unbekanntem SA-Männern aus der Steiermark zum Bahnhof nach Rechnitz, wo sich ungefähr 200 aus einem Lager bei Güns stammende Juden befanden. Die Bewachung könnte ein SA-Mann übergehabt haben. O. fuhr in dieser Nacht sieben Mal vom Bahnhof zum Kreuzstadl und dürfte bei jeder Fahrt ca. 30-40 Juden transportiert haben, wobei er sich bei der Anzahl aber nicht genau festlegen wollte. Während seiner dritten oder vierten Fahrt hörte er von einem «Feld rechts der Strasse vom Bahnhof gesehen» Schüsse fallen. Der begleitende SA-Mann antwortete auf seine Frage, was hier geschehe: «Die werden weggeräumt.» Nach diesen Fahrten konnte er Podezin, O., H. und den SA-Mann bei der «Kreuzscheune» nicht mehr sehen. Anschliessend fuhr er allein nach Rechnitz zurück und legte sich schlafen. Am nächsten Tag erhielt er wiederum von H. den Befehl, beim Kreuzstadl die Kleider der erschossenen Juden abzuholen.

³⁷ Ein Fuhrwerksunternehmer, der Transportdienste beim Stellungsbau zu übernehmen hatte. Er war nicht angeklagt.

10 bis 12 Juden hatten die Kleidungsstücke (Hemden, Unterhosen, Röcke, Mäntel, Schuhe usw.) auf den LKW aufzuladen.³⁸

1947 wurde Franz O. als Zeuge in einem Verfahren gegen Karl H. einvernommen.³⁹ Er bestätigte, von H. den Bereitschaftsbefehl für 21 Uhr erhalten zu haben. Die direkte Order, um 1 Uhr nachts zum Bahnhof zu fahren, erteilte ihm jedoch Franz Podezin. Nunmehr gibt er auch an, Podezin, zwei SA-Leute und einen Zivilisten mitgenommen zu haben und schützte damit seinen damaligen Vorgesetzten H.:

«Ich habe bei meiner Aussage in Rechnitz und beim Bezirksgericht Oberwart angegeben, dass vermutlich H. der Zivilist war. Ich kann diese Aussage jedoch nicht wiederholen, denn ich weiss nicht bestimmt, ob es sich um H. gehandelt hat. Ich glaube eher, dass dies der ehemalige Schlossverwalter war [gemeint ist Joachim O., d.A.].»

Vor dem Volksgericht wurde Franz O. am fünften Verhandlungstag als Zeuge befragt.⁴⁰ Er wiederholte seine bisherigen Angaben. Den Auftrag, um 21 Uhr mit seinem LKW bereit zu stehen, habe er von H. bereits zwischen 15 und 15 Uhr 30 erhalten, wobei sich die Abfahrt dann um mehrere Stunden verzögert habe.

«Ich wartete also, doch wurde es 9, 10, 11 u. 12 Uhr, ohne dass mir jemand einen Auftrag zur Fahrt gegeben hätte. Um 1 Uhr war dann endlich die Abfahrt gewesen. Da kam Herr Podezin, stieg zu mir ein und sagte zum Bahnhof [...] ich bin 7 mal zum Bahnhof gefahren. Nach der dritten oder vierten Fuhr durfte ich einmal nicht bis zum Kreuzstadlfahren. Ich musste seitlich auf der Strasse stehen bleiben und durfte erst nach einer Weile weiterfahren. Ich kann nicht sagen, wer mich aufhielt, es ist möglich, dass es Podezin oder O. war. Erst nach der dritten oder vierten Fuhr wusste ich, was mit den Leuten geschah. Wie ich nicht zum Kreuzstadlfahren durfte, habe ich Schüsse gehört und habe die SA gefragt, was los ist. Diese sagten mir, dass die Juden erschossen werden. Nach der letzten Fuhr bin ich nach Hause gefahren. Ich kann nicht sagen, was weiter war. Zu Hause war ich ca. um ½ 4 bis 4 Uhr. [...] Den Angekl. Sch. habe ich nicht gefahren.⁴¹ [...] Dass es 1 Uhr war, wusste ich deshalb, weil ich eine Uhr bei mir hatte. Es war keinesfalls 11 Uhr, sondern wurde mir erst um 1 Uhr bedeutet, dass ich fahren soll.»

³⁸ Der Sicherheitsdirektor für das Burgenland. Niederschrift, aufgenommen mit Franz O., 23.03.1946.

³⁹ Bezirksgericht Oberwart. Zeugenvernehmung Franz O. in der Strafsache gegen Karl H., 22.05.1947, Vg 2 f Vr 2832/45/Vg 7 b Vr 5540/46 – ist gegenständlichem Volkgerichtsakt beigeordnet.

⁴⁰ Verhandlungsprotokoll, 02.07.1948.

⁴¹ Sch. bestätigt, dass O. ihn nicht gefahren habe. O. gibt an, auf der Strasse bei der Kirche mit seinem LKW gewartet zu haben, während Sch. aussagt, im Schlosshof eingestiegen zu sein.

4.5. MEHR OPFER ALS VOM GERICHT ANGENOMMEN

Stellt man die Aussagen von Sch. und O. gegenüber, könnte man annehmen, dass gelogen wurde oder ein Irrtum vorlag. Für wahrheitswidrige Angaben bestand eigentlich keine Notwendigkeit, denn beide bestritten keineswegs, Juden vom Bahnhof abgeholt zu haben. Auch ein Irrtum erscheint ausgeschlossen, denn Hermann Sch. und Franz O. blieben bei ihren nicht unplausiblen Zeitangaben. Das Gericht «fusionierte» somit zwei voneinander unabhängige Transporte zu einer einheitlichen Aktion. Wenn man aber davon ausgeht, dass sowohl O. als auch Sch. Juden zum Tatort brachten, ist die im Urteil festgeschriebene Opferzahl in Frage zu stellen.

Das Gericht ging von etwa 170 ermordeten Juden aus und kam über einen «Umweg» zu dieser Anzahl. Aus der «Rechnung», dass O. mit seinem LKW in sieben Fuhren jeweils 25 Leute transportierte, sah das Gericht die Behauptung von B. bestätigt, etwa 20 Juden zur Flucht verholten zu haben, was aber in keiner Weise nachgewiesen wurde. Dass 200 ankommende Juden nur eine Schätzung waren und B. selbst 174 angab, irritierte das Gericht seltsamerweise nicht. Der von Hermann Sch. durchgeführte Transport, der ebenfalls abzuziehen wäre, blieb dabei ebenso unberücksichtigt, wie der Umstand, dass der LKW umgehend wieder zum Bahnhof zurück fuhr. Auch die Angaben von Franz O. beweisen, dass bei seinem Eintreffen am Bahnhof, weit nach Mitternacht, noch ca. 200 Juden lagerten. Eine grössere Anzahl von Juden zu diesem späten Zeitpunkt würde aber bedeuten, dass nicht nur am Nachmittag ein Transport in Rechnitz angekommen war, sondern später noch ein weiterer eingelangt sein muss. Der Anruf, den Pödezin laut Zeugenaussagen gegen 21 Uhr entgegennahm, könnte somit die Information über einen unerwarteten Transport gewesen sein.

Eine Zeugenaussage deutet auf die Möglichkeit von weiteren Transporten in der bewussten Nacht hin:

«Als ich mit ihm fuhr, erzählte er mir wohl, dass er nachts habe fahren müssen, doch um was oder mit was hat er mir nicht gesagt. Ich habe ihn auch nicht gefragt, tueil es ja oft Sitte war, dass nachts gefahren wurde, da ja die Front sehr nahe war.»⁴²

Für einen zusätzlichen Transport gibt es aber noch weitere Indizien. Es ist gesichert, dass am nächsten Tag die Kleider der Ermordeten mit mehreren LKW-Transporten in den Schlosshof gebracht wurden. Auch der Zeuge Paul Karl S. konnte dies beobachten und berichtete in seiner schriftlichen Aussage von «4 Lastkraftwagen voll mit Zivilklei-

⁴² Verhandlungsprotokoll, 03. 07. 1948, Aussage Viktor Sch.

dem von Männern.»⁴³ Wenn aber bereits vier Lastwagen nötig waren, um die Bekleidung abzuholen, dürfte die Anzahl von «lediglich» sieben Fahrten mit Opfern zum Tatort kaum zutreffen. Im Übrigen soll bereits am Morgen nach dem Massaker Stefan B. von 300 ermordeten Juden gesprochen haben, auch wenn er dies später vor Gericht bestritt.⁴⁴

Die Zeugenaussagen weisen also darauf hin, dass ungarische Zwangsarbeiter nicht nur am Nachmittag am Bahnhof angekommen waren, sondern vermutlich noch ein zusätzlicher Transport in der Nacht zum Palmsonntag nach Rechnitz unterwegs gewesen war. Die tatsächliche Zahl der Ermordeten wäre damit bedeutend höher anzusetzen als vom Volksgericht angenommen.

4.6. DIE ERMORDUNG DER JUDEN

4.6.1. Die Aussagen von Ludwig G.

Ludwig G. war als ehemaliger nationalsozialistischer Funktionär in Wolfsberg interniert und wurde im Zuge der Vorerhebungen in das Bezirksgericht Wolfsberg überstellt und dort einvernommen.⁴⁵ Da er als einziger Beschuldigter zugab, am Tatort unmittelbar anwesend gewesen zu sein, sind seine Angaben von besonderer Bedeutung. Seine Schilderungen lassen einigermassen erahnen, mit welcher Menschenverachtung die Täter bei der Ermordung der jüdischen Zwangsarbeiter vorgingen.

Ludwig G. nahm als Vertreter des verhinderten Kreisleiters Nicka am Gefolgschaftsabend teil. Ungefähr um 23 oder 23.30 Uhr wäre er von Hildegard St. aufgefordert worden, mit seinem Wagen Leute zum Meierhof zu transportieren, da Podezin ihn darum bitte. Der Grund dafür sei ihm nicht bekannt gewesen. G. sei dann zweimal mit je

⁴³ Bundespolizeidirektion Klagenfurt, Sicherheitsbüro. Betr.: Rechnitzer Judenmordprozess.

Niederschriftliche Einvernahme des Zeugen Paul S., 10.07.1948.

Paul Karl S. war jüdischer Zwangsarbeiter. Er wurde mit anderen Leidensgenossen gezwungen, vermutlich am 24.03., einen 200-300 Meter langen Graben auszuheben. Dieser Graben befand sich in einem ebenen Feldgelände, ca. 5 km von Rechnitz entfernt. Wenn man diese Angabe, vom Schloss ausgehend nach Süden/Südosten hin eingrenzt, erstreckt sich das betroffene Gebiet fast bis Schachendorf und erreicht auch ungarisches Territorium. Wie Paul Karl S. von einem mit knapper Not dem Tod entronnenen Juden erfahren hat, soll genau an diesem Ort ein Judenmassaker stattgefunden haben.

⁴⁴ «Nach dem Dienst von mir gefragt sagte B. Stefan zu mir: ‚Wir haben heute 300 Juden umgelegt?‘

Der Sicherheitsdirektor für das Burgenland. Niederschrift, aufgenommen mit B. Josef. 26.03.1946.

⁴⁵ Bezirksgericht Wolfsberg. Vernehmung des Beschuldigten Ludwig G. 04.10.1947.

vier Mann zum Meierhof gefahren. Es handelte sich dabei um politische Leiter und Volkssturmmänner, die ihm persönlich nicht bekannt waren.

«Nach dem 2. Transport blieb ich beim Meierhof Ich habe dort gesehen, wie Juden mit einem Lastwagen zum Meierhof gebracht wurden, die Juden mussten sich vor grossen Löchern aufstellen, nachdem sie sich vorher schon entkleiden mussten. Es waren an Ort und Stelle ungefähr 6 Löcher 3½ bis 4 Meter lang und 1 bis 2 Meter breit geschaufelt. Als ich zum 2. Mal hinkam, waren die Erschiessungen schon im Gange. [...] So wurden die Erschiessungen um 12, ½ 1 Uhr nachts bis ungefähr 3 Uhr vorgenommen. Während dieser Zeit wurden ungefähr 100 Juden erschossen.»

Als Täter nannte G. politische Leiter, Volkssturmmänner, SS-Leute, auch ein Leutnant oder Oberleutnant der Wehrmacht fiel ihm auf. Die Opfer wurden mit Genickschüssen ermordet. Ausser Podezin habe er niemanden persönlich gekannt. Er selbst habe sich an den Erschiessungen nicht beteiligt, sondern nur gemeinsam mit einem Maurermeister W. die Opfer begraben.⁴⁶ Um 3 Uhr früh verliess er den Tatort und fuhr unmittelbar darauf nach Oberwart.

Ludwig G. wurde am zweiten Verhandlungstag vor dem Volksgericht befragt.⁴⁷ Die Angaben über den Auftrag von St. decken sich mit den Aussagen vom Oktober 1947. Bei seiner ersten Fahrt fuhr er hinter dem Wagen von Podezin, bis sie den Kreuzstadl oder Meierhof erreichten. Er dachte, Leute des Volkssturms in ihre Stellungen zu bringen. G. fuhr anschliessend wieder zurück nach Rechnitz, um die restlichen Leute zu holen.

«Bis dahin wusste ich nicht, warum die Leute heruntergebracht wurden. Wie ich das zweitemal [sic] mit den Leuten beim Kreuzstadl ankam rief jemand aussteigen. Wir stiegen alle aus und gingen ca. 60 Schritt vom Auto weg. Nun sah man ein Lastauto mit Leuten stehen und da wurde gesagt, dass sich auf diesem Juden befinden, die erschossen werden sollen. Ich kann nicht sagen, wer dies gesagt hatte, Podezin war jedenfalls dabei. Ich habe es nicht fertig gebracht hier mitzutun und habe mich herumgedrückt, weil ich das nicht mehr ansehen konnte. Die Juden mussten sich zuerst ausziehen und ihre Kleider auf einen Platz vor dem Graben tragen. Dann mussten sie zum Graben gehen, sich hinknien und haben die Kopfschüsse bekommen. [...] Ich kann mich nicht entsinnen, über einen Panzergraben gefahren zu sein und müssen sich die Gruber [Tippfehler: Gruben oder Gräber, d. A.] vor diesem befinden. [...] Mitgewirkt haben SS-Angehörige, Volkssturmangehörige und auch Wehrmachtsangehörige, welche die SS-Uni-

⁴⁶ W. bestritt dies. Das Gericht ging im Volksgerichtsprozess davon aus, dass W. ebenfalls die Gräber zuschauelte. Das hatte für W. aber seltsamerweise keine Anklage zur Folge. Im Gegensatz zu Ludwig G., der deswegen auch wegen einer «entfernten» Beteiligung an den Morden verurteilt wurde.

⁴⁷ Verhandlungsprotokoll, 29. 06. 1948.

form hatten. Es war schönes Wetter und eine klare Nacht. Ich glaube es war mondhell. Ich habe ausser Podezin niemand Bekannten dort gesehen und hätte ich alle erkennen müssen, wann [sie, unleserlich, d.A] diese in meiner Nähe waren, da es ja hell war. [...] Ich habe nicht einen Schuss abgegeben und habe nur geschaufelt [...] Gezwungen hat mich Podezin nicht. Es waren 6 Gräber und waren diese in einer Form angelegt, die ansonsten für Gräber nicht üblich waren. Es waren winkelförmige Gruben. Ich schätze, dass ungefähr 120 Leute erschossen wurden und befinden sich 20 in einer Grube. [...] Ein Autounternehmer hatte die Juden hinggebracht. [...] Ich habe das Gefühl, dass [der Chauffeur] O. nicht dort war [...].»

Ludwig G. machte weitere Aussagen zu den Vorgängen beim Tatort und versuchte auch sein Verhalten zu «entschuldigen»:

«Es stand nun bei meinem Wiederkommen noch ein anderer Wagen dort, welcher jedoch anscheinend aus der entgegengesetzten Richtung gekommen war, da er verkehrt stand. Es war auch ein Personenwagen. [...] Ich vermute, dass mit dem Auto, das nun neu hinzugekommen war, die SS gekommen war. Aus Oberwart war diese SS bestimmt nicht, da sich dort keine befand. Es stimmt, dass in Oberwart, ein Muselmanisches Strafbataillon gelegen ist. Doch war dieses zu diesem Zeitpunkt nicht mehr dort. [...] Vielleicht ist es möglich, dass die hinzugekommenen SS-Leute ein Kommando des SD oder der Gestapo waren. [...] In dem Augenblick, wo ich auf das Feld kam, bemerkte ich, dass dort ein Lastauto steht. Bei meinem Aussteigen aus dem Wagen hatte ich dieses nicht bemerkt, da es verdeckt durch die Mauerseite gestanden war. Das Lastauto stand vor dem Stadl und wurde nun erzählt, dass sich auf diesem Juden befinden, die erschossen werden sollen. Ich vermute nun stark, dass die SS-Leute ein Kommando waren, die extra zur Erschiessung der Juden gesandt wurden. Der Volkssturm wurde zum Absperrdienst verwendet, damit kein Jude davonlaufen kann. Die SS war mit einem grossen PKW gekommen, das [sic] sicher gut 6 Personen fassen konnte. [...] Die Erschiessungen haben ja 3 Stunden gedauert und wurde ununterbrochen geschossen. Ich möchte hier aber noch bemerken, dass die Gräber bereits fertig waren, als wir hingekommen waren. [...] In der Folge kamen 5 bis 6 Autos mit Juden. Es war ein 3-to [sic] Lastauto und fasste ca. 20 Personen. [...] Als das Auto ankam, mussten die Juden herunter, ca. 20 Schritte von dem Auto zu einer Art Kleiderplatz gehen, sich die Kleider ausziehen und dann zur Grube gehen, wo sie den Kopfschuss bekamen. Sie waren ganz nackt. [...] Hätte ich den Tatort verlassen, so hätte ich gewärtig sein können, dass Podezin dies sieht und ich ebenfalls das Schicksal der Juden geteilt hätte [...] Als die erste Grube mit Toten voll war, habe ich sofort angefangen diese Menschen einzuschaukeln. Podezin hat mich angestänkert, da ich mich an der Sache nicht beteiligt hatte und um diesen Anstänkungen auszuweichen, fing ich an zu schaukeln. [...] Die Erschiessungen dauerten von Mitter-

⁴⁸ G. hatte eine hohe Funktion auf Kreisebene und vertrat beim Gefolgschaftsfest offiziell Kreisleiter Nicka. Dass eine Nichtbeteiligung an den Massakern für G. mit Lebensgefahr verbunden gewesen wäre, ist damit eine reine Schutzbehauptung.

nacht bis 3 Uhr früh. Diese Zeitangabe ist ganz verlässlich. [...] Vom Tatort bin ich weggefahren, wie die letzte Grube zugeschaufelt war. Die Gruben wurden von W. und mir zugeschaufelt. Zum Teil haben auch Volkssturmmänner geholfen. Die Kleider der Juden sind liegen geblieben. [...] Als ich in der Nacht nach Oberwart kam, habe ich den Kreisleiter nicht getroffen, denn ich war ja erst gegen 4 Uhr zu Hause und bin sofort schlafen gegangen.»

Anschließend machte G. noch einige ergänzende Angaben zum Tatort.⁴⁹

Entlastet wurde Ludwig G. durch Hildegard St., indem sie ihre Aussage über seine Anwesenheit im Magazin erheblich abschwächte:

«Ich kann nicht sagen, wann ich G. verständigt habe hinaus zu kommen. Ich weiss auch heute nicht mehr, was ich ihm sagte. Ich glaube aber, dass er nicht im Magazin war.»

Weiters bestätigte St. indirekt, dass G. nicht geschossen habe. Über Befragen sagte sie aus, wie Podezin in der Baukanzlei über das Verhalten von G. in der Mordnacht berichtete:

«G. hat sich wie ein feiges Schwein benommen, er war grün und hat er sich dann so ausgedrückt, wie dass er ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht habe und er musste schauen.»⁵⁰

4.6.2. Die Aussagen von Stefan B.

Zu den Personen, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit in der Nähe des Tatortes befunden hatten, zählt Stefan B. Seine Aussagen sind aber so widersprüchlich und wurden oftmals abgeändert, um nicht zu sagen angepasst. Seine ersten Angaben fügen sich besser in die Abläufe ein, als spätere Darstellungen. Es ist daher zu vermuten, dass die «Erstversion» zumindest teilweise noch am ehesten den Tatsachen entspricht.

⁴⁹ Über Nachfragen eines Verteidigers beschreibt G. die Gräber: «Sie hatten eine dreieckige Form und waren im Winkel 3-4 Meter. Sie hatten eine Breite von 60 bis 80 cm.» Wo sich diese befanden, konnte oder wollte er nicht bekannt geben. Auffällig ist, dass die vorliegende Gräberbeschreibung eine Ähnlichkeit mit der Darstellung in einem Gendarmerieprotokoll aufweist. In diesem Protokoll wird diese Gräberform einem Verteidigungssystem zugeordnet, das östlich des Panzergrabens gelegen war. G. sagte aus, er glaube nicht über den Panzergraben gefahren zu sein. Das muss aber nicht der Wahrheit entsprechen. Vgl.: Gendarmeriekommando Oberwart an Staatsanwaltschaft Wien: Podezin Franz und Gen., Verdacht eines Kriegsverbrechens, 26.09.1945.

⁵⁰ Verhandlungsprotokoll, 29.06.1948.

Demnach kam Podezin um 1 Uhr nachts mit vier unbekanntem SS-Männern zum Bahnhof. Podezin habe ihm seine Ablösung mitgeteilt und ihn zu strengstem Still-schweigen verpflichtet. Als sich Podezin mit seiner Begleitung wieder entfernt hatte, habe B. den Juden zugesprochen sich zu retten, worauf ca. 20 von ihnen seinen Rat befolgten. Unmittelbar darauf wurde B. von vier SA-Männern abgelöst.

Auf seinem Weg nach Hause sah er bei der «Remise» einen LKW stehen, der dann Richtung Bahnhof weiterfuhr. In der «Nähe des Meierhofes vor dem Ortseingang von Rechnitz» hörte er aus der Richtung einer alten Scheune mehrere Personen sprechen.⁵¹ Er schlich sich näher, um dieses Gespräch zu belauschen, konnte aber trotzdem nichts verstehen. Inzwischen näherte sich der vom Bahnhof kommende Lastwagen, wobei die Ladefläche voll mit Juden war. Das Auto fuhr bis in die Nähe der alten Scheune. Stefan B. hörte Lärm und mehrere Schüsse. Nachdem Ruhe eingekehrt war, fuhr der LKW wieder in Richtung Bahnhof.⁵²

4.6.3. Die Aussage von Theresia H.

Theresia H. ging in der bewussten Nacht mit Irma H., der Schwägerin von Stefan B., und zwei unbekanntem Soldaten zum Bahnhof, um ihren Mann abzuholen. Dort trafen sie auf Stefan B. und Irma H. fragte ihn, was mit den Juden geschehen werde.

«Er antwortete: ‚Die erwartet heute noch was, die werden heute Nacht erschossen.‘ Das Ganze hat sich um 22 Uhr zugetragen und ich ging ca. 1 Uhr nachts mit der Horvath in ihre Wohnung, Bahnhofstrasse Nr. 15. Als ich von der Horvath in meine Wohnung ging, hörte ich Schüsse von Richtung Bahnhof und ging in meine Wohnung.»⁵³

Die Aussage vor dem Volksgericht stellt sich hinsichtlich des Zeitrahmens ähnlich dar:

«Ich und Frau H., die Schwägerin des B., gingen am Samstag gegen ½ 11 Uhr zum Bahnhof, da mein Mann mit dem Zug ankommen sollte. [...] Da mein Mann mit dem Zug nicht kam, so

⁵¹ Ein grundsätzliches Problem sind auch Ortsangaben. Die Aussage «Meierhof vor dem Ortseingang» kann sowohl den «Schweizer Meierhof» in unmittelbarer Nähe des «Kreuzstadls» bezeichnen oder auch einen weiter nördlich im Ortsgebiet von Rechnitz liegenden Meierhof. Die im Gerichtsakt aufliegende Skizze lässt beide Versionen zu. Es wäre auch die spätere Ortsentwicklung zu berücksichtigen.

⁵² Gendarmeriekommando Oberwart an Staatsanwaltschaft Wien: Podezin Franz und Gen., Verdacht eines Kriegsverbrechens, 26. 09. 1945.

⁵³ Der Sicherheitsdirektor für das Burgenland. Niederschrift, aufgenommen mit Theresia H., 23.03.1946.

ging ich mit Frau H. und zwei Soldaten, die sich uns angeschlossen hatten, zurück. Wir gingen sodann noch zu Frau H. und blieb ich dort bis 1 Uhr. Von dort ging ich dann in meine Wohnung. Bevor ich zur Tür kam, hörte ich 2 bis 3 Schüsse und lief darauf schnell in die Wohnung. Über den Vorfall selbst weiss ich nichts.»⁵⁴

4.7. DIE SCHWIERIGE REKONSTRUKTION EINES MASSEN MORDES

Das Volksgerecht stützte sich beim Tathergang auf die Aussagen von Ludwig G. Da er die Anwesenheit beim Massaker zugab, folgte das Gericht im Wesentlichen seiner Darstellung. Der Wahrheitsgehalt seiner Angaben ist jedoch zweifelhaft, weil schon die Frage nach der Lage der Gräber unbeantwortet blieb, obwohl er mehrere Stunden am Tatort verbracht hatte. Auch die Behauptung, nach zweimaliger Fahrt sofort mit der «Verscharrung» der Leichen begonnen zu haben, vermag im Lichte der Aussage von Viktor Sch., ihn nach Mitternacht beim Fest gesehen zu haben, kaum zu überzeugen. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Um nicht der unmittelbaren Täterschaft bezichtigt zu werden, bestritt Ludwig B. vehement, die Fahrten in Kenntnis des bevorstehenden Massakers angetreten zu haben. Hätte das Gericht der Aussage des Zeugen Sch. mehr Bedeutung zugemessen, wäre seine Verteidigungsstrategie ins Wanken geraten.

Aber selbst in der Darstellung von Ludwig G. findet sich ein Detail, welches auf eine Falschaussage schliessen lässt. Viktor Sch. berichtete von SS-Angehörigen, die gegen 1 Uhr nachts das Schloss verliessen. Es ist schwer vorstellbar, dass diese SS-Männer nur das Gefolgschaftsfest besuchten, wenn zur selben Zeit, in unmittelbarer Nähe, eine Mordaktion an Juden ablief. Sie dürften daher mit einiger Sicherheit vom Schloss zum Tatort gefahren sein. Wenn Ludwig G. also aussagte, SS nach der zweiten Fahrt beim Kreuzstadl angetroffen zu haben, dann erfolgte sein Eintreffen ebenfalls erst nach 1 Uhr Nacht.

Damit ist auch der von G. angegebene Beginn des Massakers um Mitternacht fraglich. Schon die Aussage von Theresia H., einzelne Schüsse erst nach 1 Uhr Nacht vernommen zu haben, deutet daraufhin. Die Angaben des Chauffeurs Franz O. erscheinen hier wesentlich verlässlicher:

Wenn man für eine Fahrt vom Bahnhof zum Kreuzstadl einen Zeitbedarf von 20 Minuten annimmt – auf Grund der Distanzen und Umstände ein nachvollziehbarer Wert – ergibt das bei drei Transporten eine Gesamtzeit von einer Stunde. Da O. mit seinem LKW das Schloss um 1 Uhr verliess, wurde mit den Massenerschiessungen demzufolge um etwa 2 Uhr nachts begonnen.

Die Aussage von Franz O. ist aber auch im Zusammenhang mit der Lokalisierung des Tatortes von Interesse. Er gab bekanntlich an, bei seinem dritten oder vierten Transport aufgehalten worden zu sein und von einem «Feld rechts der Strasse vom Bahnhof

⁵⁴ Verhandlungsprotokoll, 03.07.1948.

gesehen» Schüsse vernommen zu haben. Dies würde für eine These sprechen, dass Kreuzstadl und Exekutionsstelle nicht gleichzusetzen sind. Der Kreuzstadl könnte als Sammelpunkt gedient haben, von wo aus die von Sch. und O. herangebrachten Opfer zu der bis heute nicht aufgefundenen Exekutionsstelle getrieben wurden.

5. Verantwortlichkeiten

Natürlich stellt sich bei diesem Verbrechen die Frage nach der Letztverantwortung. Gerhard Paul hat hingewiesen, dass Endphasenverbrechen, und Rechnitz ist ein solches, in eine Zeit rechtlicher Entgrenzung und Enthegung von Gewalt fallen. Kennzeichnend ist dabei eine sich ständig radikalisierende und unklare Befehlslage. (Paul, Kriegsendphasenverbrechen, 2000: 545ff.)

Rechnitz ist in gewisser Weise ein Abbild der beschriebenen Situation. Auch hier lässt sich nicht (mehr) feststellen, wer für die Massaker letztendlich verantwortlich zeichnete. Klar ist, dass Franz Podezin vor Ort die treibende Kraft war. Als Gestapobeamter mit SS-Rang, Ortsgruppenleiter und Unterabschnittsleiter beim Südostwallbau hatte er eine beachtliche Machtfülle. Von einer lokalen «Spontanaktion» zur Ermordung der Juden ist aber nicht auszugehen, da Indizien auf eine übergeordnete Planung schließen lassen.

Konkrete Hinweise in den Gerichtsakten auf einen übergeordneten Befehl sind spärlich. Zwar verweist Ludwig G. diesbezüglich auf Gauleiter Uiberreither, diese Aussage ist aber mehr eine Vermutung als ein wirklicher Beweis:

«Mir ist nicht bekannt, auf wessen Befehl diese Erschiessungen vorgenommen wurden. Ich glaube fest, dass die Erschiessungen über Veranlassung des Gauleiters Ueberreiter [richtig: Uiberreither, d.A.] erfolgten. Ich habe mich aber damals nicht erkundigt, wer die Erschiessungen veranlasst hat.»⁵⁵

Auch Kreisleiter Nicka wurde als Zeuge befragt.⁵⁶ Nicka wurde nach seinen Angaben am Morgen des 25. März von einem Einweisungsstabführer darüber informiert, dass in der Nacht Schiessereien an der Grenze waren und auch Erschiessungen stattfanden.⁵⁷ Er selbst stellte dabei jede Verantwortung in Abrede und entlastete den Gauleiter:

⁵⁵ Bezirksgericht Wolfsberg, Vernehmung des Beschuldigten Ludwig G., 04. 10. 1947.

⁵⁶ Verhandlungsprotokoll, 02. 07. 1948.

⁵⁷ Ein möglicher Hinweis auf den Tatort, der dann zwischen Stellungssystem und Grenze liegen könnte.

«Ich wusste weder von Weisungen noch Befehlen über solche Liquidierungen, noch bin ich befragt worden oder rückbefragt worden. [...] Ich habe dann sofort Montag den Gauleiter angerufen, denn ich besass in der damaligen Zeit eine direkte Verbindung mit ihm. Ich habe ihm sofort Mitteilung gemacht. Dieser gab mir darauf zur Antwort, dass er diesen Vorfall nicht glauben könne, auch wäre das zu überraschend und gab er mir bekannt, dass er der Sache nachgehen werde. Er sagte mir ferner, dass er sich, da es sich um Gestapoangeh. [örige] handelte, mit dem SS Unterabschnitt in Verbindung setzen werde.

Mit seiner Aussage nützte Nicka argumentativ geschickt die unübersichtliche Situation in diesen letzten Monaten des Dritten Reiches aus. Er wälzte die Verantwortung von der Partei (Gauleitung) auf die Gestapo über, die von den Befugnissen natürlich auch für Juden zuständig war, fast so, als hätte die Gauleitung nichts mit dem Einsatz von Juden beim Südostwallbau zu tun gehabt.

Ein direkter Befehl auf Kreis- oder Gauebene, die Juden zu ermorden, konnte in den eingesehenen Gerichtsakten aber nicht gefunden werden.

6. Resümee und Schlussbemerkungen

Mit der Analyse der zur Verfügung stehenden Gerichtsunterlagen konnte der Nachweis erbracht werden, dass der vom Volksgericht angenommene Tathergang nicht vollständig der Aktenlage entspricht:

- Es erscheint durchaus denkbar, dass am 24. März 1945 bzw. in der Nacht zum 25. März 1945 zwei Transporte mit ungarischen Juden in Rechnitz eingelangt sind.
- Die Aussagen belegen, dass Juden in zwei unterschiedlichen Aktionen vom Bahnhof abtransportiert wurden.
- Es gibt deutliche Hinweise, dass zwei «Kommandos» das Schloss Batthyány Richtung Kreuzstahl bzw. Bahnhof verliessen.
- Zeugenaussagen lassen darauf schliessen, dass die Ermordung der Juden zu einem späteren Zeitpunkt erfolgte als vom Gericht angenommen.
- Da die Mordaktion mit hoher Wahrscheinlichkeit somit zwei Transporte umfasste, ist die Zahl der ermordeten Juden auch wesentlich höher anzusetzen, als die im Gerichtsurteil festgeschriebenen 200 Opfer.

Hinsichtlich der Frage nach der Verantwortung für die Ereignisse in Rechnitz finden sich in den Gerichtsakten keine konkreten Beweise für eine über den lokalen Bereich hinausgehende Befehlskette. Eine Analyse der Aussagen ergibt aber deutliche Indizien für eine zumindest auf Kreisebene organisierte Aktion.

Die Ursachen für die Schwierigkeiten des Volksgerichts, den wahren Sachverhalt festzustellen, hängt mit dem Umstand der «Vergesslichkeit» und den sich ständig än-

dernden Aussagen von Zeugen und Angeklagten zusammen. Dem Gericht fiel es sehr schwer, die Vorgänge schlüssig nachzuvollziehen. Ein weiteres Manko war die Flucht des Hauptbeschuldigten, Franz Podezin, der für Aussagen somit nicht zur Verfügung stand. Man kann sich daher des Eindrucks nicht erwehren, dass der Gerichtshof mit der Rekonstruktion des Massakers überfordert war und eine Version «konstruierte», die nur ungefähr den Tatsachen entsprach.

Ohne zusätzliche Quellen, etwa in Form von Zeugenaussagen, Tatbeweisen oder Dokumenten, wird eine weitere Aufklärung kaum möglich sein. Die vermutlich letzte Hoffnung liegt daher in der Auffindung der Gräber der ermordeten Juden, wodurch zusätzliche Hinweise auf den Tathergang zu gewinnen wären. In diesem Sinne sollte alles unternommen werden, die Suchgrabungen zu einem erfolgreichen Ergebnis zu führen. Ein Erfolg bei diesen Bemühungen würde auch den Opfern die ihnen zustehende letzte Ruhestätte endlich ermöglichen.

7. Quellenverzeichnis

Wiener Stadt- und Landesarchiv, Vg 12 Vr 2832/45

Wiener Stadt- und Landesarchiv, Vg 2f Vr 2832/45

Wiener Stadt- und Landesarchiv, Vg 7b Vr 5540/46

Literatur

Achenbach, Michael/Szorger, Dieter (1996): Der Einsatz ungarischer Juden am Südostwall im Abschnitt Niederdonau 1944/45, unveröffentlichte Diplomarbeit am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien

Holpfer, Eva (1998): Der Umgang der burgenländischen Nachkriegsgesellschaft mit NS-Verbrechen bis 1955 am Beispiel der wegen der Massaker von Deutsch-Schützen und Rechnitz geführten Volksgerichtsprozesse, unveröffentlichte Diplomarbeit am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien

Paul, Gerhard (2000): «Diese Erschiessungen haben mich innerlich gar nicht mehr berührt.» Die Kriegsendphasenverbrechen der Gestapo 1944/45, in: Paul, Gerhard/Mallmann, Klaus-Michael (Hrsg.): Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. «Heimatfront» und besetztes Europa, Darmstadt, 543-568

Rauchensteiner, Manfred (1995): Der Krieg in Österreich '45, Wien

Strassl, Harald/Vosko, Wolfgang (1999): Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter am Beispiel des Südostwallbaus 1944/45 im Bezirk Oberwart unter besonderer Berücksichtigung der Massenverbrechen bei Rechnitz und Deutsch Schützen, unveröffentlichte Diplomarbeit am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien

Der Deutsch Schützen-Komplex

Einleitung

«Sühne muss geleistet werden», sagte der vorsitzende Richter, Vizepräsident Dr. Mironovic, im Jahr 1946 bei der Urteilsverkündung zum Volksgerichtsprozess Deutsch Schützen zu den sieben angeklagten HJ-Führern. (Hagenauer, Interview, 2008) Diese sieben Angeklagten waren 1945 direkt oder indirekt an einem der vielen Endphasenverbrechen des Zweiten Weltkrieges beteiligt gewesen. Nur einige Tage nach dem Massaker in Rechnitz wurde am 29. März 1945 in dem nur wenige Kilometer entfernten Ort Deutsch Schützen ein weiterer Massenmord an jüdischen Zwangsarbeitern aus Ungarn durchgeführt.

Deutsch Schützen, die kleine Ortschaft im Südburgenland, wurde aufgrund der Grenzlage zu Ungarn und den daraus resultierenden «Reichsschutzstellungen»-Baumassnahmen im Jahr 1945 zum Schauplatz eines menschenverachtenden Verbrechens von Fanatikern der nationalsozialistischen Ideologie. Das Ziel dieser Arbeit besteht nicht darin, das Endphasenverbrechen von Deutsch Schützen isoliert zu untersuchen, sondern den gesamten Komplex zum Thema Südostwallbau von Deutsch Schützen in die Untersuchung einzubeziehen. Zu den einzelnen Teilen der Untersuchung gehören die Beschreibung der geografischen und politischen Verortung von Deutsch Schützen – Eisenberg und des Burgenlands generell, die Gegebenheiten und Bedingungen beim Bau des Südostwallbaus, zunächst allgemein und dann vor Ort in Deutsch Schützen.

Den Kern der Untersuchung bilden das eigentliche Endphasenverbrechen und der anschließende Todesmarsch der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiten. Eine Zeitleiste soll helfen, das Massaker von Deutsch Schützen zu rekonstruieren. Die Frage, wer damals den Befehl zum Massenmord gab, wird höchstwahrscheinlich nie geklärt werden können, aber aufgrund der damaligen Konstellation beschränkt sich die Anzahl der Möglichkeiten auf drei Varianten.

Den Abschluss der Arbeit bildet die Auseinandersetzung mit der juristischen Ahndung der Verbrechen in den beiden Gerichtsverfahren, die zu diesem Verbrechen durchgeführt wurden.

Die Hauptquellen, die Volksgerichtsakten, bieten zwar sehr ergiebige, aber auch einseitige Material, daher war es zur Aufhellung des Deutsch Schützen-Komplexes notwendig, neben der Bearbeitung von Sekundärliteratur auch Zeitzeugeninterviews zu führen.

DEUTSCH SCHÜTZEN – EISENBERG: VOM BURGENLAND ZUR STEIERMARK UND WIEDER ZURÜCK

Der Gemeindeverband der beschaulichen Ortschaft Deutsch Schützen – Eisenberg im Burgenland gehörte seit der Zuteilung des Burgenlands 1919 durch die Friedensverträge von St. Germain zu Österreich, (<http://aeiou.iicm.tugraz.at/>, Burgenland, Stand 02. 05. 2008) Er liegt im Verwaltungsbezirk Oberwart und umfasst neben den beiden Dörfern Deutsch Schützen und Eisenberg mehrere Kastralgemeinden, u.a. Edlitz, St. Kathrein und Höll, (<http://www.oberwart.gv.at/>, Geschichte Oberwart, Stand 02. 05. 2008)

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1938 wurde das jüngste österreichische Bundesland – das Burgenland – aufgeteilt. Das Gebiet des Südburgenlands wurde am 15. Oktober 1938 in den «Reichsgau Steiermark» eingegliedert; das Nord- und Mittelburgenland wurden dem «Reichsgau Niederdonau» zugewiesen, (<http://www.oberwart.gv.at/>, Geschichte Oberwart, Stand 02.05.2008) Der Bezirk bzw. der «Kreis» – so die Bezeichnung seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten – Oberwart wurde vergrößert. Von 1938 bis 1945 war der Nationalsozialist Eduard Nicka Kreisleiter. Im Zuge der Umwandlung des Bundeslandes Steiermark in einen «Reichsgau» wurde die Landesregierung aufgelöst. Die neu geschaffene Position des «Reichsstatthalters» übernahm Dr. Siegfried Uiberreither. Gleichzeitig mit der Funktion des «Gauleiters» des neuen «Reichsgau Steiermark» übernahm er auch die Leitung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) und besetzte damit die beiden einflussreichsten Positionen in der Steiermark.

DER «SÜDOSTWALL» – DIE REALITÄTSFREMDEN PLÄNE EINES UNTERGEHENDEN TOTALITÄREN REGIMES

Mit zunehmender Verlagerung der Kriegsfront wurde ab 1944 in der «Reichshauptstadt» Berlin immer intensiver an Verteidigungsstrategien gearbeitet. Sogenannte «Reichsschutzstellungen» im Westen und Osten sollten das Eindringen der Alliierten in die Kerngebiete des «Dritten Reichs» verhindern. Eine teilweise neu zu errichtende Verteidigungsanlage sollte den Vormarsch der Roten Armee aus dem Osten stoppen, zumindest aber verzögern, um Kräfte zur Bekämpfung sammeln zu können. Eine gigantische Verteidigungsanlage sollte sich von Norden, d.h. von Polen über die Slowakei, Österreich und Ungarn hin nach Süden über Slowenien, Kroatien und Italien erstrecken. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 86) Es ist eher zweifelhaft, ob eine derart monumentale Verteidigungslinie – selbst, wenn sie je fertig gestellt worden wäre – einen militärischen Nutzen gehabt hätte. Zwei Verteidigungslinien – die Linie A und die Linie B – waren geplant. Sie wurden in eine Vielzahl von Abschnitten eingeteilt. Zwei dieser Abschnitte verliefen durch die «Reichsgaue Niederdonau und Steiermark» entlang der

österreichisch-ungarischen Grenze¹, teilweise auf österreichischem, teilweise auf ungarischem Staatsgebiet. Die «Gauleiter» – für «Niederdonau» war es Dr. Hugo Jury und für die Steiermark der schon erwähnte Dr. Uiberreither – wurden von Adolf Hitler am 1. September 1944 zu «Reichsverteidigungskommissaren» ernannt. Ab diesem Zeitpunkt waren sie für die Bautätigkeiten der Verteidigungslinie in ihrem jeweiligen Zuständigkeitsgebiet verantwortlich. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 87) Das Regime übertrug der NSDAP die Verantwortung für die Baumassnahmen und machte sich die Parteiorganisation zunutze, um die Pläne durch seine «Getreuen» umsetzen zu lassen. Die Kreisleitung war für die Schanz- und Bautätigkeiten vor Ort verantwortlich. Für die generelle Organisation, d.h. für technische Ausführungen und Logistik in den Abschnitten, gab es einen Abschnittsführungsstab. Die einzelnen Abschnitte wurden wiederum in Unterabschnitte aufgeteilt, die dortige Verantwortung trug ein Unterabschnittsleiter (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 109), der wiederum Parteimitglied war oder einer Vorfeldorganisation – zum Beispiel der Hitler Jugend (HJ) – angehörte. Obwohl die Wehrmacht zum Teil an den Planungs- und Baumassnahmen beteiligt war, spielte sie bei diesem Vorhaben nur eine untergeordnete Rolle. Die Mobilisierung des Schanzpersonals sowie die Bereitstellung der Unterkünfte oblag praktisch allein den Parteidienststellen, denen auch das Bewachungspersonal unterstellt war. (Banny, Schild im Osten, 1985: 37) Obwohl die personellen und materiellen Ressourcen nicht einmal ansatzweise für die Umsetzung der Pläne ausreichten, waren in den Ortschaften entlang der Grenze zigtausende Menschen an den Bauarbeiten beteiligt. Für die Arbeitskräfte, die pro Unterabschnitt in Tausend-, Fünfhundert-, Hundert-, und Zehnerschaften eingeteilt waren, mussten Verpflegung und Unterkünfte bereitgestellt, aber auch Rahmenbedingungen für eine längere Verweildauer geschaffen werden, u.a. Möglichkeiten zur medizinischen Versorgung. (Strassl/ Vosko, Südostwallbau, 1999: 92ff.) Die Arbeitskräfte mussten in sogenannten «Schanzerzügen» täglich mehrere Kilometer zu den ihnen zugeteilten Arbeitsplätzen zurücklegen, da die Unterkünfte in den meisten Fällen nicht in unmittelbarer Nähe der Bauabschnitte lagen. Bei den Baumassnahmen mangelte es nicht nur an Arbeitskräften, sondern auch an Baumaterial. So gab es fast keinen Beton, daher wurde Bauholz für die Befestigungsanlagen verwendet, für dessen Gewinnung in einzelnen Ortschaften ganze Wälder abgeholzt wurden. (Banny, Schild im Osten, 1985: 37ff.)

Arbeiter lebten unter sehr schlechten Bedingungen, was Unterkunft und Versorgung betraf. Am schlimmsten war es allerdings in den meisten Orten für die ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter, da diese Personengruppe neben der unzureichenden Versorgung und den menschenunwürdigen Unterkunftsbedingungen zudem noch physischen Repressalien durch ihr Bewachungspersonals ausgesetzt war.

¹ Vier Bauabschnitte verliefen auf ungarischem Gebiet.

«SÜDOSTWALLBAU» IN DEUTSCH SCHÜTZEN – EISENBERG

Die Orte Deutsch Schützen – Eisenberg lagen, wie schon erwähnt, im damaligen «Gau» Steiermark. Sie gehörten zum Unterabschnitt VI (Kreis Oberwart und Fürstenfeld), der in zwölf Teilabschnitte unterteilt war; hier waren Eisenberg und Deutsch Schützen wiederum die Teilabschnitte V und VI. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 109; Holpfer, bgl. Nachkriegsgesell. u. NS-Verbrechen, 1998: 17) Sie gehörten damit zum Kreis Oberwart, dem der Kreisleiter Eduard Nicka vorstand.

Als in den Herbstmonaten 1944 die Bautätigkeiten für die Reichsschutzstellung im Südburgenland begannen, stieg in den Gemeinden die Anzahl der am Bau des «Südostwalls» beteiligten Personen kontinuierlich an.

Wie viele Personen in dieser Phase in und um Deutsch Schützen und Eisenberg den Bautätigkeiten nachgehen mussten, kann heute nur geschätzt werden, da es keine exakten Aufzeichnungen gibt. Laut Volkszählung von 1939 lebten zu dieser Zeit in Deutsch Schützen – Eisenberg insgesamt 1.829 Einwohner, (<http://www.statistik.at/>, Bevölkerungsentwicklung, Stand 02.05.2008) In der Pfarrchronik von Deutsch Schützen ist die Höchstzahl der dort arbeitenden Personen in den Wintermonaten 1944-1945 mit 1.700 Personen angegeben. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 137) Laut Fachliteratur stammten die dienstverpflichteten Personen im September 1944 aus der näheren Umgebung, d.h. aus den Ortschaften entlang der geplanten Verteidigungslinie. Diese Gruppe Dienstverpflichteter setzte sich zu Beginn der Baumassnahmen vor allem aus Jugendlichen, Frauen jeden Alters und älteren Männern zusammen. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 110) In den Herbst- und Wintermonaten 1944/45 kamen Zwangsarbeiter aus den unterschiedlichsten Regionen Europas, «Reichsdeutsche» (die meisten aus Bayern), österreichische Zivilisten sowie eine beachtliche Anzahl ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, hinzu. So wurden im Laufe der Zeit immer mehr Zwangsarbeiter aus dem Osten sowie Kriegsgefangene für die Schanz- und Bauarbeiten eingesetzt – hier war Eisenberg keine Ausnahme. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 114; Kaincz, Interview, 2008) In Deutsch Schützen war die Situation jedoch anders. In diesem Abschnitt wurden ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter – ausschliesslich Männer – erst im Frühjahr 1945 eingesetzt. Bis dahin waren fast nur Angehörige der HJ tätig (Kaincz, Interview, 2008; Hagenauer, Interview, 2008), deren Anzahl sich auf ca. 500 bis 600 belief, die aus der gesamten Steiermark und aus dem Kreis Oberwart stammten. (Hagenauer, Interview, 2008) Die Einsatzdauer der Jugendlichen variierte und war abhängig von ihrer Herkunft. Zumeist waren die 15-jährigen HJ-Angehörigen vier Wochen lang vor Ort, dann konnten sie in ihre Heimatgemeinden zurückkehren. (Hagenauer, Interview, 2008) Sie waren in unterschiedlichen Quartieren im Dorf untergebracht und in Arbeitsgruppen eingeteilt, denen jeweils ein älterer HJ-Angehöriger vorstand. Diese HJ-Führer, die statt zum «Reichsarbeitsdienst» und dem darauffolgenden Wehrdienst zu den Stellungsbauten abkommandiert waren, standen meist einer Hundertschaft vor und waren in Deutsch Schüt-

zen dem Unterabschnittsleiter, Bannführer Alfred Weber, unterstellt. Bevor die im Durchschnitt 17-jährigen HJ-Hundertschaftsführer zum Stellungsbau nach Deutsch Schützen kamen, wurden sie zum Volkssturm einberufen und auf diesen vereidigt. (Volksgerichtsakt, 1946) Die HJ-Gruppen aus der Steiermark brachten jeweils ihre eigenen HJ-Führer mit, die nach ihrem Einsatz in Deutsch Schützen mit den Gruppen in ihre jeweiligen Herkunftsorte zurückkehrten. (Kaincz, Interview, 2008) Für die HJ-Angehörigen aus dem Südburgenland waren insgesamt acht länger in Deutsch Schützen gebliebene HJ-Führer zuständig, auf die an einer späteren Stelle detaillierter eingegangen wird.

Als zentrale Versorgungsstelle diente der Pfarrhof von Deutsch Schützen. Bis zum Eintreffen der ungarischen Juden arbeiteten bei dieser Versorgungsstelle die einzigen Zwangsarbeiter. Es handelte sich dabei um sechs holländische Zwangsarbeiter, die hauptsächlich in der Küche arbeiteten oder als Fahrer tätig waren. (Kaincz, Interview, 2008)

Die Arbeitsmoral der Jugendlichen war nach den Aussagen von Johann Kaincz und Fritz Hagenauer, die damals die Funktion von HJ-Hundertschaftsführern innehatten, nicht sonderlich gross, und sie nahm im Laufe des Jahres 1945 immer mehr ab. Die Wintermonate der Jahre 1944/45 machten die Baumassnahmen zu einer sprichwörtlichen Sisyphusarbeit, da Teile der Befestigungsanlagen aufgrund des Niederschlags immer wieder zusammenkrachten bzw. sich mit Wasser füllten. In den ersten Monaten des Jahres 1945 errichteten die Arbeitstrupps am Vormittag bei den ihnen zugeteilten Abschnitten Panzergräben oder Befestigungs- bzw. Bunkeranlagen und halfen am Nachmittag den Weinbauern der Umgebung bei den Frühjahrstätigkeiten in den Weingärten. Dafür erhielten sie im Gegenzug Wein. (Kaincz, Interview, 2008; Hagenauer, Interview, 2008) Die Befehlsorder bei den Baumassnahmen gestaltete sich folgendermassen: An jedem Tag, an dem gearbeitet wurde, mussten die Hundertschaftsführer abends dem Unterabschnittsleiter über die Baufortschritte berichten und anschliessend die Instruktionen für den kommenden Tag entgegennehmen. (Hagenauer, Interview, 2008)

Der Unterabschnittsleiter, Bannführer Alfred Weber, war ein Machtmensch (Kaincz, Interview, 2008); diese Tatsache wird durch seinen Werdegang unterstrichen. Weber war schon im Alter von 17 Jahren für die NSDAP aktiv. Vor 1938 wurde er wegen seiner nationalsozialistischen Aktivitäten durch ein Grazer Schöffengericht zu drei Wochen Arrest verurteilt. (Volksgerichtsakt, 1946: 43) Aufgrund seines Engagements für die vor 1938 illegale NSDAP erhielt er aber 1938 eine hauptamtliche Position bei der HJ-Verwaltung. 1939 wurde er Mitglied der SS (Schutzstaffel) und wurde in Folge an einigen Kriegsschauplätzen in West- und Osteuropa eingesetzt, bis er im Oktober 1941 in Russland verwundet und 1943 aus der Wehrmacht entlassen wurde. (Volksgerichtsakt, 1946: 43) Wegen der Schwere seiner Beinverwundung, infolge derer er einen Stock benutzen musste, wurde er wieder hauptamtlich bei der HJ tätig und kam Ende September oder Anfang Oktober 1944 als Unterabschnittsleiter nach Deutsch Schützen. (Volksgerichtsakt, 1946: 43)

An dieser Stelle sollen noch die Namen der burgenländischen HJ-Hundertschaftsführer erwähnt werden, die bei den Geschehnissen rund um den Massenmord in Deutsch Schützen eine zentrale Rolle spielten: Franz Dobesberger, Alfred Ehrlich, Johann Kaincz, Walter Feigl, Fritz Hagenauer, Karl und Wilhelm Bundschuh und Franz Landauer. Diese acht Personen stammten alle aus dem Südburgenland. Bis zu ihrer Dienstverpflichtung besuchten sie entweder eine Handels- bzw. Wirtschaftsschule, eine Maschinenbauschule, ein Gymnasium oder machten eine Lehrerausbildung. (Volksgerichtsakt, 1946: 183ff.)

Die ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter in Deutsch Schützen

Im Jänner 1945, das genaue Datum ist nicht bekannt, erreichte eine Gruppe ungarischer Juden die heutige österreichische Grenze. Sie wurden von Nyilas – Wachmannschaften² unter Stockschlägen zum Grenzübergang Eberau getrieben und dort SA (Sturmabteilung)-Männern übergeben. (Hagenauer, Interview, 2008) Die ca. 500 Personen waren ausschliesslich Männer, grösstenteils im Alter zwischen 40 und 60 Jahren. (Kaincz, Interview, 2008; Hagenauer, Interview, 2008) Aus dem Zeitpunkt und der Gruppengrösse kann geschlossen werden, dass die Männer aus einem Lager in Westungarn kamen. Im «Gau Steiermark» begann der Arbeitseinsatz ungarischer Juden nämlich erst gegen Ende Dezember 1944 und auch da nicht im Rahmen einer grossen Aktion, wie im «Gau Niederdonau». Für die Steiermark wurden die jüdischen Arbeitskräfte durch die Parteistellen bei Ministerien in Ungarn angefordert und im Zuge dessen häufig aus westungarischen Lagern gruppenweise zu unterschiedlichen Zeiten in die Steiermark deportiert. (Lappin, Waffen-SS u. Zwangsarbeiter, 2004: 80) Der körperliche Zustand der Männer variierte zwischen «rüstig und weniger rüstig». (Hagenauer, Interview, 2008) Ab dem Zeitpunkt der Übernahme durch die prügelnden ungarischen Pfeilkreuzler bis zu den letzten Märztagen wurde die Gruppe von SA-Männern «geleitet». Diese SA-Mannschaft, insgesamt vier Männer im Alter zwischen 40 und 50 Jahren (Hagenauer, Interview, 2008), waren Kriegsdienstverpflichtete. Sie arbeiteten damals normalerweise im Elin-Werk in Weiz, Steiermark. (Hagenauer, Interview, 2008) Sie hatten die technische Leitung über die Bautätigkeiten. Die Bewachung der Zwangsarbeiter wurde anfangs durch Angehörige der SS-Division «Handschar» durchgeführt. (Volksgerichtsakt, 1946: 178) Diese SS-Division setzte sich hauptsächlich aus bosnischen muslimischen Freiwilligen zusammen, die ab Oktober 1944 auch in der Steiermark eingesetzt wurden. (Lappin, Waffen-SS u. Zwangsarbeiter, 2004: 85f.) Beim ersten Prozess zum Massaker in Deutsch Schützen gab eine Zeugin aus Deutsch Schützen an, dass die SA-Männer und

² Die ungarischen faschistischen Pfeilkreuzler.

die Bewachungsmannschaften der SS-Division «Handschar» die Zwangsarbeiter sehr brutal behandelten. (Volksgerichtsakt, 1946: 208)

In Deutsch Schützen wurden die jüdisch-ungarischen Zwangsarbeiter in zwei Scheunen am Nordausgang und in der «Alten Schmiede» untergebracht und durch die zentrale Küche im Pfarrhof versorgt. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 138) Gekleidet waren sie entweder in ungarischer Militärkleidung oder in Zivilkleidung. (Volksgerichtsakt, 1946: 302) Die Männer mussten jeden Tag nach der Gruppeneinteilung, die durch die SA-Männer erfolgte, an den ihnen zugeteilten Bauabschnitten arbeiten. Die jüdischen Zwangsarbeiter hatten sehr wenig Kontakt mit der Bevölkerung bzw. mit den vor Ort anwesenden HJ-Jugendlichen.³ Das Verhalten der Bevölkerung schildern Überlebende als durchwegs positiv. Das zeigte sich u.a. darin, dass einzelne Bewohner einigen Zwangsarbeitern die Flucht ermöglichten. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 138f.) Speziell in den letzten Märztagen nützten einige Männer die Chance zur Flucht. So auch am 29. März 1945, dem Tag des Massakers. An diesem Tag konnten noch 60 Zwangsarbeiter in der Früh dank des Einsatzes des Pfarrers aus Deutsch Schützen, Johann Farakas, ihrem Schicksal entrinnen. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 138f.)

DAS MASSAKER VON DEUTSCH SCHÜTZEN

Als Ende März 1945 die Rote Armee von Richtung Ungarn immer näher an die österreichische Grenze vorrückte, brach im österreichisch-ungarischen Grenzgebiet im wahrsten Sinne das Chaos aus. Eine unüberschaubare Anzahl Menschen war in Bewegung bzw. auf der Flucht. Diese Menschenmasse setzte sich aus Flüchtlingen, der Bevölkerung aus den Grenzgebieten, die in Richtung Westen unterwegs waren, und bewaffneten Formationen jeglicher Art zusammen, die, aus dem Osten kommend, an die Grenze heranrückten bzw. dort in Stellung gingen. Diese Situation traf auch auf Deutsch Schützen und Eisenberg zu. Als in der Osterwoche 1945 der Menschenstrom aus Ungarn zunahm und Mitte der Woche der Gefechtslärm schon hörbar war, war klar, dass sich die «Rote Armee» unmittelbar in der Nähe der beiden Ortschaften befand. Am 28. März 1945 wurden die HJ-Hundertschaften in Deutsch Schützen aufgelöst und entlassen, und die Jugendlichen konnten in ihre Heimatorte zurückkehren. (Volksgerichtsakt, 1946: 190) Die schon genannten Hundertschaftsführer⁴ aus dem Südburgenland blieben – bis auf Ausnahmen, auf die an einer späteren Stelle noch eingegangen wird – vor Ort. Ebenfalls vor Ort blieben der Unterabschnittsleiter Weber sowie ein «Assistent» Webers, ein

³ Diesen war jeglicher Kontakt mit den jüdischen Zwangsarbeitern verboten.

⁴ Die Hundertschaftsführer waren, bis auf zwei Ausnahmen, nicht bewaffnet. Bei den zwei Ausnahmen handelte es sich um Pistolen aus Privatbeständen. (Kaincz, Interview, 2008)

gewisser Franz Aldrian. Franz Aldrian, ein Kriegsinvalide⁵ im Alter von ca. 25 Jahren und Freund Webers, hatte aufgrund seiner Kriegsverletzung einen Versorgungsposten und war der unmittelbare Vorgesetzte der burgenländischen Hundertschaftsführer. (Hagenauer, Interview, 2008)

Ende Februar, Anfang März hatten die SS-Bewachungsmannschaften die Ortschaft verlassen, ab diesem Zeitpunkt waren die Zwangsarbeiter einige Wochen lang in der Nacht ohne Bewachung. (Volksgerichtsakt, 1946: 180) Die südburgenländischen Hundertschaftsführer übernahmen Tage vor dem 29. März 1945 abwechselnd nachts die Bewachung der Zwangsarbeiter, d.h. sie standen bei den Unterkünften, in denen die Zwangsarbeiter hausen mussten und bewachten sie. (Kaincz, Interview, 2008; Hagenauer, Interview, 2008; Volksgerichtsakt, 1946: 248)

Zu Beginn der Osterwoche 1945 kündigten die SA-Leute aus der Steiermark dem Unterabschnittsleiter Weber an, dass sie nicht vor Ort bleiben und warten würden, bis die «Rote Armee» Deutsch Schützen erreicht hätte. Laut einer Aussage des Dorfpfarrers Farkas beim Volksgerichtsprozess gab es schon Tage vor dem Gründonnerstag Gespräche zwischen Weber und Aldrian, bei denen über eine mögliche Exekution der Zwangsarbeiter gesprochen wurde. (Volksgerichtsakt, 1946: 209)⁶ Diese Gespräche gaben dann in den nächsten Tagen Anlass zu Gerüchten in Deutsch Schützen, und dadurch erfuhr auch Johann Farkas von diesem möglichen Plan.

Der Vorabend des 29. März 1945

Am 28. März 1945 war es klar, dass die russischen Verbände nur mehr einige Kilometer vor der Grenze standen. Der Gefechtslärm bestand nicht mehr nur aus Artillerielärm, sondern die Geräuschkulisse liess darauf schliessen, dass in unmittelbarer Nähe russische Infanterietruppen gegen die deutsche Wehrmacht kämpften.

Am 28. März 1945 verliessen die SA-Männer Deutsch Schützen. (Volksgerichtsakt, 1946: 200). Mit dem Verschwinden der SA-Mannschaft hatte von da an der Unterabschnittsleiter Weber die Verantwortung für die jüdischen Zwangsarbeiter vor Ort. Weber, der beim zweiten Deutsch Schützen Prozess der einzige Angeklagte war, hat diesen Umstand immer bestritten.

Am Abend des 28. März 1945 kamen drei versprengte SS-Angehörige der SS-Division «Wiking» nach Deutsch Schützen. Diese drei SS-Männer waren es, die am nächsten Tag den Massenmord exekutierten.

⁵ Aldrian fehlten an einer Hand alle Finger sowie die Hälfte des Daumens.

⁶ Damals hiess es, dass die Gebäude, in denen die Zwangsarbeiter schliefen, mit den Zwangsarbeitern gesprengt werden sollten.

Über diese drei SS-Männer liegen sehr wenige Informationen vor, aber mithilfe des Bundesarchivs in Berlin ist es gelungen, wenigstens einen dieser drei Haupttäter zu identifizieren. Bei den drei Männern handelte es sich um einen SS-Hauptscharführer, der bis heute namentlich nicht bekannt ist, ausserdem um den SS-Unterscharführer Adolf Storms sowie einen SS-Mann aus Tirol. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 246) Mittels der Volksgerichtsakten und der durch Interviews generierten Informationen ist es gelungen, den bis jetzt unbekanntem Adolf Storms⁷ zu identifizieren. Adolf Storms wurde am 28. August 1919 in Lintfort/Kreis Moers, Deutschland, geboren und war Angehöriger des SS-Pz.Gren.Ers. Btl. Westland/3. Kompanie, im Dienstrang eines Unterscharführers. (Akte SS-Rasse-und Siedlungshauptamt 139-721, Personalakte) Zu dem SS-Mann aus Österreich gibt es nur spärliche Informationen, und leider ist es aufgrund dieser vagen Informationslage nicht möglich, ihn zu identifizieren, da die Personaldaten über in Tirol gebürtige SS-Angehörige im Tiroler Landesarchiv lagern und eine Suche ohne den genauen Namen aussichtslos ist.⁸ Der SS-Mann aus Tirol war vermutlich vom Dienstgrad Rottenführer (Hagenauer, Interview, 2008)⁹, damals im Alter von ca. 40 Jahren und in etwa 170 cm gross. Dieser Österreicher wurde Max bzw. mit dem Spitznamen «Schalki» gerufen. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 250) Es wäre aufgrund seiner Uniform auch möglich, dass dieser Tiroler nicht Angehöriger der SS-Division «Wiking» war, sondern zu einer Gebirgsjägereinheit gehörte. (Kaincz, Interview, 2008) In dieser Arbeit wird die Gruppe jedoch immer als SS-Trupp bezeichnet.

Auf jeden Fall kamen die drei SS-Männer nach Deutsch Schützen und versorgten sich in der Küche im Pfarrhaus, wo sie in den Abendstunden mit Alfred Weber zusammen an einem Tisch sassen. (Kaincz, Interview, 2008; Hagenauer, Interview, 2008) In einer der ersten Vernehmungen von Franz Dobesberger, der im ersten Prozess der Hauptangeklagte war, gab dieser an, dass die SS-Männer die Nacht in der Volksschule verbrachten. (Volksgerichtsakt, 1946: 6)

Die im Folgenden noch einmal genannten Personen ergeben die Tätergemeinschaft des Mordkommandos, das am 29. März 1945 den Tod von 60-80 ungarischjüdischen Zwangsarbeitern zu verantworten hat. Die Gruppe setzte sich zusammen aus dem Un-

⁷ Storms wurde in den Quellen öfters als Storm bezeichnet. Aufgrund der vorhandenen Quellenlage handelt es sich aber eindeutig um den im Text beschriebenen Adolf Storms.

⁸ Die Mitarbeiter des Tiroler Landesarchivs starteten zwar eine Suche, aber die Personendaten waren nicht ausreichend, um die Person im Archiv ausfindig zu machen, da die Archivbestände nicht elektronisch erfasst sind – die einzige Suchmöglichkeit ist der vollständige Name.

⁹ In den Gerichtsakten hatte dieser Mann auch einige Male den Rang eines SS-Sturmmannes.

terabschnittsleiter Alfred Weber und Franz Aldrian, fünf HJ-Angehörigen¹⁰ und drei SS-Männern. Dabei muss differenziert werden zwischen den Personen, die direkt an der Erschiessung beteiligt waren, den Personen, die Beihilfe zum Mord geleistet haben und der Person Webers, der an der eigentlichen Tat nicht beteiligt, aber der oberste Verantwortungsträger vor Ort war. Seine Rolle am Verbrechen wird in den kommenden Abschnitten noch untersucht werden.

DER 29. MÄRZ 1945 – DAS ENDPHASENVERBRECHEN VON DEUTSCH SCHÜTZEN

Aus heutiger Sicht kann nicht mehr eindeutig geklärt werden, wer damals die Order zum Massenmord gegeben hat, es sei denn, es tauchen bisher unbekannte Quellen auf. Es gibt drei Möglichkeiten, wer die Befehlsorder gegeben haben kann. Zunächst soll aber der Tathergang analysiert werden.

Der Massenmord

Der Massenmord an ca. 60 bis 80 Personen – die genaue Opferanzahl ist nicht verifizierbar, aber es ist davon auszugehen, dass mindestens 60 Personen diesem Verbrechen zum Opfer fielen – hat sich vor mehr als 64 Jahren zugetragen. Dieser zeitliche Abstand, ebenso wie das nicht eindeutige Quellenmaterial machen es unmöglich, den Tathergang in allen Details zu rekonstruieren. Anhand von immer mindestens zwei übereinstimmenden Quellen soll der Ablauf aber zumindest so rekonstruiert werden, wie er mit grosser Wahrscheinlichkeit erfolgt ist.

Als in Deutsch Schützen am Gründonnerstag 1945 der Tag anbrach, waren die Vorbereitungen für dieses Endphasenverbrechen im Anlaufen.

Das heisst, die HJ-Führer Johann Kaincz, Walter Feigl, Fritz Hagenauer, Alfred Ehrlich und Franz Dobesberger erhielten zwischen sieben und acht Uhr früh im Beisein von Aldrian und den SS-Männern von Bannführer Weber die Mitteilung, dass die Zwangsarbeiter erschossen werden sollen. (Kaincz, Interview, 2008)¹¹ Ausserdem informierte Weber die fünf HJ-Führer, was sie zu tun hätten. Die Aufgabe von vier HJ-Führern bestand darin, Gruppen zwischen 20 und 30 Personen von ihrem Lager bis zur alten Kirche von Deutsch Schützen zu bringen.

Es ist davon auszugehen, dass die HJ-Führer zu Beginn des Tages, um ca. sechs Uhr, glaubten, dass sie Deutsch Schützen mit der Zwangsarbeitergruppe verlassen würden. Die genaue Rekonstruktion dieser Zeitphase, d.h. dem Ablauf zwischen sechs Uhr und

¹⁰ Drei der HJ-Hundertschaftsführer kamen erst im Laufe des 29. März wieder nach Deutsch Schützen und waren nicht am Massaker beteiligt.

¹¹ Das sagten die betreffenden Personen auch in ihren Zeugenvernehmungen beim Prozess aus.

acht Uhr, war nicht mehr eindeutig möglich, da sich hier sämtliche Quellen widersprechen.

Nach der Befehlsausgabe teilte sich die Gruppe auf, und jeder ging seinen jeweiligen Aufträgen nach.

Dobesberger und die drei SS-Männer waren auf dem Weg zu dem Platz, an dem die Erschiessungen stattfinden sollten, einem Waldstück, in dem Wochen zuvor Laufgräben im Zick-Zack-Muster als Bestandteil der Verteidigungslinien geschanzt worden waren.

Ehrlich und Kaincz mussten am Friedhof von Deutsch Schützen auf Aldrian und die erste Gruppe der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter warten. (Volksgerichtsakt, 1946: 191) In der Zwischenzeit gingen Aldrian, Feigl und Hagenauer zur Unterkunft und liessen die Zwangsarbeiter – mit Werkzeug ausgerüstet – antreten. (Volksgerichtsakt, 1946: 200) Aldrian eskortierte die jüdischen Zwangsarbeiter bis zum Friedhof, wo die HJ-Führer Ehrlich und Kaincz auf die «Schanzerkolonne» warteten. Die Gruppe, von den drei Personen bewacht, ging dann bis zur alten Kirche weiter. Bei der alten Kirche wurden die beiden HJ-Führer durch einen SS-Mann abgelöst, der die etwa 20-30 Zwangsarbeiter mit Aldrian bis zur Erschiessungsstätte «eskoritierte». Ehrlich und Kaincz machten sich wieder auf den Weg zurück nach Deutsch Schützen und holten die zweite Gruppe, wieder ca. 20-30 Personen (Volksgerichtsakt, 1946: 266), die diesem unfassbaren Verbrechen zum Opfer fallen sollten. Kurz nach der Übernahme der zweiten Gruppe beim Friedhof waren, nach Aussage von Ehrlich, die ersten Maschinenpistolensalven aus dem Waldstück zu hören. (Volksgerichtsakt, 1946: 191) Die beiden HJ-Führer brachten gemäss ihrem Befehl die zweite Gruppe dann weiter bis zur alten Kirche. Ab der alten Kirche wurde die zweite Gruppe der Zwangsarbeiter von einem SS-Mann zu ihrer Hinrichtungsstätte geführt. (Volksgerichtsakt, 1946: 191) In der Zwischenzeit erhielten Feigl und Hagenauer von Weber den Befehl, eine weitere, diesmal grössere Gruppe zur alten Kirche zu bringen. (Volksgerichtsakt, 1946: 200)

Während dieser Geschehnisse tötete das Mordkommando im Wald die zweite Gruppe.

Die Ermordung der Menschen erfolgte immer nach dem gleichen Muster. Bevor sich die Männer in den Laufgraben knien mussten, wurden sie durch ihre Mörder ihrer Wertsachen beraubt, im Laufgraben wurden sie dann durch Genickschüsse getötet. (Volksgerichtsakt, 1946: 184) Die erste Gruppe wurde von den SS-Leuten mit Maschinenpistolen und einer einfachen Pistole getötet. In den Pausen zwischen den Exekutionen bedienen sich die Mörder, Dobesberger und Aldrian – die beiden zuletzt genannten waren als Sicherungsposten eingeteilt – am mitgebrachten Wein. (Volksgerichtsakt, 1946: 184)

Als die dritte Gruppe ihrem «Schicksal» zugeführt werden sollte, kam der Befehl aus der Ortschaft, die Erschiessungen unverzüglich einzustellen und die Personen wieder in die Ortschaft zu bringen. Dieser Befehl zur Einstellung der Erschiessungen wurde mündlich durch Feigl und dann durch Hagenauer weitergegeben. (Volksgerichtsakt, 1946: 236) Ersterer war zuvor wieder nach Deutsch Schützen zurückgekehrt und dürfte

dort den Befehl von Weber erhalten haben. Insgesamt hat das Verbrechen wohl zwei bis drei Stunden gedauert.

Nach der Rückkehr der bereits Richtung Erschiessungsstätte getriebenen Juden in den Ort, veranlasste Weber, dass alle Zwangsarbeiter – eine Gruppe von nun ca. 400 Personen – gesammelt und auf die «Evakuierung» vorbereitet wurden. Hier liess Fritz Hagenauer einen älteren, gehunfähigen Juden in der alten Schmiede zurück und rettete ihm damit vermutlich das Leben. (Hagenauer, Interview, 2008)¹²

Über den Todesmarsch der Zwangsarbeiter nach Hartberg wird in einem separaten Kapitel berichtet.

Am Vormittag nach den Erschiessungen waren drei weitere HJ-Hundertschaftsführer in Deutsch Schützen eingetroffen. Es handelte sich um Karl Bundschuh, Wilhelm Bundschuh und Franz Landauer. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 264) Gemeinsam mit den anderen Hundertschaftsführern – inzwischen waren es also acht – sollten sie auf Befehl von Weber mit Franz Aldrian die Ermordeten verscharren und sie mit der angehäuften Erde im Laufgraben zuschütten. Die Gruppe begann mit dem oberflächlichen Zuschaufeln der Leichen, als Wilhelm Bundschuh ein Stöhnen im Laufgraben hörte und es Aldrian meldete. (Volksgerichtsakt, 1946: 206) Aldrian feuerte daraufhin mit seiner Pistole auf die besagte Stelle im Laufgraben, das Ächzen verstummte jedoch nicht. Daraufhin erteilte er Bundschuh den Befehl, die Stelle frei zu legen. Nun richtete sich der verletzte Jude auf. (Volksgerichtsakt, 1946: 206) Aldrian schoss sofort mit einem Karabiner auf den Verletzten, der durch den Schuss wieder zurückflog. (Volksgerichtsakt, 1946: 203IF.) Dennoch überlebte der Mann das Massaker.

Beim ersten Prozess bestätigten drei Personen ihre Aussage, die sie bei den Vorerhebungen zum Prozess abgegeben hatten. Dort hatten sie ausgesagt, dass sie in der Nacht von Karfreitag auf Karsamstag einen verletzten Ungarn an der Stelle, an der das Massaker stattgefunden hatte, gefunden hatten, der ihnen gesagt habe, er sei von Kindern angeschossen worden. (Volksgerichtsakt, 1946: 208) Der Überlebende, sein Name war Sandor Künstler, hatte einen Streifschuss am Rücken und im Genick. Sandor Künstler konnte nach Ungarn fliehen und stand danach mit dem Pfarrer von Deutsch Schützen in Briefkontakt.

Nachdem die Gruppe das Massengrab oberflächlich zugeschüttet hatte, folgte sie der Kolonne der Zwangsarbeitergruppe und schloss nach einiger Zeit zu ihr auf.

¹² Dieser erhielt dafür auch vom Volksgericht eine Strafmilderung von drei Monaten.

Ein Befehl von oben?

Eine der entscheidenden Fragen bei dem Versuch, den Ablauf des Verbrechens von Deutsch Schützen aufzuklären, ist die Frage, wer an diesem Gründonnerstag den Befehl zum Massenmord erteilte. Da weder das Volksgericht im ersten Deutsch Schützen Prozess noch das Geschworenengericht im zweiten Deutsch Schützen Prozess diese Frage eindeutig klären konnte, müssen zumindest die drei wahrscheinlichsten Varianten untersucht und hier vorgestellt werden.

Der Befehl von oben: In diesem Fall hätte die Kreisleitung dem Unterabschnittsleiter Weber den Befehl erteilt, die ca. 500 ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter zu exekutieren. Dieser Befehl hätte entweder am 28. März abends oder am 29. März 1945 morgens erteilt werden müssen. Dagegen spricht jedoch, dass der Befehl zum Einstellen der Exekutionen via Telefon, am Vormittag des 29. März mit Sicherheit von der Kreisleitung erteilt wurde. Bei diesem Telefonat, das laut Weber im Zollamt stattfand, erhielt er von der Kreisleitung die Mitteilung, dass die Zwangsarbeiter nach Hartberg zu «transportieren» seien. Ebenso bestätigte Weber in seinem Strafgerichtsprozess den von der Kreisleitung erteilten Befehl zur Einstellung der Erschiessungen. Aus Sicht der Gerichtsakten gibt es tatsächlich keine Anhaltspunkte, dass die Kreisleitung den Erschiessungsbefehl ausgesprochen hätte.

Eine Eigeninitiative des überzeugten Nationalsozialisten Alfred Weber?

Alfred Weber: Alles spricht dafür, dass Alfred Weber der Befehlserteiler war. Er und sein «Assistent» Franz Aldrian hatten zu Beginn der Osterwoche schon wegen des Inhalts ihrer Stabsbesprechungen für Gerüchte in Deutsch Schützen gesorgt. Die SA-Mannschaft kündigte an, dass sie Deutsch Schützen verlassen würde, was sie auch tat. Ab diesem Zeitpunkt war Weber für die Zwangsarbeitergruppe verantwortlich. Als am 28. März in den Abendstunden die drei SS-Männer in Deutsch Schützen eintrafen, sah Weber die Möglichkeit, die Juden mit Unterstützung der SS-Männer zu töten. Auf Initiative Webers planten die vier Männer in der Versorgungsstelle die Massentötung für den nächsten Tag.

Dass es sich um eine sehr kurzfristig geplante Aktion gehandelt haben muss, ist auch daraus ersichtlich, dass eine Massenerschiessung von 500 Personen ganz andere zeitliche und organisatorische Vorbereitungen gebraucht hätte

Dass Alfred Weber die Befehlsorder zur Erschiessung der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter gab, hält auch ein damaliger HJ-Angehöriger, der vom Autor interviewt wurde, für die wahrscheinlichste Variante. (Kaincz, Interview, 2008)

Zusammenfassend heisst das, dass Alfred Weber, der Unterabschnittsleiter von Deutsch Schützen, mit grösster Wahrscheinlichkeit der Verantwortliche für den Tod von 60 bis 80 Personen ist, obwohl er selbst an den Erschiessungen nicht aktiv beteiligt war.

Ein Hassverbrechen von drei SS-Männern?

Drei SS-Männer: Auch die Möglichkeit, dass die drei SS-Männer die Triebfeder hinter dem Verbrechen waren, muss in Betracht gezogen werden. Sie hätten in der Früh des 29. März die HJ-Angehörigen rekrutiert, um die Zwangsarbeiter dann mit ihrer Hilfe zu ermorden. Auf dieser Variante beruhte die Verteidigung Alfred Webers beim zweiten Deutsch Schützen Prozess. Das Geschworenengericht kam hingegen zu der Auffassung, dass diese Möglichkeit aus mehreren Gründen unwahrscheinlich sei. Zum einen hatten die drei SS-Männer damals ohne die Zustimmung von Weber keine Verfügungsgewalt über die HJ-Angehörigen. Der Ablauf des Geschehens hätte sich folgendermassen abspielen müssen: Die drei SS-Männer wären nach Deutsch Schützen gekommen, wo Weber ihnen am Abend des 28. März in der Küche der Versorgungsstelle von seinem «Problem» mit den Zwangsarbeitern erzählt hätte. In seinem Prozess argumentierte Weber, dass er am Morgen des 29. März Deutsch Schützen in Richtung Eberau verlassen hätte und als er wieder zurückgekommen sei, seien die ersten beiden Gruppen der Zwangsarbeiter schon exekutiert gewesen. Ebenfalls in seinem Prozess sagte er, dass er sofort die Kreisleitung informiert und den Befehl zum Einstellen der Erschiessungen gegeben habe. Diesen Befehl habe er an Feigl weitergegeben, der gerade – wie beschrieben – in die Ortschaft gekommen war.

Ein wesentlicher Punkt unterstreicht die Unwahrscheinlichkeit dieser Variante: Warum sollten die SS-Leute, die zuvor, mit oder ohne Hilfe Webers, die HJ-Führer für ihre Verbrechensvorhaben organisiert hatten, ca. zwei Stunden später auf einen telefonischen Befehl der Kreisleitung hören und die Erschiessungen, die sie ja in dieser Variante nur aus antisemitischem Hass heraus vollzogen hätten, einstellen, wo doch die dritte Gruppe schon fast am Ort des Verbrechens angelangt war? Eine weitere Frage, die in diesem Fall nicht geklärt wäre: Wie wäre es zur Bestimmung der Erschiessungsstätte gekommen? In diesem Fall müsste ja der HJ-Führer Dobesberger die Stelle ausgewählt haben, da die SS-Männer nicht ortskundig waren.

Immer wieder hat Weber vor Gericht die Eigeninitiative der SS-Männer betont, das dieser Version auch nicht widersprechen konnte, da die SS-Männer nicht identifiziert worden waren, daher auch nicht vor Gericht geladen werden konnten. Wahrscheinlich waren die SS-Männer nicht schwer zu diesem Massenmord zu motivieren, aber ihre Eigeninitiative zu diesem Verbrechen ist ziemlich sicher auszuschliessen. Es bleibt die Tatsache, dass diese drei SS-Männer am 29. März 1945 zu Mördern wurden.

DER TODESMARSCH

Während die HJ-Führer unter der Leitung von Aldrian versuchten, die Spuren des Massenmords im Wald südwestlich von Deutsch Schützen oberflächlich zu beseitigen, setzte sich die Kolonne der Zwangsarbeiter unter Bewachung von Weber und den drei SS-

Männern Richtung Hartberg in Bewegung. Zuvor beschlagnahmte Weber noch das einzige fahrtaugliche Fahrzeug in Deutsch Schützen, einen Traktor mit einem Holzvergasermotor und liess das mitgeführte Material und die Verpflegung auf einen Anhänger aufladen. Bei Deutsch Schützen Berg, d.h. vor Kohfidisch, stiessen die HJ-Führer und Franz Aldrian zu der mehrere hundert Meter langen Kolonne und gingen bis Hartberg mit. (Kaincz, Interview, 2008; Hagenauer, Interview, 2008; Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 248) Die Route des Todesmarsches führte von Deutsch Schützen über Kohfidisch nach Jabing, Oberdorf, Litzlsdorf, Wolfau bis Hartberg. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 248) Die Strecke, die die Kolonne zurücklegte, beträgt in etwa 65 km. In Jabing verbrachten die Zwangsarbeiter und ihre Bewachungsmannschaft die Nacht auf einem Feld und marschierten in den Morgenstunden des 30. März 1945 weiter. Im Laufe dieses Tages sollte der Marsch zum Todesmarsch werden. Ausserhalb Oberdorf konnten drei Männer nach einer Pause nicht mehr weitermarschieren; daraufhin wurde ihnen von Adolf Storms angedroht, dass sie erschossen würden, wenn sie nicht weitergingen.¹³ Einer der Männer war mit seinen Kräften am Ende; Storms ging mit dem Mann in ein Waldstück und erschoss diesen geschundenen Menschen. Die beiden anderen Männer konnten der Erschiessung gerade noch entkommen und der Kolonne folgen. (Volksgerichtsakt, 1946: 204) Beim ersten Deutsch Schützen-Prozess sagten die Angeklagten, Karl und Wilhelm Bundschuh und Franz Hagenauer aus, dass sie diese Szene beobachtet hätten und sich daraufhin zum Eingraben des Exekutierten gemeldet hatten, da Storms zwei Männer aus der Kolonne aufgefordert hatte, sich Schaufeln vom Anhänger zu holen und mitzukommen, und die drei HJ-Angehörigen befürchteten, dass Storms die Männer ebenfalls erschiessen würde, falls sie im Anschluss an das Eingraben des Leichnams nicht mehr an die Kolonne aufschliessen könnten. (Volksgerichtsakt, 1946: 205ff.; Hagenauer, Interview, 2008) Diese Erschiessung ist dokumentiert, da der Leichnam auch gefunden wurde. Es gibt noch einen zweiten Anlassfall, ebenfalls in der Umgebung von Oberdorf, der jedoch nicht genau rekonstruiert werden konnte bzw. konnte vor Gericht nie festgestellt werden, ob diese Erschiessung tatsächlich stattgefunden hat. In Oberdorf war es damals auch nicht möglich, Zeugen für diesen Mord zu finden. Vermutlich tötete hier der unbekannte Hauptscharführer im Beisein oder mit Beteiligung von Dobesberger¹⁴ zwei nicht mehr marschfähige Männer in einem Waldstück. (Volksgerichtsakt, 1946: 185ff.) Es konnte nicht mehr eruiert werden, ob die beiden Leichname jemals exhumiert und umgebettet wurden, falls dieses Verbrechen stattgefunden hat. Jedenfalls brüstete sich Dobesberger vor seinen HJ-Kameraden mit einem Mord an einem Zwangsarbeiter. Als die Kolonne am 30. März 1945 Hartberg erreichte, wurden die Zwangsarbeiter einem dortigen Parteifunktionär der NSDAP übergeben. Die Übergabe fand bei

¹³ Am Ende der Kolonne ging immer einer der SS Männer; die HJ Angehörigen verteilten sich immer auf die gesamte Kolonne.

¹⁴ Das Gericht hat Dobesberger von der Anklage zum Mord freigesprochen.

einem Jugendlager für «schwer erziehbare Jugendliche» statt. (Kaincz, Interview, 2008) Die Männer wurden dort «gesammelt» und mussten nach Graz weitermarschieren. (Lappin, Todesmärsche, 2004: <http://www.mauthausen-memorial.at>, Stand 11.06.08) Die HJ-Führer aus dem Südburgenland erhielten in Hartberg eine vollständige militärische Ausrüstung und dienten bis zum Kriegsende im Volkssturm. (Kaincz, Interview, 2008; Hagenauer, Interview, 2008) Am Anfang war Adolf Storms der Vorgesetzte der Gruppe, später wurde er durch einen Wehrmachtsoffizier ersetzt. (Kaincz, Interview, 2008; Hagenauer, Interview, 2008) Alfred Weber kehrte mit dem Traktor nicht nach Deutsch Schützen zurück und tauchte nach Kriegsende unter. Zum Verbleib der anderen beiden SS-Männer konnten ebenfalls keine Informationen recherchiert werden.

DIE PROZESSE

Nach Kriegsende wurden sogenannte Volksgerichte ins Leben gerufen, die die Aufgabe hatten, nationalsozialistische Verbrechen auf Basis des Verbotsgesetzes und des Kriegsverbrechergesetzes zu ahnden, (<http://www.nachkriegsjustiz.at>, Volksgerichte, Stand 14.06.08; Manoschek/Geldmacher, Vergangenheitspolitik, 2006: 579) Die Volksgerichte setzten sich aus drei Schöffenrichtern und zwei Berufsrichtern, deren Entscheidung vom Einspruchsrecht ausgenommen war, zusammen. Nur der Präsident des Obersten Gerichtshof konnte ein Urteil revidieren und eine neue Verhandlung mit einer neuen Richterschaft ansetzen. (<http://www.nachkriegsjustiz.at>, Volksgerichte, Stand 14.06.08)

Wie schon mehrfach erwähnt, befassten sich zwei Gerichtsverfahren mit dem Massaker in Deutsch Schützen. Der erste, 1946 abgehaltene Volksgerichtsprozess ist der einzige Prozess in der Geschichte, bei dem ausschliesslich Angehörige der HJ vor Gericht standen, da die eigentlichen Mörder bzw. Unterabschnittsleiter Alfred Weber und Franz Aldrian für das Gericht nicht auffindbar waren. Beim zweiten Prozess im Jahr 1956 stand der damalige Unterabschnittsleiter, Bannführer Alfred Weber, als Hauptangeklagter vor Gericht. Dieser Prozess wurde, weil die Volksgerichte im Jahr 1955 aufgelöst worden waren, als Geschworenenprozess am Strafgerichtshof Wien verhandelt.

Die Vorerhebungen zum ersten Prozess starteten schon im Jahr 1945 und wurden von der russischen Ortskommandantur Oberwart durchgeführt. (Holpfer, bgl. Nachkriegsgesell. u. NS-Verbrechen, 1998: 38; Kaincz, Interview, 2008) Zu Beginn der Ermittlungen liess die russische Ortskommandantur Oberwart das Massengrab in Deutsch Schützen von einer ungarischen Einheit öffnen und dabei einige Leichen – laut Eva Holpfer waren es 47 – exhumieren und die Ausweispapiere der exhumierten Opfer sicherstellen. (Holpfer, bgl. Nachkriegsgesell. u. NS-Verbrechen, 1998: 38)

Andere Leichen blieben aber in ihrem unwürdigen «Grab», und erst 1996 wurde die Stelle auf Initiative der Israelitischen Kultusgemeinde¹⁵ zu einer offiziellen Grabstätte erklärt und nach baulichen Massnahmen mit einer religiösen Feier eingeweiht, (<http://www.kreuzstadl.net>, Erinnerungszeichen, Stand 14.06.09)

Nach den ersten Vorerhebungen durch die russische Armee übernahmen die österreichischen Behörden weitere Ermittlungen. Ende 1945 erliess die Staatsanwaltschaft Wien einen Haftbefehl gegen die am Massaker beteiligten, bekannten Personen und leitete ein Verfahren wegen des Verdachts auf Teilnahme an einem Kriegsverbrechen ein. (Holpfer, bgl. Nachkriegsgesell. u. NS-Verbrechen, 1998: 39) Für die Justiz greifbar waren jedoch nur die acht HJ-Angehörigen, da die anderen Beteiligten, die Haupttäter, nicht auffindbar waren. Der erste Deutsch Schützen Prozess begann am 4. Oktober 1946 am Landesgericht für Strafsachen in Wien als Volksgerichtsprozess und dauerte zwei Verhandlungstage. Insgesamt waren von den acht HJ-Angehörigen schliesslich sieben auf der Anklagebank gelandet. Die Anklage lautete in fünf Fällen auf Mitschuld am bestellten Mord (§§ 134,135/3 und 5 StG) [*Dobesberger war der Hauptangeklagte, weil er bei den Erschiessungen vor Ort war. Dieser Punkt der Anklage bezieht sich auch auf die Assistenzleistungen beim Massaker in Deutsch Schützen und erfasst ebenso die vier HJ-Führer, die die Zwangsarbeiter zur alten Kirche eskortierten*], bei drei Angeklagten auf Mitschuld am Gemeinen Mord (§§ 134,135/4 und 5 StG) [*was sich auf jene Exekution während des Todesmarsches bezieht, bei der die beiden Bundschuhs und Hagenauer den erschossenen Zwangsarbeiter begruben*], auf vollbrachtem gemeinen Mord und Mitschuld am gemeinen Mord (§§ 134,135/4 und 5 StG) [*diese Anklage betrifft wieder Dobesberger, der bei Oberdorf an der Erschiessung von zwei Männern beteiligt gewesen sein soll*], ausserdem wurden alle Angeklagten nach § 1 KVG, d.h. wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit angeklagt. (Holpfer, bgl. Nachkriegsgesell. u. NS-Verbrechen, 1998: 40) Beim Prozess selbst wurde nach den Beschuldigten auch eine Reihe von Zeugen vernommen, die die Beteiligten grösstenteils entlasteten. Beim ersten Gerichtsprozess kristallisierte sich die Ansicht heraus, dass Alfred Weber der Hauptschuldige an dem Verbrechen gewesen sei. Das Hauptverteidigungsargument der Beschuldigten, dass ihnen bei einer Flucht aus Deutsch Schützen bzw. einer Befehlsverweigerung die Erschiessung durch ein Standgericht gedroht hätte, wurde vom Gericht nicht anerkannt, obwohl die Beschuldigten auf einen Fall verwiesen, wo HJ-Burschen desertieren wollten und daraufhin erschossen wurden. (Volksgerichtsakt, 1946: 221)

Fünf der Angeklagten wurden dann in verschiedenen Punkten schuldig gesprochen¹⁶ und zu Haftstrafen von 15 Monaten bis drei Jahren verurteilt. (Holpfer, bgl. Nachkriegs-

¹⁵ Unter Beteiligung des Vereins Shalom und des Bundesministeriums für Inneres.

¹⁶ Alle nach § 1 KVG, drei Angeklagte nach §§ 134,135/3 und 5 StG. und zwei Angeklagte wegen des versuchten Verbrechens (Holpfer, bgl. Nachkriegsgesell. u. NS-Verbrechen, 1998: 50f.)

gesell. u. NS-Verbrechen, 1998: 51) Dobesberger wurde aus Mangel an Beweisen von der Anklage des Mordes freigesprochen. Zwei der Angeklagten, die Bundschuhs, wurden ebenfalls freigesprochen¹⁷, bzw. wurde das Verfahren zum Jugendgericht weitergeleitet¹⁸, wo es am Ende von der Staatsanwaltschaft eingestellt wurde.

Bei dem zehn Jahre später stattgefundenen zweiten Prozess zum Deutsch Schützen Verbrechenskomplex war der Hauptangeklagte der frühere Unterabschnittsleiter Alfred Weber. Weber wurde aufgrund eines Passvergehens Ende Oktober 1954 – er hatte in Deutschland mit dem Reisepass seines Bruders um eine Aufenthaltsgenehmigung ange-sucht – aufgegriffen und 1955 in das Salzburger Gefangenenhaus überstellt und inhaftiert. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 258)¹⁹ Im Mai 1956 erhob die Staatsanwaltschaft Wien Anklage gegen Weber wegen Anstiftung zum Verbrechen des teils voll-brachten, teils versuchten Mordes (§§ 5, 134, 135/3 StG und 8 StG) sowie Anklage we-gen Verbrechen gegen die Menschlichkeit (§ 1 Absatz 2 KVG). (Holpfer, bgl. Nach-kriegsgesell. u. NS-Verbrechen, 1998: 42) Die Staatsanwaltschaft forderte die Höchst-strafe für die ihm angelasteten Verbrechen. Es gab auch einen Lokalaugenschein in Deutsch Schützen, bei dem die Aussagen Webers mit den örtlichen Gegebenheiten ver-glichen werden sollten. Nach der Vernehmung von Weber wurden die Angeklagten und Zeugen des ersten Prozesses befragt. Weber vermittelte beim Prozess das Bild eines Un-wissenden, konnte sich teilweise an Geschehnisse nicht mehr erinnern, aber im Gegen-zug spezielle Details genau beschreiben. Die eigentlichen Hauptbelastungszeugen, die Angeklagten des ersten Prozesses, fielen – salopp formuliert – alle um. Bis auf zwei der damaligen Angeklagten²⁰ waren alle von einer «Amnesie», befallen oder gaben an, dass sie beim ersten Prozess nicht ganz die Wahrheit gesagt hätten. Einer der weiteren Haupt-belastungszeugen, ein gewisser Josef Wieslet,²¹ hatte Weber in den Vorerhebungen zum zweiten Prozess schwer belastet, wurde aber während des Prozesses aufgrund übermä-sigen Alkoholkonsums für unglaubwürdig erklärt. (Strafprozessakt, 1955: 297ff.) Alfred Weber wurde schliesslich aus Mangel an Beweisen in allen Anklagepunkten freigespro-chen und enthaftet. Das Gericht sah aber die Verdachtsmomente nicht zur Gänze ent-

¹⁷ Das Volksgericht sah sich in diesem Fall als nicht zuständig.

¹⁸ Hier ging es um das Begraben des Leichnams des Juden, der von Storms am Todesmarsch erschossen wurde. Hagenauer war ebenfalls von diesem Anklagepunkt betroffen.

¹⁹ Er war bis 1954 in Österreich untergetaucht.

²⁰ Dabei handelte es sich um Walter Feigl und Johann Kaincz.

²¹ Wieslet war Ortsbauernführer in Deutsch Schützen und im Jahr 1945, aufgrund des Kriegs-dienstes des eigentlichen Ortgruppenleiters, Interimsortgruppenleiter – Wieslet gab an, dass Weber ihn am 29.03.1945 aufgesucht hatte, um sich von ihm die Erlaubnis zur Exekution der Zwangsarbeiter zu holen. Wieslet jedoch weigerte sich und sagte in der Vorerhebung aus, dass er wegen der Aufforderung von Weber daraufhin die Kreisleitung verständigt hatte.

kräftet, daher wurde ihm keine Haftentschädigung gewährt. (Holpfer, bgl. Nachkriegsgesell. u. NS-Verbrechen, 1998: 53)

EINFLUSSFAKTOREN AUF DIE PROZESSE

Bei der Untersuchung der Prozesse und ihres Verlaufs stellt sich heraus, dass auch externe Faktoren eine Rolle gespielt haben. Von politischer Seite gab es für den Beschuldigten ehemaligen HJ-Führer Franz Landauer im Vorfeld des ersten Prozesses ein grosses politisches Engagement von Politikern der ÖVP, der SPÖ und der KPÖ aus seinem Heimatort. (Holpfer, bgl. Nachkriegsgesell. u. NS-Verbrechen, 1998: 53f.) Dieses Engagement trug auch Früchte: Landauer wurde enthaftet, und es fand keine Anklageerhebung statt. Auch in einem weiteren Fall ist politisches Engagement durch den Gerichtsaktensatz dokumentiert. Hier engagierte sich der Bürgermeister eines Heimatortes mit einem Leumundzeugnis für eine Enthaftung. (Holpfer, bgl. Nachkriegsgesell. u. NS-Verbrechen, 1998: 53) Speziell nach dem Urteilsspruch, also in den Jahren 1946 und 1947, versuchten die Familien immer wieder, die Inhaftierten frei zu bekommen. So schrieb die Familie Hagenauer ein Bittschreiben an den Bundespräsidenten, um für ihren Sohn eine Begnadigung zu erwirken, mit der Begründung, ihr zweiter Sohn sei im Krieg gefallen und die Arbeitskraft des anderen Sohnes würde in der Landwirtschaft benötigt. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 283) Im Jahr 1946 wurde zunächst von der Justiz keine verfrühte Enthaftung akzeptiert. Feigl und Hagenauer mussten die gesamte Haftstrafe absitzen, während später bei Ehrlich, Kaincz und Dobesberger eine frühzeitige Entlassung gewährt wurde. (Strassl/Vosko, Südostwallbau, 1999: 284)

Ganz andere äussere Faktoren spielten beim Prozess gegen Alfred Weber eine wesentliche Rolle. Hier fand durch Freunde und Verwandte Webers aktive Zeugenbeeinflussung im Vorfeld des Prozesses statt. Signifikant für diese Zeugenbeeinflussung ist die Abschrift eines Briefes, den Weber in der Untersuchungshaft von seinem Bruder Ludwig erhielt. In diesem schrieb Ludwig Weber, der ihm auch seinen Reisepass zur Flucht nach Deutschland überlassen hatte, dass er von Problemen mit einem Zeugen erfahren habe und sich daraufhin aufgemacht habe, um mit diesem Belastungszeugen zu sprechen. (Volksgerichtsakt, 1946: 414) Bei diesem Belastungszeugen handelt es sich um Alfred Ehrlich. Ausserdem traf sich Ludwig Weber auch noch mit einigen anderen Leuten, um Leumunde zu organisieren. Darunter war auch der Gendarmerieinspektor Karl Neumeister, der vor der nationalsozialistischen Machtergreifung Postenkommandant in Deutschlandsberg gewesen war und beim Prozess den Angeklagten als einen äusserst umgänglichen Menschen und nicht fanatischen Nationalsozialisten beschrieb.²²

²² Er hatte Weber damals wegen seiner illegalen nationalsozialistischen Tätigkeiten 1937 verhaftet.

(Volksgerichtsakt, 1946: 414). Am Ende des zweiten Prozesses gab ein bis dahin unbekannter Entlastungszeuge Alfred Weber eine Art Alibi für die Tatzeit; er gab an, dass er eine Person, die Weber ähnelte, am Vormittag des 29. März 1945 in Edlitz auf der Strasse gesehen habe. Auf die Frage des Gerichts, warum er sich erst so spät an dieses Ereignis erinnern könne, musste er gestehen, dass erst ein Gespräch mit einem Freund Webers seiner Erinnerung auf die Sprünge geholfen habe. (Volksgerichtsakt, 1946: 313) Es ist auch davon auszugehen, dass die damals schon Verurteilten des ersten Prozesses ebenfalls beeinflusst wurden, speziell die Zeugen aus dem Burgenland und aus der Steiermark. (Kaincz, Interview, 2008)

Was ebenfalls zum Freispruch führte, war das Agieren der Justiz selbst. Wichtige Zeugen wurden nicht oder zu spät geladen, sodass eine Aussage vor Gericht nicht mehr möglich war. Es wurde keine Anstrengung unternommen, Dokumente zu sichten, die für die Klärung der Umstände entscheidend gewesen wären.

RESÜMEE

Die Ereignisse von Deutsch Schützen sind im Hinblick auf die Zeit des Nationalsozialismus und die Endphasenverbrechen von 1945 ausserordentlich aufschlussreich, zeigen doch die Untaten, die an diesem Ort stattfanden, alle Symptome der schlimmsten Periode in der österreichischen Moderne.

Das nationalsozialistische Regime war ein durch und durch menschenverachtendes. Im Fall des «Südostwallbaus» war es das Ziel des Regimes, mit allen Mitteln eine Befestigungslinie quer durch Europa zu errichten. Dabei setzten die Machthaber in Berlin auf ihre «Getreuen» vor Ort, auf Menschen, die den Wahnsinn in die Tat umsetzten. Als die Aussichtslosigkeit des Unterfangens sichtbar wurde und der Zusammenbruch des «Dritten Reichs» kurz bevorstand, kam es zu zahlreichen Endphasenverbrechen wie in Deutsch Schützen.

Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, dass es auch in dieser entmenslichten Phase der Geschichte unter der Bevölkerung von Deutsch Schützen und auch an anderen Orten Menschen gab, Menschen, denen das Leben der jüdischen Zwangsarbeiter nicht gleichgültig war, mit deren Hilfe einige «Todgeweihte» ihrem Schicksal entinnen konnten.

Nach dem Krieg forderten die alliierten Siegermächte von der österreichischen Gesellschaft, die Täter vor Gericht zu stellen und für ihre Taten zu bestrafen. Mit der Unabhängigkeit Österreichs und der verbreiteten Überzeugung, Österreich sei ein «Opferland» gewesen, entwickelte sich jedoch ein auf die Zeit des Nationalsozialismus bezogener Verdrängungsmechanismus. Zu Beginn der 1950er-Jahre ging man im Zusammenhang mit den Nazi-Amnestien auch das eine oder andere Mal mit den Tätern «nicht so hart ins Gericht». Diese Tendenz in Richtung «Schlussstrich» zeigt auch das Urteil des zweiten Deutsch Schützen Prozesses. Einer *der* Haupttäter kam aus den unterschiedlichsten Gründen straflos davon, obwohl er vermutlich den Tod von 60 bis 80 Menschen zu verantworten hatte.

Dass die wissenschaftliche Aufarbeitung dieser Zeit trotzdem von grosser Bedeutung ist, zeigt das Beispiel eines anderen Haupttäters, der 63 Jahre nach seinem Verbrechen aufgespürt werden konnte.

Ich möchte den Aufsatz mit den Worten von Simon Wiesenthal beenden, der nach dem Holocaust sein ganzes Leben auf der Suche nach Tätern war: «Der Wert meiner Arbeit ist die Warnung an die Täter von Morgen, dass Verbrechen niemals straflos begangen werden können», (<http://www.nachkriegsjustiz.at>, Wiesenthal, Stand 20.06.08)

LITERATUR UND QUELLEN

- Banny, Leopold (1985): Schild im Osten. Der Südostwall zwischen Donau und Untersteiermark 1944/45, Lackenbach
- Holpfer, Eva (1998): Der Umgang der burgenländischen Nachkriegsgesellschaft mit NS-Verbrechen bis 1955. Am Beispiel der wegen der Massaker von Deutsch Schützen und Rechnitz geführten Volksgerichtsprozesse, unveröffentlichte Diplomarbeit am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien
- Interview mit Fritz Hagenauer (damaliger HJ-Angehöriger) (2008): Interview am 11.04.2008.
Interview in mp3-Format liegt beim Verfasser auf
- Interview mit Johann Kaincz (damaliger HJ-Angehöriger) (2008). Interview am 08.04.2008.
Interview in mp3-Format liegt beim Verfasser auf
- Lappin, Eleonore (2004): Die Rolle der Waffen-SS beim Zwangsarbeitereinsatz ungarischer Juden im Gau Steiermark und bei den Todesmärschen ins KZ Mauthausen (1944/45), in: Jahrbuch Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, 2004, Wien, 77-112
- Manoschek, Walter/Geldmacher, Thomas (2006): Vergangenheitspolitik, in: Dachs, Herbert u.a. (Hrsg.): Politik in Österreich. Das Handbuch, Wien, 577-593
- SS-Rasse- und Siedlungshauptamt. Personalakte Adolf Storms. Bundesarchiv – Berlin Lichterfelde – Akt – #: 139 – 721, Berlin
- Strassl, Harald/Vosko, Wolfgang (1999): Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter am Beispiel des Südostwallbaus 1944/1945 im Bezirk Oberwart, unter besonderer Berücksichtigung der Massenverbrechen bei Rechnitz und Deutsch Schützen, unveröffentlichte Diplomarbeit am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien
- Wiener Stadt- und Landesarchiv, Volksgerichtsakt: Vg 1g Vr 2059/45 HV 1568/46 (Volksgerichtsakt 1946)
- Wiener Stadt- und Landesarchiv, Strafprozessakt: St 14367/55 (Strafprozessakt, 1955)

Onlinequellen

- AEIOU (2008): Kulturinformationssystem, Graz: TU Graz. Online im Netz: <http://aeiou.iicm.tu-graz.at/aeiou.encyclop.bZb944915.htm> [Stand 02.05.2008]

- Deutsch Schützen – Eisenberg (2008): Chronik, Deutsch Schützen – Eisenberg: Gemeinde Deutsch Schützen – Eisenberg. Online im Netz: <http://www.eisenberg.at/de/start/chronik.html> [Stand 02.05.2008]
- Forschungsstelle Nachkriegsjustiz (2008): Prozesse – Volksgerichte, Wien: Forschungsstelle Nachkriegsjustiz. Online im Netz: <http://www.nachkriegsjustiz.at/prozesse/volksg/index.php> [Stand 02.05.2008]
- Lappin, Eleonore (2004): Die Todesmärsche im Gau Steiermark, Wien: KZ Gedenkstätte Mauthausen. Online im Netz: http://www.mauthausen-memorial.at/db/admin/de/show_article.php?cbereich=l&c thema=370&carticle=182&fromlist=1 [Stand 02.05.2008]
- Stadt Oberwart (2008): Geschichte, Oberwart: Stadt Oberwart. Online im Netz: http://www.oberwart.gv.at/index.php?option=com_content&task=view&id=59&Itemid=226 [Stand 02.05.2008]
- Statistik Austria (2008): Bevölkerungsentwicklung 1869-2007 Deutsch Schützen, Wien: Statistik Austria. Online im Netz unter: <http://www.statistik.at/blickgem/blickl/gl0903.pdf> [Stand 02.05.2008]
- Uslu-Pauer, Susanne (2006): Erinnerungszeichen in Deutsch Schützen, Rechnitz: Kreuzstadl. Online im Netz: http://www.kreuzstadl.net/downloads/erinnerungszeichen_d_schuetzen.pdf [Stand 02.05.2008]

SUCHE

Teil A – Wer suchte nach dem Massengrab?

Das Verbrechen im burgenländischen Rechnitz liegt mittlerweile 64 Jahre zurück und noch immer wurde das Massengrab der in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 ermordeten ca. 180 jüdischen Zwangsarbeiter nicht gefunden – trotz einer Vielzahl von Suchinitiativen mit teils hohem finanziellem und technischem Aufwand.

Ziel dieses Teils der Arbeit ist es, die verschiedenen Aktivitäten, die im Laufe der Zeit zur Auffindung des Massengrabs gesetzt wurden, näher zu beleuchten und den diese Suchaktionen umgebenden Handlungsrahmen darzustellen. Zusätzlich soll aber der rechtliche Rahmen, in dem sich die Suchaktivitäten nach den ermordeten jüdischen Zwangsarbeitern bewegen, dargestellt werden.

Wenn vom Massengrab die Rede ist, so ist damit die bisher nicht aufgefundene Grabstätte der ermordeten Zwangsarbeiter gemeint. Da in der Arbeit dabei zumeist das Wort Massengrab in der Einzahl verwendet wird, soll darauf hingewiesen werden, dass es möglich und durchaus auch wahrscheinlich ist, dass es sich um mehrere kleinere Grabstätten in unmittelbarer räumlicher Nähe zueinander handelt. Ist ein anderes Massengrab, wie zum Beispiel jenes auf dem Hinterpillenacker gemeint, so wird darauf explizit hingewiesen.

DATEN- UND INFORMATIONSZUGANG

Als eines der Hauptprobleme erwies sich der nur eingeschränkt mögliche Zugang zu den Daten des Bundesministeriums für Inneres (BMI). Dieses verfügt über umfangreiche Akten zur Geschichte der Suche nach dem Massengrab und immer wieder wurden wir im Zuge unserer Arbeit an die zuständige Abteilung IV/7 – Gedenkstätten und Kriegsgräberfürsorge – verwiesen. Dort war man zwar sehr hilfsbereit – wir sind in diesem Zusammenhang vor allem Dr. Gregor Holzinger und Irene Hulka zu Dank verpflichtet – jedoch hatte die Kooperation auch Grenzen. Die Mitarbeiter der Abteilung sind durch die Amtsverschwiegenheit in ihren Auskunftsmöglichkeiten eingeschränkt. Viele Informationen in den Akten – zum Beispiel die Namen von Personen, die Auskünfte zum Verbrechen und der Position der Grabstätte nur unter Zusicherung der Vertraulichkeit gaben – sind nicht ohne weiteres für die Veröffentlichung geeignet. Des Weiteren ist man sehr um Diskretion bemüht, denn die Grabsuche ist für das BMI «work in progress», die Suchaktivitäten dauern nach wie vor an. Man befürchtet offenbar, ins Zentrum der medialen Aufmerksamkeit geraten zu können. Wie schnell die Medien solche Themen aufgreifen, zeigt die jüngste Welle von Rechnitz-Berichten, ausgelöst durch einen Artikel von David Litchfield in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. (Litchfield, Massaker von Rechnitz, 2007: 37)

Als besonders hilfsbereit zeigten sich die Mitarbeiter des Instituts für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien. Dennoch musste z.B. für den Einblick

in die vom Institut erstellte Datenbank *Dokumentation Rechnitz* und die Erstellung mehrerer Screenshots die Erlaubnis der zuständigen Abteilungsleiterin des BMI eingeholt werden.

RECHTLICHE GRUNDLAGEN DER GRABSUCHE

Den gesetzlichen Rahmen für den Umgang Österreichs mit Kriegsgräbern und Gedenkstätten und damit auch für die Suche nach unentdeckten Grabstätten bilden im Wesentlichen der Artikel 19 des Staatsvertrags von Wien (StV 1955, Staatsvertrag von Wien) und die Bundesgesetze über die «Fürsorge für Kriegsgräber (1. und 2. Weltkrieg)» (KGFG 1948a) und über die «Fürsorge für Kriegsgräber und Kriegsdenkmäler (2. Weltkrieg)» (KGFG 1948b). Diese regeln, was als Kriegsgrab und Kriegsdenkmal anzusehen ist, die daraus resultierende Instandhaltungsverantwortung des Bundes und die Eingriffe ins Eigentumsrecht privater Grundstückseigentümer. Der letzte Punkt ist für den Fall Rechnitz von besonderer Relevanz, da praktisch alle von den Suchmassnahmen betroffenen Grundstücke in privatem Besitz sind. (Grosinger, Entschädigung bei Kriegsgrabsuche, 2007: 137) Die drei Gesetzestexte, der Artikel 19 des Staatsvertrages und die beiden Kriegsgräberfürsorgegesetze, bilden die wesentlichen rechtlichen Grundlagen der für die Suchaktivitäten im Raum Rechnitz zuständigen Abteilung IV/7 (Gedenkstätten und Kriegsgräberfürsorge) des BMI.

CHRONOLOGIE DER GRABSUCHE

Die verschiedenen Suchaktivitäten können entsprechend ihrer zeitlichen Abfolge und der wechselnden Rahmenbedingungen in drei Phasen aufgeteilt werden. In der ersten Phase, unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, finden die massgeblichen Aktivitäten im Rahmen der Volksgerichtsprozesse statt. Die zweite Phase ist geprägt durch private Initiativen zur Auffindung und teilweise auch Exhumierung einerseits von Opfern der Endphasenverbrechen, andererseits von Kriegsgefallenen. In der dritten Phase beteiligt sich auf Initiative der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Wiens auch das BMI. Allen drei Phasen ist jedoch gemein, dass das Gelände um den Kreuzstadl und die Remise in Rechnitz als Gebiet mit umfangreichen Grabungsaktivitäten im Rahmen des Stellungsbaus und als Gefechtsfeld Ende März 1945 grosse Schwierigkeiten für die Suchaktivitäten birgt.

Graben und Stellungssystem Anfang Februar 1945

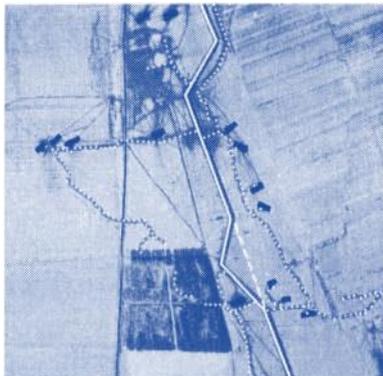


Abb. 1: Das Bild zeigt das Gebiet vom Kreuzstadl bis zur Remise (Waldstück im Süden) einer Luftaufnahme der Royal Air Force vom 7. 2. 1945. (Quelle: Dokumentation Rechnitz).

Hervorgehoben sind:

- — der Panzergraben
- — Umbau im Verlauf des Panzergrabens
- — Laufgräben
- — Stellungen

Die Hervorhebungen entstanden nach Gesprächen mit Oberst Smutek (BMLV) und anderen Soldaten des Österreichischen Bundesheeres.

Einzig die unmittelbar nach Einstellung der Kampfhandlungen erfolgten Grabungen der «Roten Armee» konnten direkte Oberflächenspuren zur Auffindung der Grabstellen nutzen. Bereits kurz danach wurden sämtliche Stellungenanlagen zugeschüttet und die landwirtschaftliche Bewirtschaftung wieder aufgenommen. Die damit verbundene Veränderung der Landschaft erschwert es auch wohlmeinenden Zeugen, genaue Aussagen zur Grabstätte zu machen. Als ehemaliges Gefechtsfeld muss bei Grabungsarbeiten auch die Gefahr von Munitionsresten und Blindgängern berücksichtigt werden.

Phase 1 (von 1945 bis ca. 1948)

Bereits am 5. April 1945 – also unmittelbar nach dem Ende der Kampfhandlungen um Rechnitz – fanden Graböffnungen durch die Rote Armee in Rechnitz statt. Dabei wurden in den L-förmig angelegten Schützengräben 21 Grabstätten mit jeweils 10-12 Erschossenen aufgefunden. (Strassl/Vosko, Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, 1999: 16f.) Auch Zeugenaussagen in den Volksgerichtsakten nehmen Bezug auf diese Graböffnungen durch die Rote Armee. So sagt der Zeuge Franz Bauer (geb.: 27.3.1887) in der Niederschrift vom 23. März 1946:¹ «In einer Tiefe von ca. 1.20 m fanden sich Leichen von Personen, die bekleidet und auf der Brust mit einem Judenstern und der Aufschrift Jude’ versehen waren.» (Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I: 101) Sehr ähnlich sind die Angaben von Josef Ziegler in der Niederschrift vom 25. März 1946: «Unter seiner [ein höherer russischer Offizier, d. A.] Aufsicht öffneten wir einen zugeschütteten Graben des ehemaligen Stellungenbaues. In einer Tiefe von ca. 1.10 Meter fanden sich 7-8 männ-

Es tauchen in den Volksgerichtsakten der Rechnitz-Prozesse zwei Personen mit Namen Franz Bauer auf. Zur Unterscheidung wird daher zusätzlich das Geburtsdatum angegeben.

liche Leichen, die noch gut erhalten waren.» (Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I: 97) Josef Ziegler beschreibt weiters, dass offenbar ein Protokoll der Grabungen erstellt wurde: «Der Offizier ordnete dann die Einstellung von weiteren Grabungen an. Die Leichen sind von uns an der gleichen Stelle wieder bestattet worden. Ich sollte mit noch einem Kameraden ein Protokoll unterzeichnen.» (Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I: 97)

Im Zuge der Vorerhebungen und der Gerichtsverfahren im Zuge der Rechnitz-Prozesse wurden mehrere Lokalausweise und teilweise auch Suchgrabungen durchgeführt. Dabei wurde beispielsweise auf dem Hinterpillenacker die Grabstätte jener 18 jüdischen Opfer geöffnet, die Totengräberarbeiten verrichten mussten und nach deren Beendigung am 25. März 1945 erschossen wurden. Jedoch wurden weder die Toten umgebettet, noch wurde die genaue Position des Grabes dokumentiert. Die Grabungen dienten lediglich der Feststellung der Todesursache für die Prozessfortführung. Auf die Öffnung der Grabstätte der Opfer der Massenerschiessung vom 24. auf den 25. März wurde gänzlich verzichtet. Die Anzahl der Opfer, ihr Tod durch Erschiessung und die Position der Grabstelle wurden aufgrund der Zeugenaussagen² als dermassen gesichert angesehen, dass bei den Lokalausweisen keine Suchgrabungen vorgenommen wurden. Auf diesen Angaben beruht offenbar die dem Gerichtsakt beiliegende Handskizze (Abb. 2) auf die in der Arbeit nochmals eingegangen wird.

Insgesamt liefert diese Phase der Grabsuche ein tristes Bild vom Umgang mit den Opfern der Erschiessungen:

«[...] die Toten wurden an Ort und Stelle belassen, weil das offizielle Interesse, sowohl der sowjetischen Besatzung als auch des Gerichtes, lediglich der Todesursache und nicht einer würdigen Bestattung der Ermordeten galt.

Besonders wichtig ist das Faktum, dass bis in die späten sechziger Jahre die Lage der Massengräber zwar bekannt aber nicht gefragt war. Die Nachkriegszeit war aber vielmehr von der Frage nach den wirklichen Tätern gekennzeichnet.» (Strassl/Vosko, Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, 1999: 226)

Die Position der Grabstätte zeigten die Zeugen Alois Graf! und Josef Ziegler einem Rechnitzer Gendarmen: «Diese Stelle befand sich vor einem ausgehobenen Panzergraben südostwärts von Rechnitz. Es wurde zur Vergrabung der Judenleichen ausgehobene Gräben verwendet, die in einem Winkel von ungef. 90 Grad aufscheinen und ursprünglich Vorpostenzwecke in Verwendung kommen sollten.»(Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I: 92).

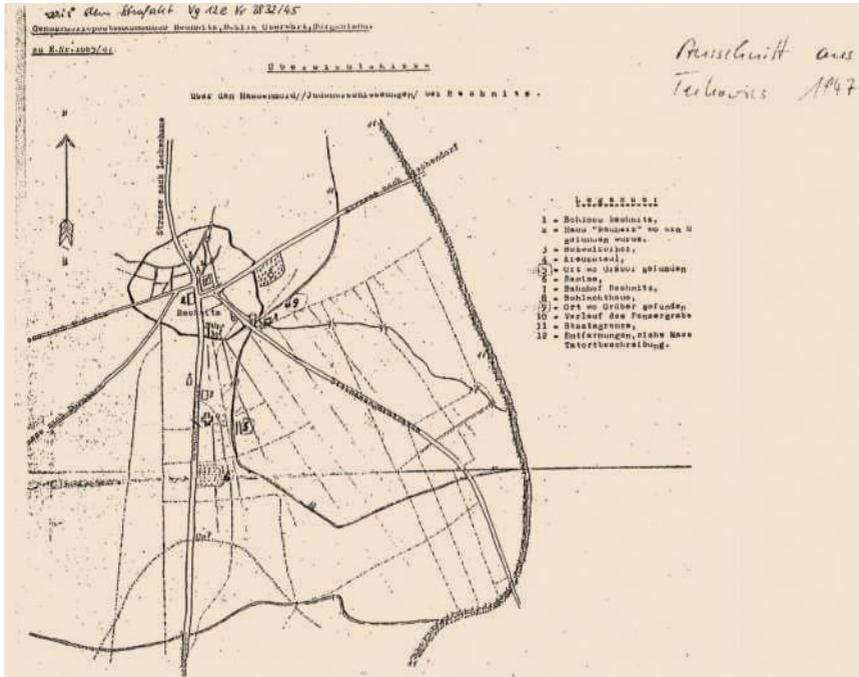


Abb. 2: Handskizze der Lage des Massengrabs (Quelle: Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I.)

Phase II (von 1948 bis 1970)

Diese Phase ist massgeblich geprägt durch private Initiativen zur Auffindung und Umbettung von Kriegstoten und Verbrechenopfern. Erste Such- und Umbettungsaktivitäten wurden zwar auch schon vor 1948 – zum Beispiel durch die Israelitische Kultusgemeinde³ – gesetzt, da jedoch der Grossteil solcher Initiativen nach 1948 stattfand, werden auch die entsprechenden Aktivitäten davor unter diese Phase subsumiert.

Für unsere Zwecke ist besonders der Zeitraum von 1968 bis 1970 interessant. In dieser Zeit wurden vom Österreichischen Schwarzen Kreuz (ÖSK) in Zusammenarbeit

«Bekannt ist auch, dass in diesem Zeitraum [1945 bis 1948, d. A.] durch die Israelitische Kultusgemeinde im Beisein einer Gräberkommission exhumiert wurde und die Toten in grossen Sammeltransporten u.a. per Bahn abtransportiert und wahrscheinlich heimgeführt worden sind. Berichte darüber liegen ho. nicht vor und sind auch bei der IKG nicht evident.» (Beantwortung von Fragen zum Arbeitsthema durch Irene Hulka, BMI, Abt. IV/7 Gedenkstätten und Kriegsgräberfürsorge).

mit dem Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge (VDK) mit Genehmigung des BMI Graböffnungen und Umbettungen im Burgenland vorgenommen.⁴ Im Fokus der Aktivitäten lagen – entsprechend des geschichtlichen Hintergrunds beider Organisationen – das Auffinden und Umbetten gefallener Soldaten.

Vor allem Horst Littmann, der Leiter der Suchgrabungen des VDK, scheint mehrmals gezielt nach den Grabstellen von Verbrechenopfern gesucht zu haben. Der grösste Erfolg dieser Suchgrabungen ist das Auffinden der Grabstätte der 18 Opfer der Erschiesungen vom 25. auf den 26. März 1945 am Hinterpillenacker durch den VDK nach Hinweisen aus der Bevölkerung. Die Opfer wurden exhumiert und auf dem jüdischen Friedhof in Graz-Wetzelsdorf beerdigt. Bemerkenswert ist hier vor allem, dass dieses Massengrab bereits am 17. Dezember 1945 und am 22. März 1946 im Rahmen der Vorerhebungen zu den Volksgerichtsprozessen geöffnet wurde, jedoch in weiterer Folge keine Aktivitäten zur würdigen Bestattung dieser Toten gesetzt wurden. Versuche, das Massengrab der Opfer des Verbrechens vom 24. März 1945 aufzufinden, wurden vom VDK nach einer anonymen Drohbotschaft abgebrochen. (Strassl/Vosko, Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, 1999: 227) Der in Strassl/Vosko beschriebene Konflikt zwischen den Suchaktivitäten des VDK nach den getöteten jüdischen Zwangsarbeitern und der vom BMI genehmigten Suche nach gefallen Soldaten (Strassl/Vosko, Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, 1999: 227) wird in dieser Form vom BMI nicht bestätigt, da die Kriegsgräberfürsorgegesetze als Grundlage der Genehmigung «[...] keinen Unterschied zwischen Soldaten- und Opfergräber kennen»⁵.

Phase III (ab 1986)

Ausgelöst durch einen Brief der IKG Wien, die in weiterer Folge in alle Suchaktivitäten eingebunden blieb, an das BMI beginnt das Innenministerium 1986 erstmals, selbst

⁴ «In der Zeit vom 9.12.1968 bis zum 10.7.1970 wurden mit verseh. Unterbrechungen seitens des Österreichischen Schwarzen Kreuzes mit dem Umbettungsdienst des VDK nach Genehmigung durch das BMI und des Amtes der Burgenländischen Landesregierung Graböffnungen und Umbettungen im Raum Burgenland vorgenommen. Insgesamt erfolgten 59 Graböffnungen und 1.028 Umbettungen. Diese beinhalteten sowohl Soldatengräber als auch Opfergräber. Ursprünglich waren für das Burgenland rd. 600 Umbettungen vorgesehen und vom BMI bewilligt. Diese Zahl basierte auf den von den Gemeinden angegebenen Grablagen. Die Karteikarten der Deutschen Dienststelle wiesen jedoch eine grössere Anzahl von Toten aus und im Zuge der Umbettungen stellte sich heraus, dass vielfach umfangreiche Klärungen der Grablagen bzw. erhebliche Suchgrabungen erforderlich wurden und ist man dabei auch auf noch nicht bekannte Grablagen gestossen.» (Beantwortung von Fragen zum Arbeitsthema durch Irene Hulka, BMI, ... siehe Fussnote 5)

⁵ Beantwortung von Fragen zum Arbeitsthema durch Irene Hulka, BMI, Abt. IV/7 Gedenkstätten und Kriegsgräberfürsorge.

Suchaktivitäten zu setzen. Auch die Finanzierung der Suche erfolgte ab diesem Zeitpunkt aus Mitteln des BMI. Das letzte Suchprojekt – *Rechnitz V* – wurde jedoch vom Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus finanziert.

Mit den «[...] eher als diffus zu bezeichnenden Suchaktionen in den Jahren 1986 bis 1998»⁶ wird zunächst der VDK, wiederum mit Horst Littmann als Grabungsleiter, beauftragt, da der VDK bereits in der Vergangenheit Suchgrabungen im Raum Rechnitz durchgeführt und – wie im Fall der auf dem Hinterpillen gefundenen Massengrabs – bereits erfolgreich mit der Bevölkerung zusammengearbeitet hatte. Nunmehrige Suchgrabungen blieben jedoch erfolglos, sodass der VDK die Arbeiten abbrach.

1990 wurde das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien mit weiteren Suchen beauftragt. Aufgrund der Erkenntnisse aus insgesamt drei Befliegungen des Gebietes und mehrerer Hinweise von Zeugen wurden drei Suchgrabungen durchgeführt. Teile der Arbeiten zu zwei dieser Grabungen und Interviews mit Zeitzeugen wurden vom Margareta Heinrich und Eduard Erne in ihrem Film «Totschweigen» dargestellt.

Ab 1995 wurden mit der Beauftragung der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik (ZAMG) erstmals geophysikalische Methoden (hauptsächlich Geomagnetik) zur Suche eingesetzt. Der Endbericht der ZAMG kommt zum Ergebnis, dass sich das Massengrab entweder ausserhalb des abgesuchten Gebietes befindet oder in einem Teil des Panzergrabens angelegt wurde, was aber mit der angewandten Methode nicht überprüfbar gewesen wäre. (Melchiar/Neubauer, Archeo Prospections, 1997)

In den vorangegangenen Suchprojekten bildeten die Gerichtsakten der Volksgerichtsprozesse, Zeugenaussagen, Hinweise aus der Bevölkerung und die Methoden der Geophysik die wesentlichen Suchgrundlagen. Das seit 1998 mit der Suche beauftragte Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien versuchte zunächst mit geoelektrischen Messungen und Rammkernsondierungen das Massengrab aufzufinden. (Peticzka, Technischer Bericht, 2000 und Peticzka, Technischer Bericht, 2001) Nachdem diese Suchungen wieder erfolglos blieben, setzte man ab 2002 auf die Zusammenführung aller verfügbaren Daten in einem Geografischen Informationssystem (GIS) – genannt *Dokumentation Rechnitz* – und damit erstmals auf ein gezieltes softwaregestütztes Daten- und Informationsmanagement:

«Ziel davon war die Integration sämtlicher verfügbarer Informationen, um deren Auswertung und Interpretation im Rahmen der Festlegung bisher unprospektierter Verdachtsflächen vornehmen zu können. Ergebnis des Projektes sollte eine klare, transparente und vor allem einfach zu bedienende interaktive, digitale, kartografische Oberfläche dar stellen, die alle Geodäten auf einer entsprechenden, geokodierten Grund-

⁶ Ebd.

lage visualisiert. Über diese web-basierte Schnittstelle sollte eine deskriptive Abfrage sowie thematische Analyse der Geodaten möglich sein.» (Mraz/Niederer, Dokumentation Rechnitz III, 2005:2)

Screenshot Dokumentation Rechnitz (Quelle: Dokumentation Rechnitz)

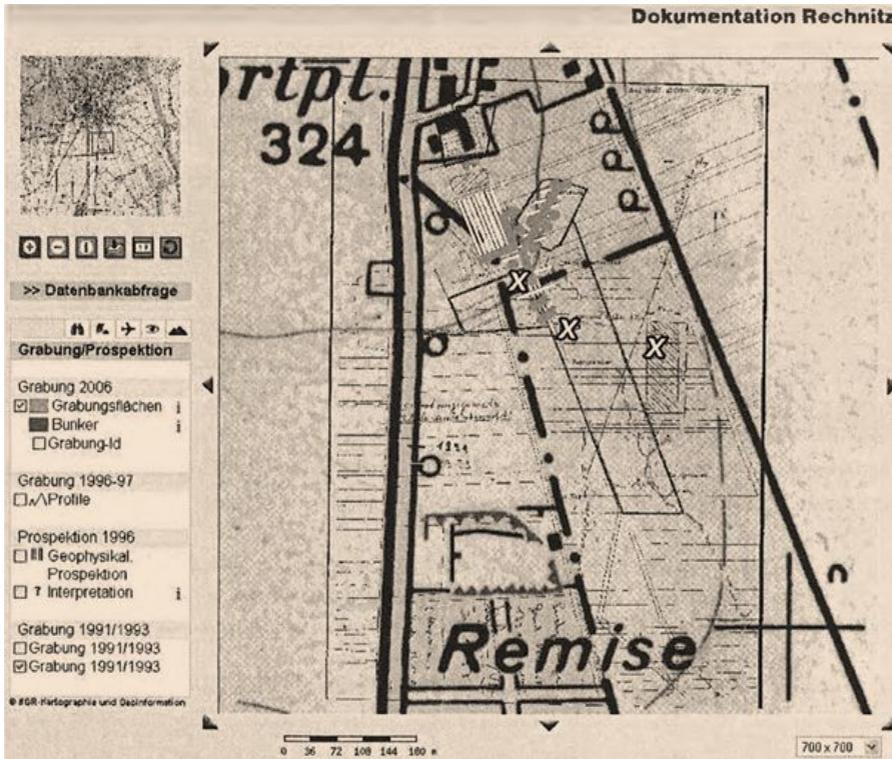


Abb. 3: Die Web-Anwendung *Dokumentation Rechnitz* wird verwendet, um die verschiedenen Informationen mit Raumbezug gemeinsam darzustellen. In der Abbildung sind vor dem Hintergrund einer 1:50000-Österreichkarte eine Skizze der Grabungen von 1991/1993 (Schwarze Skizze), Bodenradar-Prospektionsstreifen (parallele weiße Linien), Rammkernsondierungspunkte (dunkelgraue Punkte) und die drei «Hot-Spots» (X) der *Rechnitz* VGrabungen zu sehen.

Die Zusammenschau der unterschiedlichen Informationen (12 Luftbilder, 30 Textstellen aus Beständen des BMI und des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes (DOW), zehn Skizzen aus Prozessakten und anderen Quellen) ermöglichte die Identifikation eines Verdachtsgebietes, das den Aufzeichnungen nach bisher noch nicht abgesehen worden war. Der Empfehlung des Berichts *Dokumentation Rechnitz III* folgend wurde dieses Gebiet im Projekt *Rechnitz IV* (Ohne Autor, *Rechnitz IV*, 2005) vom Institut für Geographie und Regionalforschung mittels Kernbohrungen und dem Einsatz von Bodenradar untersucht. Erstmals wurden die Bodenproben und die Bohrlöcher dabei

durch Leichen- und Blutspürhunde untersucht und schlussendlich drei Verdachtsstellen für die nähere Untersuchung im bisher letzten Suchprojekt *Rechnitz V* (Hofer/Pesseg/Pototschnig, Abschlussbericht Rechnitz V, 2007) ausgewählt.

Rechnitz V: Grabungsstellen mit den zur Auswahl dieser Stellen herangezogenen Grundlagen

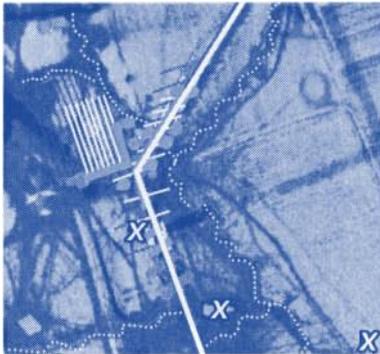


Abb. 4: In der Abbildung sind vor dem Hintergrund eines Luftbildes der RAF vom 7.2.1945 folgende Elemente zu sehen:

- Bodenradar-Prospektionsstreifen
- ● — Rammkernsondierungspunkte
- ⊗ — „Hot-Spots“ der *Rechnitz V*-Grabungen
- Panzergraben
- - - Laufgräben

(Quelle: Dokumentation Rechnitz)

Die vom Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien durchgeführten Grabungen an diesen Verdachtsflächen endeten wieder erfolglos:

«Nach eingehenden Untersuchungen durch das Institut für Ur- und Frühgeschichte sowie das Absuchen der Schnitte durch die Leichen- und Blutspürhunde, fällt der Befund der Grabungen im Sinne der Aufgabenstellung des Projekts Rechnitz V negativ aus.»

(Hofer/Pesseg/Pototschnig, Abschlussbericht Rechnitz V, 2007: 42)

Der Endbericht zu *Rechnitz V* kommt zum selben Fazit wie Dr. Gregor Holzinger, der meinte, dass für weitere Suchungen neue Primärdatenquellen aus in- und ausländischen Archiven benötigt würden. (Gespräch mit Dr. Gregor Holzinger und Hofer/Pesseg/Pototschnig, Abschlussbericht Rechnitz V, 2007: 42)

TECHNISCHE SUCHMASSNAHMEN

Im Zuge der Suche nach dem Massengrab wurden durch das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien und die ZAMG eine Reihe verschiedener technischer Massnahmen angewandt, die in diesem Abschnitt kurz vorgestellt werden sollen.

Befliegung des Suchgebiets

Die Hoffnungen, die in die wiederholten Befliegungen des Suchgebiets gesetzt wurden, beruhen auf Erfolgen der Luftbildarchäologie. Dabei werden unter bestimmten Umweltbedingungen (z.B. in der Morgen- oder Abenddämmerung, bei Schneeverwehungen usw.) aufgenommene Luftbilder auf verschiedene Merkmale, die Rückschlüsse auf im Boden verborgene Strukturen zulassen, untersucht. Eine Vielzahl von Merkmalen können darauf hindeuten: Bewuchs (Unterschiede in Bewuchshöhe und -farbe); Schatten (Streiflicht hebt geringfügige Höhenunterschiede von Boden oder Bewuchs hervor); Feuchte (unterschiedliche Trocknungseigenschaften bei verschiedenen Bodenzusammensetzungen) u. v. m. (Donoghue, Remote Sensing, 2001: 555ff.)

Entscheidende Hinweise auf die Position des Massengrabs allein auf Basis von Befliegungen des Suchgebiets scheinen aufgrund des Umfangs der Grabungen im Zuge des Stellungsbaus ausgeschlossen.

Sondierungsgräben

Durch einen oder mehrere parallele, zumeist gebaggerte Gräben, kann man den Bodenaufbau entlang der Randfläche und im Aushubmaterial untersuchen. Diese Methode ist eher grob – es werden sehr leicht Fundstücke beschädigt oder zerstört – jedoch gegenüber anderen Grabungsformen finanziell günstig und schnell. Im Gegensatz dazu ist die Entnahme von Bodenproben mittels Bohrkernen weniger invasiv, jedoch «[...] der grosse Nachteil bei dieser Technik ist das punktuelle Arbeiten, das bei Strukturen dieser Dimension de facto ein Glücksspiel ist» (Mraz/Niederer, Dokumentation Rechnitz III, 2005: 19). Beiden Methoden ist gemeinsam, dass zusätzlich zu etwaigen direkten Funden im Aushubmaterial und der Randfläche aus dem Bodenprofil Rückschlüsse auf Bodenveränderungen – wie etwa frühere Grabungsarbeiten – gezogen werden können.

Geomagnetik, Geoelektrik und Bodenradar

Sowohl die Geomagnetik als auch die Geoelektrik und das Bodenradar entstammen dem Fachgebiet der Geophysik. Diese beruht auf der Messung bestimmter physikalischer Eigenschaften des Bodens und der Interpretation der Messergebnisse.

Geomagnetische Messverfahren beruhen auf der präzisen Vermessung des Erdmagnetfelds im Suchgebiet. Die unterschiedlichen magnetischen Eigenschaften verschiedener Erd- und Gesteinszusammensetzungen beeinflussen das Magnetfeld der Erde und lassen daher Rückschlüsse auf eben diese Bodenzusammensetzung zu. (Nishimura, Geophysical Prospection in Archaeology, 2001: 546f.) Für die Suche nach einem neuzeitlichen Massengrab ist der Erfolg der Methode jedoch fraglich. Im Gegensatz zu archäo-

logischen Grabstätten sind neuzeitliche Massengräber aufgrund geophysikalischer Effekte nur schwer mit geomagnetischen Messverfahren nachzuweisen: «Verglichen mit der Prospektion archäologischer Gräber ist die Suche nach neuzeitlichen Massengräbern weit schwieriger und im Grenzbereich der Methode anzusiedeln.»

(Melchiar/ Neubauer, *Archeo Prospections*, 1997: 8)

Geoelektrische Messungen nutzen die verschiedenen elektrischen Eigenschaften unterschiedlicher Materialien. Dabei werden sowohl passive (unterschiedliche elektrische Eigenpotentiale) als auch aktive (unterschiedliche elektrische Leitfähigkeiten) genutzt, um Aussagen über die Bodenbeschaffenheit zu treffen. (Nishimura, *Geophysical Prospection in Archaeology*, 2001: 544ff.) Bodenradar (oder auch Georadar) beruht auf der Messung der unterschiedlichen Reflexionseigenschaften unterschiedlicher Bodenzusammensetzungen. Dabei werden aktiv elektromagnetische Signale ausgesendet und deren Reflexionen aufgezeichnet. (Nishimura, *Geophysical Prospection in Archaeology*, 2001: 546ff.) Alle drei Verfahren werden in der Archäologie genutzt, um Bodenstrukturen (Gebäude, Siedlungen, Grabenstrukturen, usw.) kostengünstig über grössere Flächen hinweg aufzufinden und zu untersuchen.

Blut- und Leichenspürhunde

Im Rahmen der letzten Suchprojekte des Instituts für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien wurden zumindest zweimal Blut- und Leichenspürhunde eingesetzt. Diese Hunde sind darauf ausgebildet, Geruchsspuren der Eiweissabbauprodukte (im Wesentlichen die auch als Leichengift bezeichneten Ptomaine) des Verwesungsprozesses anzuzeigen. Der Einsatz dieser Spürhunde diente zum einen dazu mögliche Verdachtsstellen zu identifizieren. Den Hunden wurden Bodenproben aus Rammkernsonden vorgelegt oder sie wurden direkt zu den Löchern der Rammkernsonden geführt. (Institut für Geographie und Regionalforschung, *Rechnitz IV*) Zum anderen dienen die Hunde an Ausgrabungsstellen zur «Erweiterung des Suchbereichs», d.h. sie wurden eingesetzt, um eventuelle Leichen im Nahbereich der Grabungsorte anzuzeigen. Wie die Ergebnisse des Projekts *Rechnitz V* zeigen, führte der Einsatz der Hunde jedoch nicht zu eindeutigen Ergebnissen. Die Reaktionen der Hunde wurden an einer Fundstelle durch vermodernes Holz eines Unterstands, der vermutlich im Zuge der Gefechte Ende März 1945 mit dem Blut Verwundeter in Berührung kam, ausgelöst.

(Hofer/Pesseg/Pototschnig, Abschlussbericht *Rechnitz V*, 2007)

FAZIT

Der Umgang mit den Opfern der Massenerschiessungen im Zuge der Volksgerichtsprozesse liegt irgendwo zwischen Desinteresse und Skandal. Die Gerichtsakten zeigen, dass die Leichen auf dem Hinterpillenacker gefunden wurden, diese wurden jedoch weder

umgebettet noch wurde die Grabstelle genau dokumentiert. Die erfolgreiche Suche des VDK beweist, dass es sehr wohl möglich war, dieses Grab zu finden. Unserer Einschätzung nach wäre dies unmittelbar nach dem Ende des Krieges, während der Volksgerichtsprozesse und bis in die 1960er-Jahre auch für das Massengrab der ca. 180 getöteten Zwangsarbeiter noch möglich gewesen.

Nachdem die IKG Wien mit ihrem Brief an das BMI einen ausreichenden Impuls gegeben hatte, war das BMI durchaus bemüht, das Massengrab zu finden. Jedoch scheint man vor allem zu Anfang der Suche die damit verbundenen Schwierigkeiten unterschätzt zu haben. Die Aussagen von Zeugen und Angeklagten aus den Gerichtsakten stellten sich als zu ungenau heraus, die aufgefundenen Zeitzeugen hatten aufgrund der Veränderungen der Landschaft und vor allem aber durch den langen Zeitraum, der zwischen Verbrechen und Suche liegt, Schwierigkeiten, eine genaue Stelle zu benennen. Oder sie hatten kein Interesse, zum Gelingen der Suche beizutragen.

Aufgrund der Erfolge geophysikalischer Prospektionsverfahren in der Archäologie versuchte man ab 1995 diese Methoden für die Suche nutzbar zu machen. Dabei stellten sich als eines der Hauptprobleme die Grabungsarbeiten für den Stellungsbau heraus. Wenn im Suchgebiet als einzige Grabungsaktivität das Ausheben und Zuschütten des Massengrabes stattgefunden hätte, so wäre es mit den verwendeten Verfahren sicher gefunden worden. Die Unmenge an Grabungen für den Stellungsbau und die vermutliche Position des Massengrabes in einem Teil der Stellungsanlagen verhinderten jedoch dessen Auffindung.

Neben dem Einsatz von Blut- und Leichenspürhunden stellt die Entwicklung der *Dokumentation Rechnitz* die wichtigste Innovation in den Suchaktivitäten der letzten Jahre dar. Allerdings stellt sich die Frage, warum man erst ab 2002 auf ein gezieltes Dokumentations- und Informationsmanagement setzte. Eine mögliche Ursache dafür könnte das Vertrauen in die jeweils für die aktuelle Suche eingesetzten Zeugenaussagen und technischen Methoden sein: Die jeweils aktuelle Basis wurde als ausreichend Erfolg versprechend und den früheren Versuchen überlegen betrachtet. So kann die *Dokumentation Rechnitz* auch als Ausdruck der Erkenntnis gesehen werden, dass die Suche eine äusserst schwierige Aufgabe und somit ein ständiger Lernprozess ist.

Teil B – Die Suche nach dem Massengrab

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit der Indizienverdichtung, um einerseits den Versuch der Verortung des Grabes zu unternehmen und andererseits eine Vorstellung zu bekommen, was in der Tatnacht vorgefallen ist. Dazu wurde ein Indizienorganigramm angelegt, das – wie auf der nächsten Seite dargestellt – in Segmente gegliedert wird. Als Forschungsunterlagen dienten ein Teil der Volksgerichtsakte zu den Morden in Rechnitz sowie die Diplomarbeit von Harald Strassl und Wolfgang Vosko. Ein weiterer Teil des

Forschungsmaterials wurde uns vom BMI, Abteilung IV/7 für Gedenkstätten und Kriegsgräberfürsorge, und vom Institut für Geographie und Regionalforschungen in Form von interessanten Gesprächen und Hinweisen gegeben. Aus diesem Bereich stammen die Luftbilder und einige Aussagen, die wir dankenswerter Weise zitieren durften. Anhand des Indizienorganigramms wurde ein Gerüst konstruiert, mithilfe dessen aus den unübersichtlichen Datenanhäufungen die Kernpunkte im Auge behalten werden sollen. Die einzelnen Punkte werden als Kapitelpunkte behandelt und stellen die Abschnitte dar, die ein Gesamtbild ergeben sollen. Im letzten Abschnitt werden weiterführende Fragen diskutiert. Da es mit den sehr beschränkten Mitteln – sowohl zeitlicher Natur als auch die Informationsaufarbeitung betreffend – nicht die Absicht dieser Arbeit ist, den exakten Ort des Massengrabes zu lokalisieren, sollen zumindest abschliessend neue Ideen und Impulse geliefert werden, um einen möglichen Fundort eingrenzen zu können. In diesem Teil der Arbeit wird versucht, die Indizien auszuarbeiten, ohne vorher zu wissen, wo bereits vom BMI und anderen Institutionen gesucht wurde.

INDIZIENORGANIGRAMM

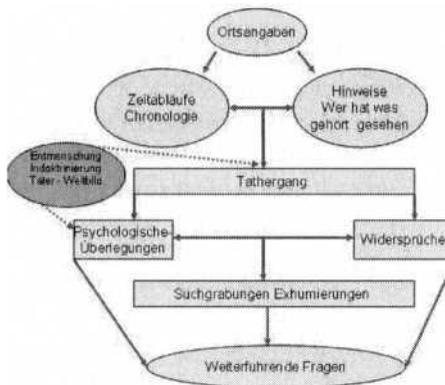


Abb. 5: Indizienorganigramm⁷

Die Idee, ein Indizienorganigramm zu konstruieren, anhand dessen Daten kategorisiert erfasst werden können, entwickelte sich für uns aus den Darstellungen von Debra Komar. In ihrer Studie über «Patterns of Mortuary Practice Associated with Genocide» wurden am Beispiel von 119 Grabfunden interessante Zusammenhänge dargestellt: «Comparisons of mass death events in different geographic regions and time periods also provide unique inside into the disturbing practice of genocide.» (Komar, Patterns, 2008)

INDIZIEN ZUR BESTIMMUNG DES ORTES -ORTSANGABEN

Eines der Hauptprobleme bei der Betrachtung des Themenfeldes «Massaker in Rechnitz» besteht darin, dass bis heute keine klaren Hinweise auf den exakten Ort des Massengraves zu erhalten sind. Schon viele, die sich vor uns mit dem Problem auseinandersetzen, hatten nur Hinweise, die äusserst ungenau waren und alles, was als brauchbare Angabe übrig blieb, ist im Optimalfall ein Feld, besser ausgedrückt, eine Verdachtsfläche von ca. 500m x 500m. Mit einer Fläche dieser Grösse scheint eine Suche nach dem Massengrab sehr kompliziert. Für eine Aufarbeitung wird der Versuch unternommen, eine Indizienverdichtung anhand der zugänglichen Akten des Prozesses und Zeitungsartikel zu erarbeiten, aus der heraus zumindest weitere Ansätze für die Suche nach dem Massengrab resultieren könnten. Auch wenn Widersprüchlichkeiten auftraten, wurden die einzelnen Aussagen herangezogen und gegenübergestellt.

Als wichtiger Umstand muss erwähnt werden, dass im Zuge der Volksgerichtsverfahren der absolute Schwerpunkt der Untersuchungen auf die Schuldfrage der Angeklagten gelegt wurde. Eine Überlegung, was mit den Opfern zu geschehen habe oder wie mit der Örtlichkeit dieses Massengrabs als solches umzugehen wäre, war damals sekundär und wurde entweder vergessen oder sollte vergessen werden.

Bei den nun untersuchten Teilen der Prozessakten kristallisierten sich für das Massengrab, welches in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 für ca. 180 Opfer entstand, zwei Bezugspunkte heraus, in deren näheren Umgebung ein Grab zu erwarten ist.

Dabei handelt es sich um die sogenannte Remise und den Kreuzstadl. Zur Präzisierung einige Erklärungen zur Angabe dieser Ortsbezeichnungen:

Bei der Remise (C)⁸ handelt es sich um ein Waldstück, das in früheren Zeiten der Fasan- oder respektive einer besonderen Art der Geflügelzucht diente. Irrtümlicherweise wird das Wort Remise meist mit einer Schienenanlage für den besonderen Umgang mit Zügen oder Schienenverkehrsmitteln assoziiert. Bei einer genaueren Betrachtung ergab sich aber der Hinweis auf eine Geflügelzucht bereits aus der Presse. Aus einem Artikel der Zeitung *Freies Burgenland Nr. 5* aus dem Jahr 1945 stammt folgender Wortlaut: «Wenn man von der Gemeinde Rechnitz zum Bahnhof geht, so liegt auf der Strasse linker Hand, zum Bahnhof etwas näher als zum Ort, ein kleines Nadelgehölz, welches vor etwa 50 Jahren für eine Fasanzucht angelegt wurde. Im Volksmund wird es die Remise genannt.» (Freies Burgenland, 1945) Die genaue Lage und das Aussehen der Remise ist im Bildausschnitt am Ende des Kapitels gut dargestellt.

⁸ Bei diesen Bezeichnungen handelt es sich um Verortungen am Luftbild der RAF, siehe Abbildung 6.

Beim Kreuzstadl (B) handelte es sich um ein Gebäude (Scheune), das einem bäuerlichen Gehöft als Scheune diente.⁹ Für das gesamte Gehöft tauchen folgende Bezeichnungen immer wieder auf: Meierhof (A), zum Beispiel aus der Niederschrift des Ludwig Groll im Zuge seiner gerichtlichen Einvernahme vom 4. Oktober 1947, wo diese Bezeichnung öfters angeführt wurde («[...] wurde ich von Hilde Stadler aufgefordert, ich möchte Leute zum Meierhof fahren [...]») Eine weitere Bezeichnung für das Gehöft ist der Name Schweizermeierhof (A). Diese Namensgebung für dieses Gehöft ist aus der Niederschrift Strafsache gegen Murtaler in Form einer Zeugenaussage von Josef Gederitz am Bezirksgericht Oberwart zu entnehmen: «Ich habe den Josef Pall an den krit. Tag abends begleitet und bin mit ihm zum Schweizermeierhof gegangen, um zu sehen, was dort sich ereignen würde.» (Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I: 154) In der Handskizze (Abb. 2), die durch einen ortskundigen Gendarmeriebeamten im Zuge des Prozesses angefertigt wurde, ist ein Schweizerhof im räumlichen Kontext mit dem Kreuzstadl ersichtlich, der Meierhof stellt ein eigenständiges Gebäude dar.

Im Laufe der Bearbeitung des Problems ergeben sich hinsichtlich der Verortung des Massengrabes folgende Verdichtungen. Am augenscheinlichsten ist der Bezug zur Remise. Das begründet sich aus den Überlegungen betreffend der Aussagen und Pressemeldungen, die noch von vor 1950 stammen. Immer wieder gibt es Zeugenaussagen, die sich direkt oder auf den Nahbereich der Remise beziehen. Ein weiter Bezug ist die Aussage «in der Remise», sowie auch die Aussage «bei der Remise hinter dem Panzergraben».

Hinweise zur Remise im Detail:

- Stadler Hildegard sagte am 25. April 1946 aus: «Ich selbst bestreite entschieden, dass ich mit Podezin zur Remise gefahren bin, sondern behaupte viel mehr, dass ich mich in den Festsaal zurückbegeben habe.» (Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I: 15 8)
- Beigelbeck¹⁰ Stefan sagte am 25. April 1946 aus: «Nachdem ich abgelöst war, wollte ich mich in meine Unterkunft begeben und musste dabei auf der Strasse, an der sogenannten Remise vorübergehen. Dort stand ein abgeblendeter LKW, der kurz darauf in der Richtung Bahnhof wegfuhr. Da ich ein Gespräch hörte und dieses belauschen wollte, verblieb ich auf dem bezeichneten Ort. [...] Bevor ich mich von meinem Horchposten entfernt hatte, kam der erwähnte LKW vom Bahnhof herangefahren und bog bei der Scheune auf das freie Feld ab.» (Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I: 146)
- In der Niederschrift von Josef Ziegler ist zu lesen: «Einige Tage nach dem Einmarsch der Roten Armee in Rechnitz bekam ich und noch ungefähr 17-18 Mann aus Rechnitz von einem höheren russischen Offizier den Befehl, mit Krampen und Schaufeln auf die Herrschaftstafel, in der Nähe der ‚Remise‘⁴ zu gehen.» (Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I: 97)

⁹ Siehe auch Haftbefehl Paal.

¹⁰ Teilweise wird auch Beigelböck oder andere Schreibweisen verwendet, gemeint ist dieselbe Person.

Bei den oben angeführten Aussagen, die bei Weitem nicht die einzigen sind, ist besonders zu beachten, dass Stadler und Beigelbeck selbst in den Hergang involviert waren. Stadler soll sich sogar an Erschiessungen beteiligt haben. In diesem Fall müsste sie den Ort des Verbrechens genau kennen. Dass es zu einer Erschiessung kam, stand bereits damals ausser Zweifel. Daraus könnte ableitbar sein, dass Stadler bei der Aussage vom 24. April 1946 die Örtlichkeit (die Remise) exakt angab, um aus Selbstschutz darstellen zu können, zur fraglichen Zeit eben nicht am Tatort (Massengrab Remise) gewesen zu sein. Dieses Täterverhalten ist bei Aussagen oft zu beobachten und wird als Täterwissen bezeichnet. Die unbeabsichtigte Preisgabe bestimmter Details führt in vielen Fällen zur Überführung der Täter. Dass Beigelbeck auch auf die Remise verwies und dabei einen sehr engen zeitlichen Bezug herstellt, ist hilfreich. Leider ist die Aussage, dass der LKW, der wieder vom Bahnhof kommend bei der Scheune zum freien Feld einbog, verwirrend. Es könnte sich aber eine Logik dahinter ergeben, wenn sich der LKW, der von Beigelbeck bei der Remise gesehen wurde, am Rand der Strasse bei der Remise befand und nicht am Feld bei der Remise.

Anhand der Luftbildaufnahme der Royal Air Force (RAF) vom Februar 1945 ist ersichtlich, dass auch auf dem Feld zwischen dem Kreuzstadl und der Baumlinie der Remise gegraben wurde. Hinzu kommt, dass auf dem Feld Schnee lag und das könnte bedeuten, dass man zur Sicherheit und wegen der Dunkelheit beim Kreuzstadl mit dem LKW einbog, um dann den Weg (G) zur Remise zurückzufahren, der sich parallel zwischen dem Panzergraben (F) und zur Strasse zum Bahnhof (E) befindet. Eine weitere Möglichkeit ist, dass es kurz vor der Remise auch einen Weg gab (H), der befahren wurde und im Laufe der Vorbereitungen zur Erschiessung auch die Gräben weiter oben beim Kreuzstadl benutzt wurden, weil die Gräber bei der Remise bereits befüllt waren und daher der LKW zuerst bei der Remise und anschliessend Richtung Kreuzstadl einbog.

Ein weiteres Indiz, das für eine räumliche Nähe zur Remise spricht, ist die Aussage von Josef König vom 22. März 1946, in der er angab, was er am Tag nach der Mordnacht im Schloss gehört hatte: «Wie ich hörte, sind nach ihrer Ankunft nur 500 Juden ins Schloss gekommen, wogegen 300 in die Remise geführt worden sind. Auch diese 300 sollen erschossen worden sein. Ich weiss darüber nichts Näheres. Auf den Vorhalt, dass die Massenerschiessungen schon nachts zum Palmsonntag, also vorher stattgefunden haben, gebe ich an, dass ich dieses weiss, doch sind diese Erschiessungen ausserdem vorgenommen worden.» (Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I: 109)

Der Kreuzstadl, der ebenfalls oft Erwähnung findet, kann gemäss der Zeugenaussagen eher als Sammelpunkt oder vorläufiger Aufenthalt der Opfer als auch der Täter und Mittäter beurteilt werden. Es muss festgehalten werden, dass es auch zu Widersprüchlichkeiten kommt, die ebenso dargestellt werden. Dieses Bild ergibt sich aus der Interpretation folgender Aussagen:

- Groll Ludwig gab an: «In der Nacht um ungef. 11 oder ½ 12 Uhr wurde ich von Hilde Stadler aufgefordert, ich möchte Leute zum Meierhof mit meinem Wagen transpor-

tieren. [...] dann bin ich mit meinem PKW 2x zum Meierhof gefahren [...] Es waren das mit mir unbekannte pol. Leiter und Volkssturmmänner. [...] Ich habe gesehen wie dort Juden zum Meierhof gebracht wurden, die Juden mussten sich vor den grossen Löchern aufstellen, nachdem sie sich vorher schon entkleiden mussten. Es waren vor Ort und Stelle ungefähr 6 Löcher 3½ bis 4 Meter lang und 12 (unleserlich mögl. 1 Meter, d.A.) bis 2 Meter breit geschaufelt». (Vg 11 Vr 190/48:31)

- Stefan Beigelbeck sagte, wie aus der Anklageschrift präzise zu entnehmen ist, er habe dort bei der Scheune eine grössere Anzahl von ihm bekannten Personen sprechen hören. Als Schüsse fielen, sei er in Richtung Rechnitz weitergegangen. (Vg 11 Vr 190/48: 22) Dabei ging nicht hervor, ob die Schüsse bei der Scheune oder weiter weg fielen.
- Auch ist in der Anklageschrift der Hinweis zu entnehmen, dass es laut Aussage des Imre Schwabach Juden (80 Mann) aus der Baracke waren, die die Löcher ausschaukelten. Ihnen wurde gesagt, dass dies normale Stellungsarbeiten wären, an denen man auch nachts arbeiten müsse, weil die Russen schon so nahe wären. Auch gab es eigens abgestellte 30-40 Mann, die dafür benutzt wurden, die Gräber zu schaukeln, «die nach vollbrachter Arbeit zum Kreuzstadl zurückgeführt wurden.» (Vg 11 Vr 190/48: 17)

Die oben erwähnte Aussage könnte auch ein Hinweis darauf sein, dass es sich beim Kreuzstadl tatsächlich um einen Sammelpunkt handelte. Die Beschreibung, dass die Arbeiter zum Kreuzstadl zurückgeführt wurden, könnte auch bedeuten, dass die Gräber vom Kreuzstadl weiter entfernt liegen könnten. Ein Widerspruch zu Grolls Aussage hinsichtlich der Struktur des Grabes ergibt sich durch Aussagen, die darstellen sollen, dass es sich um einen 200 bis 300 Meter langen und zwei Meter tiefen Graben handelt, aber auch wie aus der Aussage oben, dass es sich um mehrere Löcher handelt. Nach der Aussage von Paul Karl Somogyi, der als jüdischer Zwangsarbeiter in Rechnitz stationiert war, mussten mehrere Zwangsarbeiter am 22. oder 23. März 1945 einen 200 bis 300 Meter langen Graben ausserhalb von Rechnitz ausheben. Diese Arbeiten hätten bis 02:00 Uhr gedauert. (Strassl/Vosko, Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, 1999: 208)

Inwieweit bereits bestehende Teile des Grabensystems benutzt wurden, kann nur vermutet werden. Interessant erscheint, dass das gerade weiter verlaufende Teilstück des Panzergrabens eine Länge von ca. 250 Meter aufweist und auch die Dreiecksschenkel des Panzergrabens könnten durchaus den Angaben des Somogyi entsprechen. Im Film «Totschweigen» gab es eine Aussage, dass eine der Personen, die zu einem Todesmarsch gezwungen wurden, eine schlecht vergrabene Leiche knapp bei einem Waldstück vor Rechnitz gesehen hatte.

Josef Heisenberger gab an, dass er im Zuge von Feldarbeiten beobachtete, wie am Tag nach den Morden in einer Entfernung von ca. 100 Metern dreieckige Löcher zugekauft wurden. Der Name seines Ackers wurde mit Landteichten angegeben. Die

schaufelnden Personen marschierten in Richtung des Meierhofes ab. (Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I: 10 8) Die genaue Beschreibung liess vorerst die Spekulation zu, dass hier durchaus eine genauere Verortung der Grabstätten gelingen könnte. Aber im Zuge des Gesprächs mit Dr. Holzinger (BMI Kriegsgräberfürsorge) konnte in Erfahrung gebracht werden, dass im BMI die gleichen Gedankengänge Mitte 2008 zu einem Lokalaugenschein mit einem Historiker aus Rechnitz geführt hatten. Die Bezeichnung und Lage des Ackers Landteichten sollte genau festgestellt werden. Leider ergab der Lokalaugenschein, dass nach dem Hinweis von Heisenberger hier bereits eine der ersten Grabungen vor vielen Jahren erfolgt war, die erfolglos verlaufen war.¹¹ Ob es sich dabei um die Schutzlöcher handelte, die bereits von Littmann 1969 geöffnet wurden, kann nicht beurteilt werden. Inwieweit dieses Gebiet auch von den Messungen und Auswertungen, die von März 1995 bis November 1996 stattfanden, erfasst wurden, ist nicht verifizierbar. Bei Strassl / Vosko kann dazu Folgendes entnommen werden:

«Es wurden drei Suchgebiete ausgewählt und überprüft: östlich der sogenannten Remise, dem Waldstück zwischen Ortsende und Bahnhof; zwischen Kreuzstadl und Remise; selbiger Bereich nur auf der anderen Seite der Bahnhofstraße. [...] Die Ergebnisse wurden in der Folge vom Verein Schalom durch Sondierungsgrabungen im Oktober 1996 und Jänner 1997 überprüft, doch brachten diese ebenfalls keinen Erfolg. [...] im Wesentlichen konnten nur die Spuren von früheren Suchgrabungen des VDK sowie Reste der Reichsschutzstellung festgestellt werden.» (Strassl/Vosko, Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, 1999: 229)

Derzeit ist auch nicht ersichtlich, ob es sich bei den Schutzlöchern um die vorgestaffelten Schützenlöcher (Gräben) handelt, die mit den Pfeilen (D) verortet sind. Dabei wären die Löcher, die in der Nähe der Remise aufscheinen, am ehesten relevant.

Absolut interessant in diesem Kontext ist die Ortsangabe des Zeugen Franz Bauer, der angab, dass er einige Tage nach dem Einmarsch der «Roten Armee» mit anderen Personen einen verschütteten Graben in der Länge von ca. 8 Meter öffnen musste. In diesem wurden 14 Tage vorher «Judenleichen» vergraben. Das Grab war in der Nähe der Remise, wo man in einer Tiefe von 1.5 Metern bekleidete Leichen fand. Der vorgeführte Zeuge zeigte die Stelle der Ausgrabung:

«Diese Stelle befand sich vor einem ausgehobenen Panzergraben südostwärts von Rechnitz. Es wurden zur Vergrabung der Judenleichen ausgehobene Gräben verwendet, die in einem Winkel von ungef. 90 Grad aufscheinen und ursprünglich Vorpostenzwecke in Verwendung kommen sollten.» (Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I: 92)

¹¹ Gespräch mit Dr. Gregor Holzinger mit der Erlaubnis diesen Punkt zu zitieren, 13.05.2008.

In welcher Form diesen Angaben bereits nachgegangen wurde, ist noch unklar. Auch sagte Dr. Wiltshcke:

«[...] da ich der einzige Arzt bei den Exhumierungen war, muss ich wohl auch bei den Exhumierungen der Leichen beim Kreuzstadl gewesen sein. Ich glaube ich habe bekleidete Leichen gesehen. Ich kann an Hand der Skizze die Stelle, wo die Exhumierung stattfand nicht angeben. [...] An den Panzergraben kann ich mich entsinnen. Zur Grabstelle musste man über den Panzergraben darüber klettern.»¹²

Diese Sachverhalte und Darstellungen lassen den Schluss zu, dass es durchaus möglich ist, dass es mehrere Gräber auf dieser Verdachtsfläche gibt, die durchaus in der Mordnacht befüllt worden sein konnten, mit nackten und auch mit bekleideten Opfern. Oder auch – wie von Josef König ausgesagt wurde –, dass es «ausserdem» zu dieser Massenerschliessung gekommen ist, womit angedeutet wurde, dass mehrere Erschiessungen in grösserem Rahmen vor dem 24. März 1945 durchgeführt worden sind. Diese Annahme wird erhärtet durch die Aussage von Alexander Sepper:

«Ich habe selbst gesehen, wie Murtaler Juden, die aus der Vorratskammer Brot gestohlen hatten, in einen Kellerraum einsperrte. Ich habe auch selber gesehen, wie Dr. Rödlinggemeinsam mit Murtaler und Podezin Juden, die im Kellerraum eingesperrt waren, abgeholt und dann ausserhalb Rechnitz von Murtaler oder Podezin erschossen wurden. [...] Ich habe gesehen wie im Ganzen ca. 20 bis 30 Juden in 2-3 Gruppen erschossen wurden.» (Vg 12 Vr 2832/45, Bd. II: 183)

In der Ausgabe der Zeitschrift *Der Abend* vom 9. Juli 1948 wurde angegeben, dass es auch eine Grabstelle hinter dem Panzergraben geben soll:

«Beim Lokalaugenschein im Rechnitzer Bahnhof ergab sich, dass es dem Angeklagten Beigelböck am 24. März 1945 nicht möglich war, alle Juden, die damals dort lagerten, sicher zu bewachen. Beim Kreuzstadl, einer der Mordstätten, wurde gleichfalls ein Lokalaugenschein vorgenommen. Es stellte sich dabei heraus, dass es dort zweimal zu grauenhaften Mordszenen gekommen ist. Jenseits des sogenannten Panzergrabens wurde an einer vom Angeklagten Groll bezeichneten Stelle ein Massengrab aufgefunden, in dem sich seinerzeit nackte Leichen befunden hatten. An einer anderen Stelle wurde eine Grube festgestellt, in der bekleidete Leichen gefunden wurden.» (Der Abend, 1948)

Ein Hinweis auf weitere Niederschriften, die noch nicht gesichtet wurden, könnte die Aussage sein, die ebenfalls in der Zeitschrift *Der Abend* angegeben wurde:

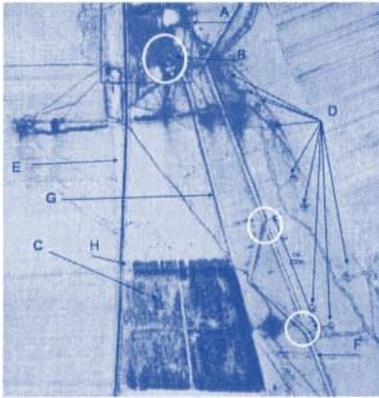
¹² Zeugenausage des Dr. Leo Wiltshcke. 4. Hauptverhandlung, 01. 07. 1948.

«Sofort nach Eröffnung der Verhandlung gab Vorsitzender OLGR Dr. Pausinger ein mit Paul Somogyi in Salzburg aufgenommenes Protokoll bekannt. Somogyi, der nur durch rechtzeitige Flucht dem Massenmord entgangen war, erklärte, er sei Ausländer und lebe in einem DP-Lager. [...] In einer sehr umfangreichen Niederschrift schildert der Zeuge seine zwangsweise Überführung zum Ostwallbau. Es habe sich insgesamt um 2'000 ungarische Juden gehandelt. Unterwegs sind etwa 300 Männer und Frauen gestorben. [...] In der Nacht zum 24. März 1945 mussten sich 400 Zwangsarbeiter völlig entkleiden und vor einem Grab aufstellen. Er benützte die Dunkelheit um zu flüchten und konnte sich bis Leoben durchschlagen, wo er sich verborgen hielt. Die Zahl der Ermordeten beziffert Somogyi mit 400.» Der Abend, 1948

Bei Strassl/Vosko ist der Umstand der Kenntnis um den Tathergang näher erläutert. Somogyi konnte von diesen Zeugen keinen Namen angeben, berichtete jedoch, dass ihm dieser folgendes erzählt hatte: Er war Jude aus Siebenbürgen, der gemeinsam mit etwa 300 marschunfähigen und kranken Männern aus dem Lager in Kószeg zu jenem Graben gebracht worden war, den Somogyi mit seinen Kameraden vorher graben musste. Die Opfer mussten ihre Kleider auf einen Haufen werfen und sich nackt entlang des Grabens aufstellen. Sie wurden sodann mit Genickschüssen ermordet. Er war mit sechs anderen dazu bestimmt worden, den Kleiderhaufen der Erschossenen zu bewachen, flüchtete aber, da er fürchtete, ebenfalls erschossen zu werden, was auch seinen sechs Leidensgenossen widerfuhr. (Strassl/Vosko, Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, 1999: 209)

Aus diesen Darstellungen, die durchaus widersprüchlich hinsichtlich der Anzahl der Toten und der Anzahl der Gräber und Anordnung der Gräber sind, kann dennoch folgende Überlegung angestellt werden: Da es Ende März war und der Boden gefroren sein musste, ist anzunehmen, dass jede Grabungsarbeit mit grösseren Mühen vonstatten ging. So scheint es logisch, dass zumindest zum Teil bereits bestehende Gräben oder Schützenlöcher benutzt wurden. Auch kann es sein, dass viele Opfer ebenso in einzelnen Löchern wie in einem ca. 200 bis 300 Meter langen Graben, wie es Somogyi angibt, verscharrt wurden. Die Luftbilder der RAF aus dem Februar 1945 zeigen die Grabungsschritte und den Verlauf des Panzergrabens, vor allem die bauliche Besonderheit des Panzergrabens bei der Remise. Auf dem Luftbild sieht man die vorgestaffelten Schützenlöcher (D) und dahinter den Panzergraben (F), der bei der Remise einen Dreieckverlauf annimmt, sowie im oberen Dreiecksschenkel Teilverschüttungen aufweist oder eher unvollständig fertig gestellt ist. Auch zeigen sich bei den Anfangsstellen oben und unten des Dreiecksgrabens (kleine weisse Kreise) auch Verschüttungen oder Unvollständigkeiten in der Grabenstruktur.

Luftbild der RAF: Luftbilder vom 07.02.1945 (Quelle: Dokumentation Rechnitz) mit zusätzlichen Erläuterungen (Abb. 6)



- A: Gutshof des Schweizermeierhofs oder Meierhofs
- B: Kreuzstahl, Scheune des Schweizermeierhofs
- C: Remise (Waldstück zur Fasanzucht)
- D: Mögliche Schützenlöcher, in Blickrichtung zum Angreifer hinter dem Panzergraben
- E: Strasse von Rechnitz zum Bahnhof, der sich ausserhalb des Bildabschnittes unter der Remise befindet
- F: Panzergraben, der sowohl gerade verläuft als auch eine Dreiecksform zur Remise hin aufweist
- G: Parallel verlaufender befahrbarer Weg zwischen Strasse (E) und Panzergraben (F)
- H: Möglicher Zubringerweg für den von Beigelbeck gesehenen LKW

Die beiden kleinen weissen Kreise umrahmen Gebiete, die unerklärlicher Weise Verschütungen aufweisen oder Bereiche, die noch nicht fertig gestellt waren.

**DER TATHERGANG ALS ABBILDUNG –
REKONSTRUKTION DES TATABLAUFES AN HAND VON FRAGMENTEN**

Um diese Abbildungen zu erstellen, wurden aus den Prozessakten Vg 11 Vr 190/45, Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I und Vg 12 Vr 2832/45, Bd. II sowie Aussagen aus Strassl/ Vosko (Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, 1999) und dem Film «Totschweigen», Angaben und Darstellungen herangezogen und hinsichtlich des Zeitablaufes und der Örtlichkeiten analysiert und grafisch dargestellt.

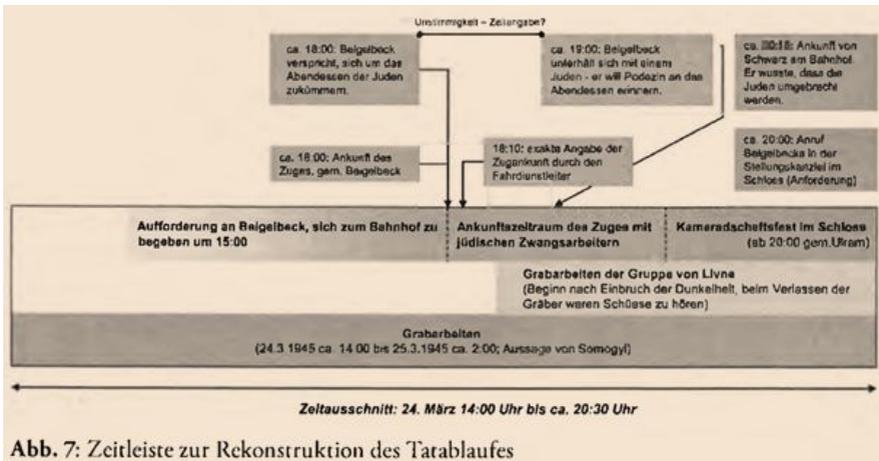


Abb. 7: Zeitleiste zur Rekonstruktion des Tatablaufes

Aus den verschiedenen Aussagen der Zeugen und Beschuldigten ergibt sich unter der Berücksichtigung von Schutzbehauptungen dennoch ein grober Überblick zum Tathergang. Der Versuch eines Überblicks bietet bei weiteren Betrachtungen und weiterführenden Recherchen die Möglichkeit, diese Daten als Vergleich heranzuziehen, woraus sich neue Plausibilitäten ergeben können.

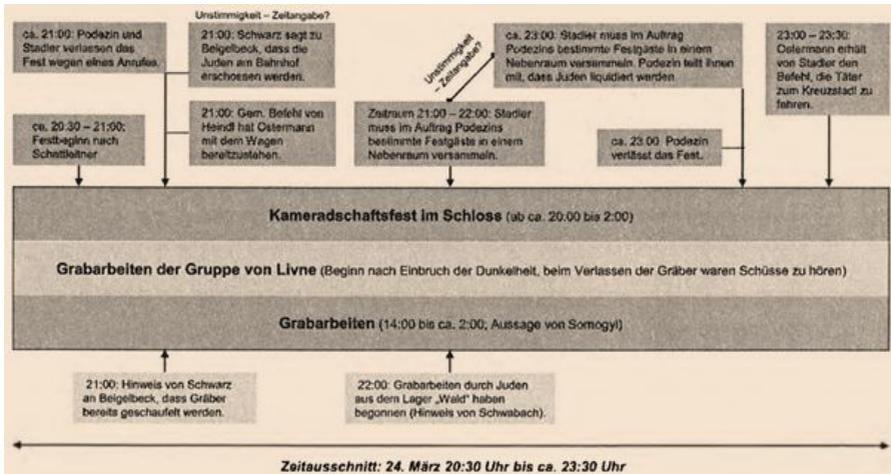


Abb. 8: Zeitleiste zur Rekonstruktion des Tatablaufes (Fortsetzung)

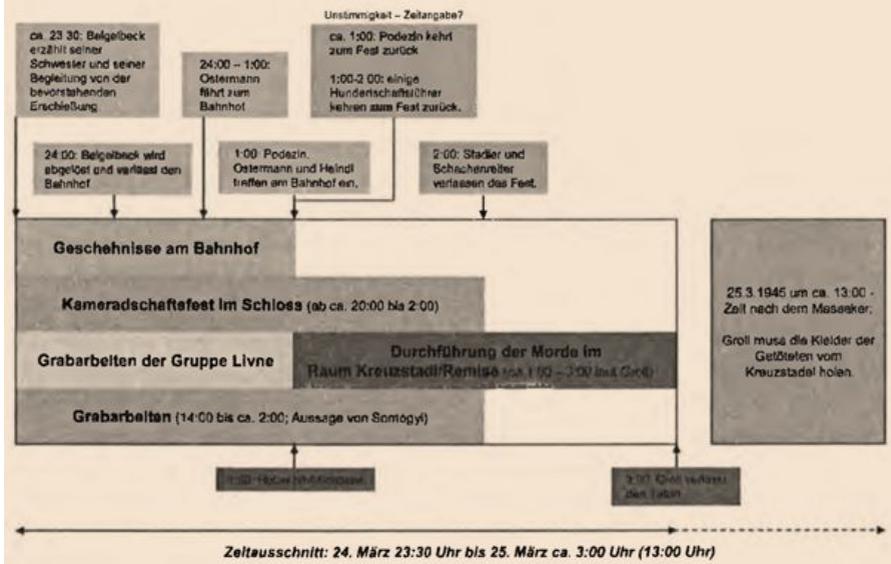


Abb. 9: Zeitleiste zur Rekonstruktion des Tatablaufes (Fortsetzung)

Die Bilder zeigen die grafische Darstellung des Tathergangs, der auf den Zeitangaben der im Prozess aussagenden Personen basiert. Das erste Bild versucht den Tatzeitraum von 14:00 Uhr des 24. März bis um ca. 20:15 Uhr desselben Tages darzustellen. Das nächste Bild zeigt den Tatzeitraum von ca. 20:15 Uhr des 24. März bis ca. 23:00 desselben Tages. Das dritte Bild zeigt den Tatzeitraum von ca. 23:00 Uhr bis ca. 13:00 Uhr des 25. März.

Um die Notwendigkeit dieser Darstellungen und Aufschlüsselungen, auch wenn sie nur aus Fragmenten bestehen, zu zeigen, kann Jens Hoffman zitiert werden:

«Die Tathergangsanalyse (Crime Scene Analysis) ist das Herzstück der psychologisch-kriminalistischen Untersuchung von Tötungsdelikten und sexuellen Gewaltverbrechen und damit zugleich Voraussetzung für die Erstellung von Täterprofilen in diesem Deliktbereich. Bei der Tathergangsanalyse werden zunächst alle zugänglichen objektiven Daten vom Tatort (beziehungsweise von den Tatorten) gesammelt und zusätzlich Informationen über das Opfer eingeholt. Dies ist notwendig, um in einem nächsten Schritt den Tatverlauf detailliert rekonstruieren zu können.» (Hoffman, Fallanalyse und Täterprofil, 2000:155)

Um diesen Anforderungen als Laie annähernd nahe zu kommen, wurden die grafischen Darstellungen aus den Angaben erarbeitet, um etwaige Anhaltspunkte deutlicher darzustellen.

EXHUMIERUNGEN

Um der Vollständigkeit Rechnung zu tragen, werden hier einige bruchstückhafte Überlegungen zum Problemfeld der Exhumierungen angesprochen. Der Hauptteil dieser Überlegungen wurde im Teil A der Arbeit bereits diskutiert. Bei der Durchsicht der Unterlagen und Aussagen ergibt sich ein surreales Bild. Keines der beteiligten Organe, die mit der Wahrheitsfindung betraut waren, um die Täter einer gerechten Strafe zuzuführen, war in der Lage oder daran interessiert, die Gräber einigermaßen exakt zu verorten. Dabei kann man wohl davon ausgehen, dass es schon vor mehreren Dekaden gängige Gerichts- und Ermittlungspraxis war, die sogenannten «Ws» anzugeben. Also wer, wann, was, wie, mit wem und natürlich wo gemacht hat. Eindeutig geht aus den Unterlagen hervor, dass gegraben wurde und man auch auf Gräber gestossen ist. So lautet z.B. eine Aussage von Beigelbeck, die ca. ein Jahr nach der Tat niederschriftlich festgehalten wurde: «Nach dem Einmarsch der Roten Armee habe ich bereits dieser über die Vorfälle berichtet und wurde auch zu Exhumierungen herangezogen.» Im Detail kann dazu angeführt werden: «Bereits am 5. April 1945 war eines dieser Gräber von der Roten Armee geöffnet worden. Im Bericht der 36. Gardeschützendivision heisst es: „Insgesamt wurden 21 Gräber gefunden, in Form von eckförmigen Schützengräben, mit dem Mass von 4-5 Meter Länge, 1 Meter Breite. In jedem Grab liegen 10-12 Menschen, getötet

durch Schüsse in den Kopf oder das Genick aus Feuerwaffen oder Maschinengewehren/» (Strassl/Vosko, Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, 1999: 126) Weiter dazu Beigelbeck: «Da aber anscheinend in der Sache nichts unternommen worden ist, habe ich mich später an die KPÖ-Rechnitz gewendet und dort den Vorfall zu Protokoll gegeben.» (Vg 12 Vr 2832/45, Bd. 1: 147) Interessant in diesem Zusammenhang ist der oft erwähnte provisorische Arzt Dr. Leo Wiltschke, der an Exhumierungen teilgenommen hat. In diesem Zusammenhang scheint es auch fragwürdig, warum er als Arzt (Gutachter) keinerlei Aufzeichnungen über den Ort angefertigt hat und auch nie danach gefragt wurde. Auch Groll, der direkt bei den Gräbern stand, wurde nicht nach dem Ort befragt. Und fast keiner stellte die «Wo-Frage» oder hatte den Wunsch verspürt, dieses Detail schriftlich festzuhalten. In den Unterlagen findet sich auch die Strafanzeige betreffend der Morde und der bereits vorgenommenen Grabungsarbeiten und auch dort war keine brauchbare Ortsangabe festgehalten worden:

«Eine Personenfeststellung der Opfer hat sich infolge der vorgeschrittenen Verwesung und dadurch, dass den Opfern die Oberkleider ausgezogen worden sind, nicht mehr durchführen lassen. Bei den vorgenommenen Exhumierungen fanden sich, soweit bis her festgestellt werden konnte, 21 Grabstellen und in jeder dieser Grabstellen befanden sich ungefähr 7 bis 8 ermordete Menschen. Eine Exhumierung wurde bereits zum Teil von einer uns unbekanntem russischen Dienststelle und zum grössten Teil durch das Bezirksgericht Oberwart und zwar am 17. und 18. 12. 1945 vorgenommen. Eine Bestattung in einem Ortsfriedhof hat nicht stattgefunden sondern es befinden sich die ermordeten Juden heute noch an der ursprünglichen Verscharrungsstelle.»
(Vg 12 Vr 2852/45, Bd. 1:135)

Ausgehend von der Annahme, dass die russischen Truppenteile ihre Tätigkeiten und besonderen Vorkommnisse dokumentierten, ist der Hinweis aus dem Film «Totschweigen» von zentraler Bedeutung: «Im Sonderarchiv der Roten Armee wurde der Sonderakt Rechnitz bereits vernichtet.»¹³ Der einzige Versuch einer Verortung erfolgte durch die Handskizze eines Gendarmeriebeamten (Abb. 2). Auf den Positionsnummern 5 und 9 sind die Gräber verortet und beide zeigen eine Lage ausserhalb/hinter dem Panzergraben an. Die Aussage, dass das Grab bei der Remise ausserhalb des Panzergrabens sei, liegt in Zeitungsberichten vor. Bei der Exhumierung der Leichen am Hinterpillenacker beim Schlachthaus soll das Grab auch hinter dem Panzergraben gefunden worden sein. Damit könnte eine schlüssige Analogie zum Grab im Raum Kreuzstadl (4) und Remise (6) ergeben, dass auch dieses Grab ausserhalb des Panzergrabens liegt. Und die Linienanordnung (5) könnte darauf hin deuten, dass die Anordnung der Gräber bzw. des Grabes einen parallelen Verlauf zum Panzergraben aufweist.

¹³ Aus dem Film «Totschweigen», Aussage des Moderators, auf Position 00 46 00min.

SCHLUSSBETRACHTUNG

Da es feststeht, dass das Massengrab bis dato noch nicht offiziell gefunden wurde, kann davon ausgegangen werden, dass es noch immer unentdeckt in besagtem, in den Prozessen vage umschriebenem Gebiet liegt. Im grafischen Tatablaufschemata, das keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben will, werden drei Details gezeigt, die für die Verortung relevant sein könnten. Es können drei Hinweise für die Grabarbeiten von Zwangsarbeitern festgestellt werden. Imre Schwabach weist darauf hin, dass um ca. 23 Uhr Juden aus dem Lager «Wald» mit den Grabarbeiten begannen. Gabriel Livne sagt, dass sie, als es bereits dunkel war, zu graben begannen, und beim Verlassen hörten sie Schüsse. Sie mussten Zickzack-Gräben ausheben. Somogyi sagte aus, dass sie einen ca. 200 bis 300 Meter langen Graben ausheben mussten. Ihre Arbeit dauerte von 14:00 Uhr bis 02:00 Uhr. Zumindest bei Somogyi und bei Livne kann man behaupten, dass es sich um zwei unterschiedliche Gräber handelt. Und Livne sagte, er hatte in der Nähe ein Wäldchen bemerkt. Nach reichlicher Betrachtung der Unterlagen erlauben wir uns zu behaupten, dass zumindest für ein Grab ein Nahebezug zur Remise gegeben sein muss. Der Gendarmeriebeamte Terkovic, der mit der Handskizze (Abb. 2) in Verbindung steht, sagte aus, dass ca. 250 Meter süd-süd-östlich unter dem Kreuzstadl das Grab sein soll. Und die Skizze zeigt das Grab auch hinter dem Panzergraben. Es existieren einige Hinweise, dass dieses Grab hinter dem Panzergraben liegen soll.

Folgende Annahme kann getroffen werden: Zumindest das von Somogyi angeführte Grab kann in der Nähe der Remise liegen und sich ausserhalb oder hinter (Richtung Angreifer) dem Panzergraben befinden. Und es entspricht einem eher langen Graben, der ausgeschaufelt und anschliessend wieder mit den Leichen und demselben Material zugeschaufelt wurde. Auf der Luftaufnahme der RAF zeigt sich der Abschnitt eines Dreiecksystems, dessen Basis ca. 250 Meter lang ist. Auf der Handskizze ist der Einzug des Panzergrabens gut zu erkennen, aber der von uns bezeichnete Basisgraben des «Dreiecks» scheint nicht mehr auf (Abb. 2). Auch ist die Remise vom Kreuzstadl nur ca. 500 Meter entfernt, so läge ein ca. 250 Meter langes Grab, das sich ca. 250 Meter unter dem Kreuzstadl befinden soll, durchaus in der Nähe der Remise. In den Bodenuntersuchungen, die auf geologische Veränderungen, respektive Änderungen des Erdmagnetfeldes beruhen, kann der dreieckige Einzug des Panzergrabens eindeutig gesehen werden. Dieser Verlauf entspricht absolut dem Luftbild der RAF. Aber die Signale für die Darstellung des Basisgrabens (Teil zwischen den roten Kreisen /RAF Luftbild Abbildung 6) sind nur sehr schwach auf diesen prospektiven Darstellungen (Abbildung 10) erkennbar, obwohl das RAF-Bild zumindest Baumassnahmen zeigt. Dieses Teilstück (Basisgraben) befindet sich auch hinter dem Panzergraben, wenn man zuerst über die «Dreiecksschenkel» (dreieckiger Einzug) hinüber klettern muss. Um an die Stelle, an der die Exhumierung von 1945 vorgenommen wurde, zu gelangen, musste man gemäss Zeugenberichten über den Panzergraben klettern. Somit ergibt sich für uns ein absoluter Indizien Schwerpunkt auf diesen ca. 250 Meter langen Graben.

Geophysikalische Prospektionsergebnisse im Nahbereich der Remise

(Quelle: Dokumentation Rechnitz)

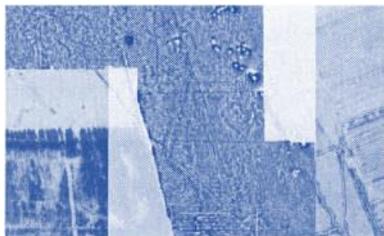


Abb. 10: Das Bild zeigt Prospektionen des dreieckigen Einzugs des Panzergrabens (Dreieckspitze) zur Remise hin eindeutig, aber der Basisgraben des «Dreiecks» ist sehr schwach zu sehen.

Die weiteren Gräber können Zickzack oder 90 Grad verlaufende sowie L-Gräben sein. Alle diese Formen könnten der Form entsprechen wie sie Heisenberger beschreibt, denn aus einer eher flachen Perspektive (max. 2 Meter Höhe aus betrachtet) könnten diese Formen wirklich wie Dreiecke ausgesehen haben. Damit wäre eine Nähe zum Landteichten-Acker gegeben.

Dort soll aber bereits Littmann gegraben haben. Wir wagen eine Spekulation und werfen die Frage auf, wie weit Littmann sich bereits an die Gräber herangetastet hatte, um anonym eine Drohung zu bekommen. Dazu Strassl/Vosko:

«Als Horst Littmann von der Erschiessung der 180 bis 200 ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter erfuhr, unternahm er erste Versuche auch dieses Massengrab zu lokalisieren. Eines Morgens fand er jedoch einen Zettel unter dem Scheibenwischer seines Autos mit den Worten: 'Wenn ihr nicht dort bleiben wollt, wo die anderen schon lange sind, dann hört jetzt auf mit der Suche!' Auf diese Warnung hin stellte Littmann sofort alle Grabungen ein, da er weder etwas riskieren wollte noch über eine offizielle Grabungserlaubnis verfügte.»

Und aus der Fussnote ist weiters zu entnehmen:

«Er argumentierte immer wieder dahingehend, dass nicht sicher wäre, ob es sich bei dem vorliegenden Grab nicht um deutsche Kriegstote handeln könnte, weshalb es geöffnet werden müsste. Nach der Öffnung schliesslich exhumierte er jüdische Opfer mit der Begründung, dass es im humanitären Sinn nicht vertretbar wäre, die Toten ungekennzeichnet an Ort und Stelle zu belassen.» (Strassl/Vosko, Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, 1999: 227)

Auf der sogenannten Herrschaftsplatte fand Littmann 1969 bei dem kleinen Wald zwischen Kreuzstadl und Bahnhof, der sogenannten Remise, einige deutsche Kriegstote, die in 10-12 Schutzlöchern beerdigt lagen. (Strassl/Vosko, Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, 1999: 227) In wie weit dieser Umstand zu einer exakten Durchsichtung des angeführten Gebiets geführt hat, ist aus unserer Sicht nicht feststellbar.

Der Frage, warum man bei den Exhumierungen, bei denen Dr. Wiltschke anwesend war, nur bekleidete Leichen fand, könnten folgende Erklärungen zugrunde liegen. Einerseits konnten sich möglicherweise aufgrund des Zeitmangels nicht alle entkleiden.

Und so hat man bei den stichprobenartigen Exhumierungen nur einen kleinen Teil der Leichen gesehen. Weiters besteht die Möglichkeit, dass die Leichen aus den vorhergehenden Morden, wie sie Seper beschreibt, stammen. Dass weitere Leichen aus anderen Ortschaften in diesem Gebiet verscharrt wurden, wird auch nicht ausgeschlossen. Der Umstand, dass sich die Opfer vor ihrer Erschiessung entkleiden mussten, könnte auch den Grund haben, dass sie schneller verwesen und somit schlechter identifizierbar und die Morde nicht nachweisbar sind. Eine Überlegung wäre auch, nach stärkeren Kalkkonzentrationen zu suchen, da es üblich war, bei Gräbern Kalk (Chlorkalk) über die Leichen zu streuen. Vor allem bei Massengräbern von KZ-Opfern verwendete man Chlorkalk und diese Praktik soll auch bei Massengräbern in Bosnien angewendet worden sein. Dadurch waren bei Exhumierungen nach einem Jahr die Leichen schwer zu identifizieren, weil durch den Chlorkalk die Zersetzung des Gewebes beschleunigt wird.¹⁴

Resümee

Der Beitrag kann nur als Ansatz verstanden werden. Dieser Ansatz solle den Institutionen, die mit der Suche betraut sind, als Unterstützung dienen. Dennoch kann aufgrund der dichten Materie von uns nicht beurteilt werden, inwieweit die Ausarbeitungen dienlich sein können. Unser Ziel, die Indizien bei der Suche nach einem möglichen weiteren Ort des Massengrabs zu verdichten, wurde erreicht. Die Verortung auf den ca. 250 Meter langen Graben dürfte nach den uns vorliegenden Materialien bis dato noch nicht als Grundlage für Suchgrabungen herangezogen worden sein. Einige Indizienverdichtungssegmente sprechen für diesen Graben als Ort des Massengrabs: Die Nähe zur Remise, die Erwähnung des Grabens in einer Zeugenaussage, die Annahme, dass am ehesten bereits bestehende Gräben verwendet wurden, und die Auswertung der Luftbilder im Vergleich mit den geologischen Prospektionen. Als interessantes Indiziensegment kann die Handskizze (Abb. 2) gesehen werden, auf der der «Dreieckseinzug» bei der Remise gut zu erkennen ist, aber der Basisgraben in keiner Weise dargestellt wird. Die Verweise, dass es zumindest zwei voneinander unabhängige Gräberanordnungen geben könnte, die sich durch die grafische Tathergangsdarstellung sowie durch die Zeugenaussagen ergeben haben, dürften mit der Realität im Einklang stehen.

¹⁴ Über die Verwendung von Chlorkalk in Massengräbern siehe; Gedenkstätte und Sühnekapelle Hinzert, www.hinzert-poelert.eu/suehneka.html, zuletzt abgerufen am 16.06.2008.

QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

Unveröffentlichte Quellen

- Dokumentation Rechnitz (2002): Geographisches Informationssystem (GIS) erstellt durch das Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien
- Hofer, Ingo/Pesseg, Peter/Pototschnig, Thomas (2007): Abschlussbericht RechnitzV., Wien
- Institut für Geographie und Regionalforschung (2005): Rechnitz 4. Provisorischer Abschlussbericht
- Melichar, Peter/Neubauer, Wolfgang (1997): Archeo Prospections. Geophysikalische Prospektion im Bereich des Gemeindegebietes Rechnitz / Burgenland zum Zwecke der Lokalisierung von vermuteten Massengräbern. Endbericht
- Mraz, Markus/Niederer, Sibylle (2005): Dokumentation Rechnitz III. Technischer Bericht
- Peticzka, Robert (2000): Technischer Bericht. Rechnitz 2000
- Peticzka, Robert (2001): Technischer Bericht. Rechnitz 2001
- Vg 11 Vr 190/45: Gerichtsakt zum Volksgerichtsprozess Rechnitz II
- Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I: Band I des Gerichtsakts zum Volksgerichtsprozess Rechnitz I
- Vg 12 Vr 2832/45, Bd. II: Band II des Gerichtsakts zum Volksgerichtsprozess Rechnitz I
- Zusammenfassende Abschrift des Gendarmeriekommandanten (Unterschrift nicht leserlich) vom 26. 09. 1945, GZ.: E. Nr. 465 Podezin Franz, Verdacht eines Kriegsverbrechens, Bezirksgendarmeriekommando Oberwart

Zeitungen und Zeitschriften

- Der Abend (09.07.1948): Noch ein Mord in Rechnitz
- Der Abend (12.07.1948): Ein Augenzeuge schildert die Hölle von Rechnitz
- Freies Burgenland (07.12.1945): Massenmord in Rechnitz
- Grosinger, Walter (2007): Entschädigung bei Kriegsgrabsuche, in: Öffentliche Sicherheit, 3-4/07, 136-140
- Litchfield, David R.L. (2007): Massaker von Rechnitz. Die Gastgeberin der Hölle, in: FAZ, 18.10.2007

Internetquellen

- Gedenkstätte und Sühnekapelle Hinzert: www.hinzert-poelert.eu/suehneka.html
[Stand: 16.06.2008]
- Komar, Debra (2004): Patterns of Mortuary Practice Associatet with Genocide:
www.journals.uchicago.edu/do/pdf/10.1086/524761 [Stand: 07.08.2009]

Literatur

- Donoghue, Daniel N. M. (2001): Remote Sensing, in: Brothwell, Don. R./Pollard, Mark A. (Hrsg.): Handbook of Archaeological Sciences, Chichester, 555-563
- Hoffman, Jens (2000): Fallanalyse und Täterprofil, Wiesbaden
- Nishimura, Yashusi (2001): Geophysical Prospection in Archaeology, in: Brothwell, Don. R./Pollard, Mark A. (Hrsg.): Handbook of Archaeological Sciences, Chichester, 543-553
- Strassl, Harald/Vosko, Wolfgang (1999): Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter am Beispiel des Südostwallbaus 1944/45 im Bezirk Oberwart unter besonderer Berücksichtigung der Massenverbrennen bei Rechnitz und Deutschschützen, Diplomarbeit, Wien

Gesetzestexte

- StV 1955: Staatsvertrag von Wien, Langtitel: Staatsvertrag betreffend die Wiederherstellung eines unabhängigen und demokratischen Österreich, BGBl. Nr. 152/1955
- KGFG 1948a: Fürsorge für Kriegsgräber (1. und 2. Weltkrieg), Langtitel: Bundesgesetz vom 7. Juli 1948 über die Fürsorge für Kriegsgräber aus dem ersten und zweiten Weltkrieg, BGBl. Nr. 175/1948
- KGFG 1948b: Fürsorge für Kriegsgräber und Kriegsdenkmäler (2. Weltkrieg), Langtitel: Bundesgesetz vom 7. Juli 1948 über die Fürsorge und den Schutz der Kriegsgräber und Kriegsdenkmäler aus dem zweiten Weltkrieg für Angehörige der Alliierten, Vereinten Nationen und für Opfer des Kampfes um ein freies, demokratisches Österreich und Opfer politischer Verfolgung, BGBl. Nr. 176/1948 in der Fassung BGBl. Nr. 422/1974

Bildnachweis

- Abbildungen 1 und 6: Luftaufnahme der RAF (07. 02. 1945), mittels Screenshot aus *Dokumentation Rechnitz*, mit Erlaubnis des Bundesministeriums für Inneres, Abteilung IV/7 Gedenkstätten und Kriegsgräberfürsorge
- Abbildung 2: Vg 12 Vr 2832/45, Bd. I.
- Abbildung 3: Screenshot der Software *Dokumentation Rechnitz*, mit Erlaubnis des Bundesministeriums für Inneres, Abteilung IV/7 Gedenkstätten und Kriegsgräberfürsorge
- Abbildung 4: Prospektions- und Grabungsdaten vor dem Hintergrund der Luftaufnahme der RAF (07. 02. 1945), mittels Screenshot aus *Dokumentation Rechnitz*, mit Erlaubnis des Bundesministeriums für Inneres, Abteilung IV/7 Gedenkstätten und Kriegsgräberfürsorge
- Abbildung 5: Komar, Debra: Patterns of Mortuary Practice Associated with Genocide: www.journals.uchicago.edu/doi/pdf/10.1086/524761 [Stand: 07.08.2009]
- Abbildung 6: *Dokumentation Rechnitz*
- Abbildung 10: Daten geophysikalischer Prospektionen vor dem Hintergrund der Luftaufnahme der RAF (07. 02. 1945), mittels Screenshot aus *Dokumentation Rechnitz*, mit Erlaubnis des Bundesministeriums für Inneres, Abteilung IV/7 Gedenkstätten und Kriegsgräberfürsorge

Vergessene Opfer

Lebensgeschichten der Ermordeten und Zeugnisse der Überlebenden des Massakers beim Rechnitzer Kreuzstadl

Kurz vor Kriegsende, am 24. März 1945, wurden an die 1000 ungarische Juden von Kószeg (Ungarn) mit der Eisenbahn nach Burg (Burgenland) transportiert, wo sie beim Südostwallbau als Zwangsarbeiter eingesetzt werden sollten. Cirka 200 der Deportierten wurden jedoch wieder zum Bahnhof Rechnitz rückgeleitet, da sie krank oder zu schwach für die Zwangsarbeit waren. In der Nacht vom 24. zum 25. März wurden sie in der Nähe des Rechnitzer Kreuzstadls ermordet. Weitere 15-20 Zwangsarbeiter aus dem Lager Rechnitz mussten die Leichen verscharren und wurden am darauffolgenden Tag ebenfalls ermordet.¹ Soweit die erschreckenden und doch so nüchtern dargestellten Daten und Zahlen eines der vielen Endphasenverbrechen des Dritten Reichs.

Weder die NS-Bürokratie noch die Gerichtsprozesse liefern umfassende Informationen über die Opfer des Massakers. Zu Rechnitz existieren keine Namenslisten, es gab keine Identifizierungen und auch in den Prozessen wurden Überlebende meist nicht ausgeforscht und als Zeugen geladen. So wurde weder die exakte Zahl noch die Identität der Opfer ermittelt. Einig sind sich die Quellen hingegen darin, dass es sich um ungarische Juden handelte.² Des Weiteren ist überliefert, dass die Ermordeten aufgrund ihres

¹ Vgl.: Holpfer, Eva (1998): Der Umgang der burgenländischen Nachkriegsgesellschaft mit NS-Verbrechen bis 1955 am Beispiel der wegen der Massaker von Deutsch-Schützen und Rechnitz geführten Volksgerichtsprozesse, Dipl., Wien; Strassl, Harald/Vosko, Wolfgang (1999): Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter am Beispiel des Südostwallbaus 1944/45 im Bezirk Oberwart unter besonderer Berücksichtigung der Massenverbrechen bei Rechnitz und Deutsch Schützen, Dipl., Wien; Szita, Szabolcs (1999): Verschleppt, verhungert, vernichtet. Die Deportation von ungarischen Juden auf das Gebiet des annektierten Österreich 1944-1945, Wien.

² Viele der Zwangsarbeiter kamen aus Budapest. Die ungarisch-jüdische Landbevölkerung war gegen Kriegsende, als die Zwangsarbeiter für den Südost wallbau an die SS ausgeliefert wurden, bereits zum grössten Teil in Konzentrationslager deportiert worden. Eine Ausnahme bilden jene – ausschliesslich – Männer aus der ungarischen Provinz, die zum Arbeitsdienst in die ungarische Armee einberufen und später ebenfalls zum Südostwallbau gezwungen worden waren.

besonders schlechten gesundheitlichen Zustandes als nicht mehr arbeits- bzw. als marschunfähig erachtet wurden. Soweit der knappe Wissensstand.

Seit 1945 wurden der juristischen Ahndung des Massenmords in Rechnitz, der bislang erfolglosen Suche nach dem genauen Ort des Massengrabes, den Tätern und Helfern sowie dem Umgang der Rechnitzer Ortsbevölkerung mit den Verbrechen weit mehr wissenschaftliche als auch journalistische Aufmerksamkeit gewidmet als der Suche nach der Identität und den Lebensgeschichten der Opfer.

Auf den Südostwallbau insgesamt bezogen, konstatierte der ungarische Holocaustforscher Szabolcz Szita bereits Ende der 1990er-Jahre:

«Erwiesenermassen waren nach der dritten Deportationswelle Herbst 1944 an dem Eestungsabschnitt Steiermark Nord mindestens 12.000 ungarische Häftlinge zum Stellungsbau eingesetzt, 1500 bis 2000 von ihnen fanden den Tod. Wie viele Zwangsarbeiter insgesamt dem Südostwall-Bau zum Opfer fielen, lässt sich nicht einmal annähernd feststellen. Die zur Verfügung stehenden Dokumente sagen dazu wenig aus. Doch viel Unbekanntes muss erforscht werden: Etwa die Geschichte von Hunderten unbekannter Opfer, deren Gräber ausfindig gemacht sowie Umstände, Ort und Datum ihres Todes geklärt werden müssen.»
(Szita, *Verschleppt, verhungert, vernichtet*, 1999: 212f.)

Dies stellt kein einzigartiges Versäumnis dar. Nur allzu lange beschränkte sich die Holocaustforschung auf die blossе Erfassung von Opferzahlen (im besten Fall Namenslisten) und Massengräbern. Erst in den letzten Jahren wurde das Forschungsinteresse vermehrt auf die individuellen Geschichten der Opfer der Shoah ausgeweitet, primär aufgrund der Einsicht, dass es bald nicht mehr möglich sein werde, mit Zeitzeugen zu sprechen. Ausserdem werden Lebensgeschichten und persönliche Zeugnisse in den letzten Jahrzehnten immer häufiger als wertvolle Quellen der Geschichtswissenschaft anerkannt und dienen damit nicht mehr nur – jedoch selbstverständlich weiterhin – auch der Erinnerung an die Opfer.

Hans-Joachim Lang schreibt gemäss dieser Erkenntnis:

«Geschichte konkretisiert sich durch Namen und Orte. Human wird sie aber erst, wenn sie sich nicht auf Tatorte und Täter beschränkt. Wer die Opfer ausblendet, macht sich indirekt zum Mitvollstrecker des von den Nazis europaweit geführten Vernichtungsfeldzuges gegen die Juden. Denn vollendet wird die Vernichtung der Opfer erst durch das Vergessen. Lebendig macht das Andenken zwar niemanden, aber es hält die Ermordeten in lebendiger Erinnerung.»
(Lang, *Die Namen der Nummern*, 2007: 13)

Im Sinne einer Personalisierung soll das Augenmerk von der blossen Nennung einer Opferzahl auf die Namen und Geschichten der Opfer gelenkt werden. Es sollen damit Einblicke in die persönlichen Lebenszusammenhänge und den Alltag jener zu Opfern

gemachten Menschen ermöglicht werden, welche historische Darstellungen, die sich primär auf Täterdokumente beziehen, notwendigerweise ausblenden. Weiters ist zu erwähnen, dass wir unter Opfern nicht nur die Ermordeten verstehen, sondern auch jene Menschen, die den Massakern – meist nur durch glückliche Zufälle – entkommen konnten.

Jeder Name eines Opfers, und jede noch so kleine Information über den Menschen, der hinter diesem Namen steht, bezeichnet ein einmaliges Schicksal, das der Verallgemeinerung zum Konglomerat «Opfer des Zweiten Weltkriegs» entgegensteht. So ist auch in Rechnitz auffällig, dass den Wehrmachtssoldaten ein imposantes Kriegerdenkmal im Ortszentrum gewidmet ist, welches sowohl die Namen der Gefallenen als auch Fotos trägt. Am Mahnmal Kreuzstadl hingegen befand sich zum Zeitpunkt unseres Besuchs im Frühjahr 2008 nur eine einzige Namenstafel, die zudem auf Initiative des Angehörigen eines Opfers angebracht wurde.

Aus diesem Grund war es das Ziel unserer Forschungsarbeit möglichst viele Informationen über die Opfer zu erheben, zu dokumentieren, in Form einer Materialsammlung für weitere Forschung zugänglich zu machen und in den Gedenkprozess einzubinden.

AUF DER SUCHE NACH DEN GESCHICHTEN

Bereits die Abfrage der Opferdatenbanken verschiedener Holocaust-Forschungsinstitutionen mit dem Stichwort «Rechnitz» zeigte zu Beginn unseres Projektes (im Herbst 2007) erste Erfolge. Der Verein RE.F.U.G.I.U.S., verschiedene WissenschaftlerInnen, die bereits zum Thema Südostwallbau geforscht hatten und die Filmemacher Eduard Erne («Totschweigen») und Michael Zuzanek («Alles Schweigen») halfen uns ebenfalls weiter. Letztere hatten in den 1990ern Dokumentarfilme zur Grabsuche bzw. zum Umgang der Lokalbevölkerungen entlang der Stationen der Todesmärsche gedreht und dafür auch Interviews mit Zeitzeugen geführt, die uns als persönliche Zeugnisse zur Verfügung standen. Am Kreuzstadl selbst fanden wir eine Gedenktafel für einen Mann namens László Blum, mit dessen Neffen wir Kontakt aufnehmen konnten. Vor allem aber durch Archivrecherchen im Holocaust Memorial Center Budapest (HDKE) und in Yad Vashem, Jerusalem, konnten wir bald eine Liste mit Namen von möglicherweise im Zuge des Rechnitzer Massakers Ermordeten als auch von Überlebenden erstellen.

Erschien es anfänglich als ziemlich schwierig, ja aussichtslos, die Namen und Lebensgeschichten der Opfer zu eruieren, so zeigte sich im Laufe des Forschungsprozesses die Quellenlage doch ergiebiger als angenommen. Als wichtige Quelle stellten sich zum Beispiel die sogenannten DEGOB-Protokolle heraus, kurze Berichte, die Überlebende der Shoah von 1945 bis 1946 dem Ungarischen Deportiertenkomitee zu Papier gegeben hatten.

Mit einer Reihe von Überlebenden als auch Angehörigen von Ermordeten konnten wir schliesslich persönlich in Budapest narrative Interviews führen, mit anderen, in die

USA, nach Kanada oder Australien exilierten Menschen konnten wir zumindest via E-Mail kommunizieren und bekamen teilweise auch umfassende lebensgeschichtliche Zeugnisse zugesandt.

Auch wenn wir nur wenige Lebensgeschichten rekonstruieren konnten, so ist es uns doch gelungen, eine Vielzahl von Identitäten zu eruieren. In unserer Materialsammlung befinden sich mittlerweile eine Vielzahl an Fotos, Dokumenten, schriftlichen Zeugnissen, Interviewaufzeichnungen und Korrespondenzen. Noch konnte der umfangreiche und mehrsprachige Bestand allerdings nicht vollständig ausgewertet werden.

Fragmente, Zeugnisse und Gedenken

Nicht immer konnte bei der Rekonstruktion der Lebensgeschichten, heute, über 60 Jahre nach Kriegsende – ohne dass es jemals eine gerichtliche Exhumierung und Identifizierung gegeben hätte – mit absoluter Sicherheit die Ermordung im Zuge des Massakers vom 24./25. März 1945 belegt werden.

Viele Lebensgeschichten bleiben fragmentarisch und viele Informationen werfen weitere Fragen auf. So ist uns zum Beispiel nur eine einzige Zwangsarbeiterin (Judita Hruza³) bekannt, die zum Zeitpunkt des Massakers in Rechnitz war. Sie berichtet jedoch auch von weiteren Frauen, welche aber nicht unter den Ermordeten gewesen seien. Über diese Frauen wissen wir nicht mehr, als dass sie mit hoher Wahrscheinlichkeit aus Budapest kamen.⁴

Weiters ergeben sich aus manchen Schilderungen Hinweise darauf, dass in Rechnitz, kurz vor Kriegsende, nicht ausschliesslich ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter stationiert waren und dort ermordet wurden. So wird in der Aussage eines Überlebenden, der in Schachendorf interniert war, auf ein weiteres Massaker hingewiesen, dem auch tschechische Zwangsarbeiter, sogenannte «Ostarbeiter», zum Opfer gefallen seien.⁵

In Bezug auf das Massaker vom 24./25. März in Rechnitz berichtet eine Vielzahl der Überlebenden, dass sich die Nachricht über das Massaker schnell unter den Zwangsarbeitern herumgesprochen hatte. Sie berichten, dass die Schüsse in der Nacht zu hören waren oder dass sie beobachteten, wie die Opfer abtransportiert wurden. Sicher ist, dass zumindest einem Zwangsarbeiter die Flucht gelang. Sandor S. konnte noch während des Massakers flüchten und bei einer Familie im Dorf bis zum Einmarsch der «Roten Ar-

³ Siehe Judita Hruza, S. 138.

⁴ Jüdische Frauen aus der Provinz waren grösstenteils bereits im Jahr 1944 ins Konzentrationslager Auschwitz deportiert worden.

⁵ Protokoll von Henrik O., aufgenommen 1945 bei der «Jüdischen Historischen Kommission» der IKG Wien. Friedman Collection, Archiv Yad Vashem, Jerusalem, Signatur: 05-89a.

mee» Unterschlupf finden. Seit 2008 erinnert eine Tafel nächst dem Rechnitzer Kreuzstadt an die Hilfeleistung der Familie.

Die nach Rechnitz deportierten Zwangsarbeiter, welche das Massaker beim Kreuzstadt überlebten und nicht fliehen konnten, wurden anschliessend auf Todesmärsche in Richtung Mauthausen und Gunskirchen getrieben. Zusätzlich zu den Misshandlungen während dieser Märsche kam es zu zahlreichen Einzelmordungen und Massakern an Zwangsarbeitern (wie etwa auf dem Präbichl bei Eisenerz). Ein grosser Teil derer, die die Märsche überlebten, musste schliesslich noch in den überfüllten Lagern Mauthausen und Gunskirchen um das Überleben kämpfen. Auch in den Wochen und Monaten nach der Befreiung starben viele von ihnen an den Folgen von Zwangsarbeit, Unterernährung und Seuchen.

Nach Kriegsende gaben viele der überlebenden Zwangsarbeiter, die nach Ungarn zurückgekehrt waren, die Verbrechen dem ungarischen Deportiertenkomitee «DEGOB» zu Protokoll. Oft trugen die Überlebenden die Nachricht über die Ermordung anderer Zwangsarbeiter an deren Angehörige weiter – mündlich, wie auch in Briefen. In vielen Fällen waren es besondere Merkmale der Ermordeten (z.B. Verwundungen, in einem anderen Fall handelte es sich um Zwillingsgeschwister), die dafür sorgten, dass sich überlebende Zwangsarbeiter an sie erinnerten.

Über diesen Weg fanden vereinzelt die Namen und Geschichten der Opfer des Massakers von Rechnitz Einzug in die Datenbanken der Gedenkstätten in Ungarn, Israel und den USA. Ausserdem machten sich manche der Angehörigen auf die Suche nach dem Grab, kontaktierten offizielle Stellen und reisten selbst nach Rechnitz.

Manche Überlebende blieben auch in der Nachkriegszeit als Zeitzeugen aktiv, sprechen bis heute an Schulen oder auf Gedenkveranstaltungen und veröffentlichten ihre Geschichten. Ein Grossteil der Zeugnisse wurde jedoch nie auf Deutsch übersetzt. Generell fand die Geschichte der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter in Österreich lange Zeit keinen Eingang in das kollektive Gedächtnis.

Die folgenden lebensgeschichtlichen Darstellungen sollen daher dazu beitragen, die Zeugnisse derjenigen, welche das Massaker überlebt haben, weiterzutragen und die Namen und Geschichten von Ermordeten in den Gedenkprozess einbinden zu können.

Einige Lebensgeschichten

Aus den Überlieferungen der Überlebenden und der Angehörigen der Ermordeten konnten folgende Lebensgeschichten am detailgenauesten rekonstruiert werden.

Dezsó Reichlinger



Dezsó Reichlinger, Portraitzeichnung, 1939

Dezsó Reichlinger⁶ wird am 30. Mai 1897 als eines von zehn Kindern einer ländlichen Familie in Kistelek, Ungarn, geboren. Im Ersten Weltkrieg kämpft er im jungen Alter von 18 Jahren für die k.u.k.-Armee. Er und seine Familie fühlen sich als Ungarn. Nach Kriegsende bringt er es mit dem Handel von Getreide und Mehl zu bescheidenem Wohlstand und lebt in Budapest zusammen mit seiner Frau Wilma (geb. Steiner) sowie der gemeinsamen Tochter Eva. Diese erinnert sich:

«I remember the time in Hungary very bleakly. We were filled with anxiety, fear, deprivation and the streets filled with German soldiers, having to wear the yellow star and not allowed to go anywhere [...]»

⁶ Die ersten Informationen über Dezsó Reichlinger fanden sich in der Datenbank von Yad Vashem in Jerusalem. Seine Tochter Eva Reichlinger/Hollo hatte 2005 ein «Page of Testimony» ausgefüllt, in dem der Todestag (25. 03. 1945), der Todesort Rechnitz sowie – noch handschriftlich ergänzt – als Todesursache «shot at the edge of massgrave» eingetragen waren. Es folgten eine telefonische Erstkontaktaufnahme mit der Tochter und eine ausführliche E-Mail-Korrespondenz. Die Angaben in diesem Text zu Dezsó Reichlingers Leben beruhen allesamt auf den Einträgen in die «Central Database of Shoah Victims Names», Yad Vashem, und den Aussagen von Dezsó Reichlingers Tochter, Eva Hollo (E-Mail-Korrespondenz: Sammlung Binder/Kramer/Rajal).

1944 wird der Handelsbetrieb Dezsó Reichlingers ersatzlos enteignet. Die Familie muss fortan auch den gelben Stern tragen und gut sichtbar am Balkon anbringen. In ihrer Budapester Wohnung werden ab 1944 ausserdem fünf weitere Familien einquartiert. Jeder Raum oder Vorraum der Wohnung, die sich im sechsten Stock eines Wohnhauses befindet, beherbergt eine komplette Familie. Wie viele jüdische Veteranen des Ersten Weltkrieges wird auch Dezsó Reichlinger zu dieser Zeit zur Zwangsarbeit in der Ungarischen Armee einberufen.

Unmittelbar nach der Machtergreifung der faschistischen Pfeilkreuzler am 15. Ok-



Dezsó Reichlinger zusammen mit seiner Frau Vilma



Eva Reichlinger, Budapest, 1944

tober 1944 – Eva war erst wenige Tage zuvor, am 7. Oktober, 16 Jahre alt geworden – werden tausende Juden aus Budapest deportiert. Auch Dezsó Reichlingers Tochter Eva muss die Stadt zu Fuss verlassen. Mitnehmen darf sie nur einen Rucksack mit ein wenig Verpflegung. Auf dem Marsch trifft sie ein letztes Mal ihren Vater:

«As we were marched, my father was in a labour camp on the roadside where our group was. When he saw me he said 'Til take care of you' those were the last words he spoke to me. The next day, a horse drawn cart passed us and my father was in the back and he put his finger to his lips to let me know to keep quiet. That was the very last time I saw him again.»

Im Zuge der Deportation werden zahlreiche Budapester Juden am Ufer der Donau erschossen, darunter eine Tante von Eva Reichlinger. Wilma Reichlinger wird zusammen

mit ihrem Vater in das Budapester Ghetto gebracht, wo sie mit knapper Not den Krieg überleben. Eva Reichlinger erzählt darüber:

«My mother told me they found a dead horse on the road the people of the ghetto who saw it scrounged and cut meat from the horse for something to eat. I personally remember eating grass and snails to eat.»

Dezsó Reichlinger wird in das Arbeitslager Kószeg, nahe der heutigen österreichisch-ungarischen Grenze gebracht. Dort wird er in voller Absicht von einem Schneepflug gerammt, wobei ihm beide Beine gebrochen werden. Dezsó Reichlinger verbringt den Winter in einer Baracke in Kószeg, ohne medizinische Versorgung zu bekommen.

Als die Rote Armee näherkommt, wird das Lager in Kószeg aufgelöst. Dezsó Reichlinger wird zusammen mit etwa 200 weiteren Kranken und Verletzten nach Rechnitz gebracht und dort im Zuge des Massakers vom 24./25. März 1945 beim Kreuzstadl erschossen.

Am zweiten Tag des Todesmarschs nach Mauthausen stösst seine Tochter Eva auf eine Gruppe von Zwangsarbeitern, die ebenfalls in Kószeg gewesen waren und fragt nach ihrem Vater. Einige können sich aufgrund seiner beiden gebrochenen Beine an ihn erinnern. Dass ihr Vater erschossen worden ist, verschweigen sie ihr jedoch. Erst später, als sie glauben, dass Eva bereits schlafen würde, sprechen sie über das Massaker in Rechnitz und das Schicksal Dezsó Reichlingers. So erfährt die 16-jährige Eva vom Tod ihres Vaters, doch auch sie selbst ist mit ihren Kräften nahezu am Ende:

«During the 'death march' I was sick with pleurisy and typhus, with high fever and severe pain when breathing. There were doctors in our group who were able to diagnose, but unable to help. I was able to conceal how ill I was (I don't know how). If they knew they would have shot me on the spot for being sick as a lot of others met their deaths in that way. In spite of it all, I somehow recovered and no one was no wiser of my illness.»

Im Mai 1945 wird sie in Gunskirchen von den Alliierten befreit, noch am Tag davor, so schildert sie, hatte sie auf einem der Leichenberge im Lager einen ihrer Cousins wiedererkannt.

Nach ihrer Befreiung arbeitet Eva Reichlinger für einige Zeit als Übersetzerin für die Alliierten. Nach ihrer Repatriierung traut sich Eva – aus Angst, was sie dort erwarten könnte – nicht in die ehemalige Familienwohnung in Budapest zurück und bleibt aus diesem Grund für einige Zeit bei Freunden, bis sie erfährt, dass ihre Mutter und ihr Grossvater mütterlicherseits überlebt haben.

«When I got back to Hungary, I could not get over the antisemitism and the openly brazen hatred from the whole country and all the people. Austria was the only way out. I didn't go to stay, just as a jump offpoint to a better life.»

Vergessene Opfer

So verlässt Eva nach einigen Monaten Budapest wieder und flieht zu Fuss nach Wien, dann nach München und Salzburg und landet letztendlich in einem «displaced persons-camp» in Hailein, wo sie ihren späteren Ehemann Paul trifft. Sechs Wochen später heiraten sie. Im Oktober 1948 wandern sie zusammen nach Winnipeg, Kanada, aus, wo sie sich anfangs nur mühsam über Wasser halten können. Dezsós Witwe gelingt es erst 1956 nach Kanada auszuwandern:

«My mother stayed with her father in Hungary until he passed away when he was 90. After he passed, we tried for many years to bring her to Canada, but when the authorities discovered she had a daughter in Canada, she was deemed untrustworthy and discharged from her job. She struggled to get whatever employment she could, and finally got a job as a cashier. You must understand my mother was a University educated woman, having studied political science and music. Her teachers in music were Bartok and Kodaly. [...] Finally one week before the Hungarian Revolution in 1956, she was allowed to leave and join me in Canada.»

Eva Reichlinger, ihre Mutter Wilma Reichlinger und deren Vater sind die Einzigen der Familie, die die Shoah überlebten. Die Angehörigen von Dezsó Reichlingers Grossfamilie – die Eltern, neun Brüder und Schwestern, zahlreiche Tanten, Onkeln, Nichten und Neffen – wurden alle ermordet.

Eva Reichlinger lebt mit ihrem Sohn und ihrer Tochter bis heute in Winnipeg.



Dezsó Reichlinger zusammen mit seiner Tochter Eva in den 1930er-Jahren

697
YAD VASHEM
 The Holocaust Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority
 Hall of Names - P.O.B. 3477, Jerusalem 91034



יד ושם
 רשות הזיכרון ל Shoah ולגיבורי
 היכל השמות - ת.ד. 3477, ירושלים 91034



Page of Testimony דף עד

Page of Testimony for commemoration of the Jews who perished during the Holocaust;
 please fill in a separate form for each victim, in block capitals

The Martyrs' and Heroes' Remembrance Law 5713-1953 determines in section 2 that: "The task of Yad Vashem is to gather into the homeland material regarding all those members of the Jewish people who laid down their lives, who fought and rebelled against the Nazi enemy and his collaborators, and to perpetuate their names and those of the communities, organizations and institutions which were destroyed because they were Jewish."

Victim's family name: Reichinger		Maiden name:	
Victim's first name (also nickname): Eva		Previous/other family name:	
Gender: MALE	Date of birth: 30 May 1927	Approx. age at death: 48	
Town of birth: Budapest	Region: HUNGARY	Country: HUNGARY	Nationality: HUNGARY
Victim's father:	First name:	Family name:	
Victim's mother:	First name:	Maiden name:	
Victim's wife/ husband:	First name: Vera	Maiden name: Eva	Victim's family status: MALE
Town of permanent residence: Budapest		Region: HUNGARY	Street: Vasút ut. 18 6th floor #1
Profession: T37129	Place of work: Zsinny utca 1 Budapest	Member of organization/movement:	
Place of residence during the war: Budapest	Region: HUNGARY	Country: HUNGARY	Street: Vasút ut. 18
Places, events and activities during the war (prison/deportation/ghetto/camp/ death march/hiding/escape/resistance/combat): Taken to work camp at the border of Hungary and Austria. Was hit by a snowbox.			
Place of death: Rechnitz	Region: AUSTRIA	Country: AUSTRIA	Date of death: 1945
Circumstances of death: Shot at the edge of massgrave			
I, the undersigned, hereby declare that this testimony is correct to the best of my knowledge. I understand that this Page of Testimony and all the information on it will be publicly accessible.			
First name: Eva	Family name: Reich	Previous/maiden name: Reichinger	
Street: 178 Hawthorne Ave.	City: Winnipeg	State/Zip code: Manitoba R2G 0H3	
Country: CANADA	Shoah survivor: yes	Relationship to victim (family/other): FATHER / DAUGHTER	

24001

Date: Jan. 30, 2005 Place: Winnipeg, Can. Signature: E. Feld

"ונתתי להם בביתי ובחומותי יד ושם... אשר לא יכרת" ישעיהו נ"ז
 : And I shall give them in My house and within My walls a memorial and a name... that shall not be cut off! Isaiah 50:5

«Gedenkblatt» zu Dezsó Reichlinger in der Opferdatenbank von Yad Vashem, ausgefüllt von seiner Tochter Eva

Géza und Arpad Vadász

Die Zwillinge Géza und Arpad Vadász⁷ werden 1897 in Ungarn geboren. 1932 heiratet Géza Vadász Dévény F. Diese beschreibt ihn als «sehr intelligenten und studierten Mann, der sich mit Literatur befasst, auch selber schreibt und viel reist». Während des Ersten Weltkriegs dient er in der k.u.k.-Armee als Offizier. Zusammen mit seiner Frau führt er ein Import-Geschäft von Samen aus Deutschland.

Während ihrer Ehe wird auch ein gemeinsamer Sohn, Gábor, geboren. Ab 1941 wird Géza Vadász zum Arbeitsdienst im ungarischen Militär gezwungen. Sein Offiziersrang ist ihm zuvor aberkannt worden. Sein Sohn Gábor erzählt, dass dies besonders



Géza Vadász

schmerzhaft für ihn war, da er sehr stolz gewesen sei, im Ersten Weltkrieg sein

terland verteidigt zu haben. Zwischen 1941 und 1944 kann Géza Vadász seine Frau und seinen Sohn, die mit falschen Papieren in Budapest leben, noch einige Male sehen. (Géza selbst ist der einzige seiner Familie, der keine falschen Papiere hat.) Am 28. November 1944 trifft Géza Vadász seine Frau zum letzten Mal. Am folgenden Tag wird er, ebenso wie sein Bruder Árpád, Richtung Kószeg deportiert. Von da an reißt auch jeglicher Kontakt zu seiner Frau und seinem Sohn ab.

Géza wie auch sein Bruder Árpád Vadász werden in Rechnitz im Zuge des Massakers ermordet. Gézas Bruder Árpád, so berichtet ein überlebender Zwangsarbeiter später Gézas Frau Dévény, sei bereits sehr schwach gewesen und sei aus diesem Grund selektiert worden. Géza habe seinen Bruder nicht allein lassen wollen und sei somit ebenfalls mit dem Krankentransport nach Rechnitz gekommen und dort ermordet worden. Aufgrund ihrer



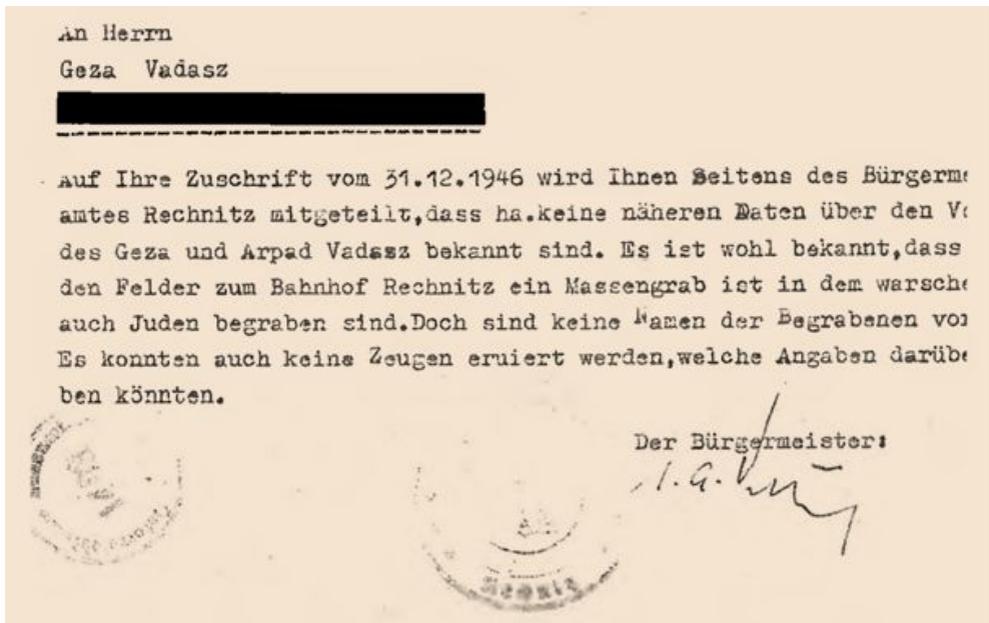
Géza Vadász diente im Ersten Weltkrieg in der k.u.k.-Armee.

Die Geschichten von Géza und Árpád Vadász wurden bereits in Eduard Ernes und Margareta Heinrichs Dokumentarfilm «Totschweigen» (A/D/NL, 1994) dargestellt. Im Film wollten die interviewten Angehörigen jedoch nicht namentlich erwähnt werden und auch nicht erkennbar sein. Am Rande der Gedenkveranstaltung beim Kreuzstadl im März 2008 konnte direkter Kontakt zu Géza Vadászs Sohn Gábor aufgebaut werden. Er und die über 90-jährige Witwe Dévény erklärten sich in weiterer Folge zu einem Interview bereit. Alle Informationen und direkten Zitate in diesem Text beruhen auf diesem Interview, geführt von Elke Rajal, in Budapest am 17. Mai 2008 (Videomitschnitt: Sammlung Binder/Kramer/Rajal).

Auffälligkeit als Zwillinge blieben sie ihm in Erinnerung. Erst durch den Bericht eines überlebenden Zwangsarbeiters (Dr. Antal K.) erlangten die Angehörigen traurige Gewissheit über den Verbleib von Géza und Árpád Vadász. Bis zuletzt hatten sie, wie viele andere, darauf gehofft, dass die Brüder vielleicht in russische Kriegsgefangenschaft geraten wären und doch noch heimkehren würden.

Über Gezas Zwillingenbruder Árpád konnte nicht viel in Erfahrung gebracht werden. Er war ein Bankbeamter, «ein Beamter und kein Sportsmann», im Gegensatz zu seinem Bruder Géza, wie dessen Witwe erzählt. So erklärt sich Dévény F. auch, dass Árpád bereits in einem viel schlechteren gesundheitlichen Zustand war als sein Bruder Géza.

Zahlreiche Versuche, über die politischen oder kirchlichen Institutionen in Rechnitz Informationen über das Schicksal von Géza und Árpád Vadász zu bekommen, blieben unbeantwortet oder ergebnislos. Die Tatsache, dass das Massengrab und der Leichnam des Mannes bzw. Vaters noch immer nicht gefunden sind, belastet Witwe wie Sohn stark.



Antwort des Rechnitzer Bürgermeisters nach einer Anfrage von Gábor Vadász über den Verbleib seines Vaters

Nach dem Krieg fahren sie mehrere Male nach Rechnitz. Dévény F. schildert im Interview ihre Eindrücke:

«Wir sind öfters schon mit dem Wagen hingefahren, aber wir haben das Massengrab nicht gefunden. [...] Ich habe ein solches Gefühl gehabt, dass diese Leute dort in Rechnitz sich schämen

und ich könnte nicht sagen, dass sie bereuen. Sie wollen nichts davon wissen, sie wollen nichts sagen. Man soll es vergessen. [...] Ich schäme mich anstelle der Leute, denn es ist unmöglich, dass sie nicht wissen, wo dieses Massengrab ist. Sie wollen es nicht wissen. Und ich habe nicht nur das Gefühl, ich bin überzeugt.»

Der wieder erstarkende Antisemitismus in Ungarn bereitet ihnen zudem Sorgen. Der Sohn, Gabor, zeigte sich im Interview mit uns jedoch positiv überrascht von der Gedenkveranstaltung beim Kreuzstadl, an der er 2008 teilgenommen hat. Er freue sich, dass viele verschiedene Altersklassen und, seinem Gefühl nach, besonders viele Nicht-Juden anwesend waren. Diese Erfahrung bestätigte die Hoffnung von Gabor Vadász, dass «die heutige Generation ein bisschen erwachsener ist und nicht mehr bereit ist, die Vergangenheit zu leugnen. Und vielleicht wird sie sich der eigenen Vergangenheit stellen.»

László Blum

László Blum⁸ wird am 1. Februar 1923 in Budapest als Sohn von Dezsó Blum und Paulina Bienenstock geboren.⁹ Nach seinem Abschluss an einer Wirtschaftsschule findet er jedoch keine Anstellung, die seiner Qualifikation entspricht. Sein Schwager Dezsó K. vermittelt ihm in der Maschinenfabrik seines Freundes Imre R. Arbeit als Mechaniker. Dort lernt er eine Frau namens Anna S. kennen, mit der er sich verlobt. Am 17. April 1944 wird László Blum (gemeinsam mit András U.) zum Arbeitsdienst eingezogen. Er muss zuerst in Jolsvã und später in Csepel, einem Zentrum der ungarischen Metallverarbeitenden Industrie nahe Budapest, Zwangsarbeit verrichten. In den ersten Monaten der Zwangsarbeit kann er noch brieflich Kontakt zu seiner Familie halten:



László Blum

«Ich weiss, dass ihr leider viele andere Sorgen habt, aber ich wäre sehr glücklich, wenn ihr so früh als möglich schreiben würdet – wenigstens ein paar Zeilen. Ich hoffe, dass es euch allen gesundheitlich gut geht, und dass ihr manchmal an mich denkt. Meine Gedanken sind immer bei euch. [...] Jetzt weiss der Mensch erst was es heisst zu Hause zu sein. Tausend mal küsst euch, ... Laci.»¹⁰

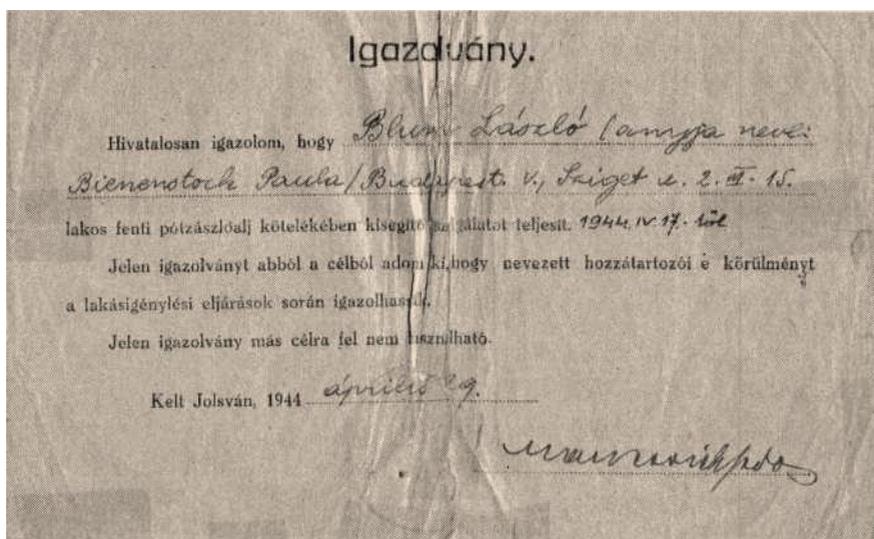
⁸ Sofern nicht anders vermerkt, beziehen sich die Informationen und direkten Zitate in diesem Text auf ein Interview mit dem Neffen László Blums (Péter Kélen), geführt von Johannes Kramer am 18. Mai 2008 im Holocaust Memorial Center Budapest (Videomitschnitt: Sammlung Binder/Kramer/Rajal).

⁹ Geburtsurkunde von László Blum: Sammlung Binder/Kramer/Rajal.

¹⁰ Auszug aus einem Brief von László Blum (Laci) an seine Mutter, undatiert (Sammlung Binder / Kramer / Rajal).



László Blum als Kind mit seinen Eltern Dezsó Blum und Paulina Bienenstock. Dezsó Blum wird in einem deutschen Konzentrationslager ermordet.



«Hiermit wird bestätigt, dass Blum László (Mutter Paulina Bienenstock, Budapest [...]) in obigem Ersatzregiment seit dem 17. April 1944 Hilfsarbeit leistet.» (Bestätigung über László Blums Zwangsarbeit)

Als amerikanische Flugzeuge die Industrieanlagen bombardieren, werden viele Zwangsarbeiter aus László Blums Arbeitsbataillon getötet. Er selbst überlebt jedoch und wird in das Lager Bucsó, nahe der österreichischen Grenze, gebracht, wo er von Dezember 1944 bis März 1945 zu Schanzarbeiten gezwungen wird. Im März 1945 wird das Lager evakuiert und László Blum und die anderen Zwangsarbeiter des Bataillons 101/204 werden den Deutschen übergeben. András U. ist einer davon. Im September 1957 bestätigt er der Familie schriftlich¹¹, dass László Blum gemeinsam mit einer Gruppe nicht mehr Arbeitsfähiger in Rechnitz erschossen wurde. Zum Zeitpunkt der Ermordung war László Blum 22 Jahre alt. Bis zuletzt hatte die Familie noch auf die Rückkehr ihres Onkels, Sohnes, Bruders und Schwagers gehofft. Erst 12 Jahre später erlangen sie durch die schriftliche Erklärung traurige Gewissheit. László Blum, so wird der Familie später erzählt, sei eigentlich nicht so schwach gewesen, als dass er zu den Arbeits- bzw. Marschunfähigen gezählt hätte. Er soll jedoch in Rechnitz geblieben sein, um einen selektierten Freund nicht zurückzulassen.

NYILVOLTAS.

1957. évi. Blum Lászlóval közeli kapcsolat, hogy félrel Blum Lászlóval (1923. febr. 1.) együtt vonultam be munkaszolgálatra 1944. ápr. 17-én Zolovára. Innen a 101/204. kom. párosodásba kerültem, majd Blum Lászlóval együtt bevonultunk a munkaszolgálatra. Itt együtt voltam 1944. szept. 6-án 1945. márc. 25-ig. Ekkor a kiválasztottak között voltam. A kiválasztottak között voltam 1945. márc. 26-án kiválasztottak között a munkaszolgálaton, ahol Blum Lászlóval, akihez közel voltam, bevonultam pedig kiválasztottak közé.

Bp. 1957. 09. 26.

U. András
No. 7. Alkalmazás - n. 16.

«[...] In Rechnitz hat man am 26. 3. 1945 die Leute, die nicht mehr marschfähig waren ausgewählt [«selektiert», Anm. d. A.], darunter auch László Blum, den man erschossen hat. Uns aber hat man in Marsch Richtung Graz gesetzt. Budapest, 26. 9. 1957 U. András» (Erklärung von U. András über den Verbleib von László Blum).

Dezsó Blum, der Vater László Blums, der auch den Enkeln des verstorbenen ersten Mannes von Paulina Bienenstock als Grossvater gilt, wird ebenfalls deportiert. Er wird

¹¹ Brief des ehemaligen Zwangsarbeiters András U. an László Blums Mutter (Sammlung Binder/Kramer/Rajal).



Der Schutzbrief des Schwedischen Roten Kreuzes rettete László Blums Mutter sowie der Familie seiner Schwester das Leben. Er selbst hatte keinen bekommen.



in Deutschland in einem Konzentrationslager ermordet. László Blums Schwester und sein Schwager erhalten für sich und ihre Kinder einen Schutzbrief des schwedischen Roten Kreuzes und überleben die Shoah in Budapest gemeinsam mit László Blums Mutter. Eines der Kinder ist Péter Kelen, ein Neffe László Blums. Auf seine Initiative hin wurde am Rechnitzer Kreuzstadt eine Gedenktafel angebracht, die an die Ermordung László Blums erinnern soll. Péter Kelen erinnert sich an seinen Onkel «Laci» als «grenzenlos fleissigen, grenzenlos netten, seine Eltern und Geschwister liebenden Menschen».



יד ושם
Yad Vashem
יד ושם

The Central Database of Shoah Victims' Names

YAD VASHEM

Martyrs' and Heroes'
Remembrance
Authority

DAF-ED

דף-עד

A Page of Testimony



P.O.B. 84
Jerusalem, Israel

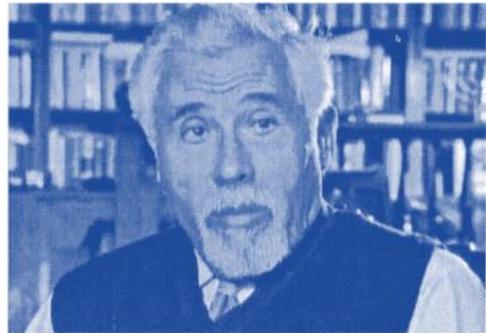
<p>תפקידו של יד ושם הוא לאסוף את המידע והתמונות והכתובות של כל היהודים שנהרגו או נרצחו או נספו בשואה, וכן את שמותיהם ופרטיהם, ולקבץ אותם למאגר המידע המרכזי, ולפרסם אותם באתר האינטרנט, ולתמוך את המחקר ההיסטורי, ולקיים את המסורת של יד ושם.</p>		<p>THE MARTYRS' AND HEROES' REMEMBRANCE LAW, 5713 - 1953 determines in Article No. 1 that</p> <p>The task of YAD VASHEM is to gather into the homeland material regarding all those members of the Jewish people who laid down their lives, who fought and rebelled against the Nazi enemy and his collaborators, and to perpetuate their memory and that of the communities, organizations, and institutions which were destroyed because they were Jewish.</p>	
		<p>1. שם המשפחה BLUM</p>	
<p>2. השם הפרטי LÁSZLÓ - ELIEZER</p>		<p>3. שם האב DAVID BLUM</p>	
<p>4. שם האם PAULA BIENENSTOCK</p>		<p>5. תאריך הלידה 1923 II. 1.</p>	
<p>6. מקום וארץ הלידה BUDAPEST - HUNGARY</p>		<p>מקומות המגורים לפני המלחמה BUDAPEST. SZIBET U. 2.</p>	
<p>מקומות המגורים במלחמה HUNGARY</p>		<p>7. מקום המות HE WAS SHOT</p>	
<p>8. נסיבות המות THE WAY TO NARTHAKLEN 1945 III. 26.</p>		<p>9. שם משפחתה לפני גירושן שם חתונה</p>	
<p>10. שם המעל שם הבעל</p>		<p>11. שמות הילדים עד גיל 18 שנפטרו</p>	
<p>12. אני הח"מ חתימה</p>		<p>13. מקום ותאריך 13.2.76</p>	
<p>14. חתימת הרשקד חתימת הרשקד</p>		<p>15. מקום ותאריך 13.2.76</p>	



Auf Initiative von László Blums Neffen Péter Kelen wurde diese Tafel am Kreuzstadl in Rechnitz angebracht

Pal Baes und Kurt Rechnitz

Pal Baes¹² wird am 29. November 1944 als Zwangsarbeiter aus Budapest deportiert. Im Frühjahr 1945 marschiert er mit seiner Gruppe Richtung Rechnitz. In dieser Gruppe befindet sich auch ein Mann namens Kurt Rechnitz. Pal Baes macht ihn noch auf seine Namensverwandtschaft mit dem Ort aufmerksam. Es ist das letzte Mal, dass er seinen Freund sieht.



Pal Baes

Kurt Rechnitz, der bereits ein alter Mann ist, wird im Zuge des Massakers in Rechnitz ermordet. Pal Baes überlebt die Shoah und ist nach dem Krieg bei einer Vereinigung

¹² Alle Informationen und direkten Zitate in diesem Kapitel beruhen auf dem bisher unveröffentlichten Transkript eines Interviews mit Dr. Pal Baes, das für den Film «Totschweigen» geführt wurde. Zur Verfügung gestellt von Eduard Erne (Sammlung: Binder/ Kramer/Rajal).

ehemaliger ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter und KZ-Inhaftierter aktiv. Jahrzehnte später ruft ihn in dieser Funktion überraschend die Tochter von Kurt Rechnitz an, um sich bezüglich ihres Vaters zu erkundigen. Pal Baes übermittelt ihr die schrecklichen Nachrichten.

Ein Auszug aus Pal Baes Erinnerungen an die Zwangsarbeit am Südostwallbau:

«Wir gehörten zu den Letzteren, zu Fuss gingen wir bei strömendem Regen ungefähr 30 km bis zu einem kleinen Dorf namens Bucsó, wo wir mit 600 Leuten zusammen auf einem Bauernhof unterbracht wurden, in einem Stall, wo unten Kühe waren und wir auf den Dachboden klettern mussten. Wir kletterten eine Leiter hoch, es war schon dunkel, als wir ankamen. Mein Vater, mein Bruder und ich wickelten uns in Decken, legten uns in einer Ecke ins Heu und schiefen ein. Am nächsten Tag sagte man uns, dass wir zum Schanzengraben gebracht werden. Mein Bruder war leider krank, und das begleitete ihn auf seinem Weg, bis zu seinem Tod. Er konnte nicht arbeiten.

Mein Vater erledigte für ihn, dass er sowas wie eine Aufsichtsperson wird, und in der Küche des Besitzers bleiben kann. Aber uns wurde auch gesagt, dass jede Person zwei Meter Schanzen graben muss, also falls mein Bruder nicht arbeitet, müssen wir seinen Teil auch machen. Das Interessante war, dass wir jeden Tag über die Grenze gehen mussten. So wurden wir eigentlich von ungarischem Gebiet auf österreichisches gebracht. Wir gingen durch eine Schranke nach Österreich und mussten dort auf bestimmtem Gebiet graben. Der Winter '44 war schrecklich kalt, mit viel Schnee und der harte Boden musste aufgegraben werden, eine 2 Meter tiefe und 2 Meter breite Schanze zu graben war keine leichte Arbeit. Zum Glück war meine Kondition gut [...] also konnte ich trotz meiner 16 Jahre jeden Tag die 4 Meter Schanze ausgraben, die ich statt meinem Bruder machen musste. Zu Mittag brachte man uns im Kessel das Essen, das war irgendeine warme Suppe. Das Brot wurde am Morgen verteilt, und das mussten wir für den ganzen Tag einteilen. Zum Frühstück gab es Kaffee. Um 4 war der Rückmarsch, um 4 oder 5 wurde es schon dunkel. Der eine Tag war deshalb besonders erinnerungswert für mich, weil es Weihnachten war, und wir auch dann arbeiten mussten. Das Dorf war von einer idyllischen Schönheit an der Grenze, und unser Weg führte neben der Kirche, wo der Pfarrer gewohnt haben könnte, weil wir durchs Fenster den Weihnachtsbaum sehen konnten, und dass die Leute sicherlich im Warmen sassen, und ich weinte fast, dass man auch so leben kann, dass man friedlich unter dem Weihnachtsbaum sitzen kann, und wir ganz durchfroren, in der Kälte, frierend zurück in unser Revier gingen. Am Abend war es so dunkel, dass wir nichts tun konnten, so unterhielten wir uns mit unseren Nachbarn und Freunden. Das bekommt in meiner späteren Geschichte Bedeutung, weil ich neben einem gewissen Herrn Rechnitz lag, so kenne ich den Namen von diesem Kameraden.»

Pal Baes schildert wie sein Bruder in Kószeg ermordet wird:

«Am 23. Februar 1945 sagte man uns, dass die Kranken Weggehen müssen. Da mein Bruder krank war, hätte er alleine Weggehen müssen, aber wir wollten zusammenbleiben, und so gin-

gen wir alle drei denselben Weg wieder im Fussmarsch zurück nach Kőszeg. So kamen wir in die Kőszeger Ziegelfabrik. Die Baracken waren schon ziemlich voll, wohin wir gebracht wurden, lagen Menschen in sehr schlechtem Zustand auf der Erde, die voller Läuse waren. Den ganzen Tag lausten wir uns, und bekamen sehr wenig zu essen. Mein Vater erfuhr, dass es einen Kapo gab, der Weinberger hiess, der für Gold- oder Wertgegenstände Lebensmittel geben kann. Eines Tages ging mein Vater weg aus der Baracke, mein Bruder und ich blieben da. Er kehrte erst Stunden später wieder, mit seiner Hand vor dem Mund. Leh fragte ihn ‚Was ist mit dir geschehen, Vater?‘. Er antwortete, dass er sich seine Goldzähne hatte ziehen lassen, und dafür Grammeln, Brot und Margarine gebracht hat. So konnten wir in den letzten zehn Tagen besser essen. Am 20. März 1945 sagte man uns, dass die, die jung sind und arbeiten wollen, für mehr Lebensmittel kommen sollen. Wir mussten die Wände des dortigen Trockenraumes der Ziegelfabrik einmauern, und als wir fragten, warum, sagten sie, dass daraus ein Lazarett wird. Als wir damit fertig waren, rief man um 5 Uhr morgens zum Appell, von weitem konnte man schon die Kanonen hören, so wussten wir, dass wir weitergebracht werden. Leider konnte dann mein Bruder schon nicht mehr laufen. Leh nahm ihn auf meinen Rücken und stand so in der Reihe. Die Gestapo war damals dort, und der eine Offizier oder Soldat rief mir zu ‚Das kann man nicht machen‘ und befahl, zusammen mit meinem Bruder, mitzukommen. Leh wurde in den Raum mit eingemauerten Fenstern und Türen geschickt, setzte meinen Bruder ab, mit seinem Rücken an die Wand, küsste ihn auf die Stirn und ging. Es waren ungefähr 80 oder 100 Kranke im Raum. Nach mir schloss man sofort die Türen, und da sah ich, wie etwas durch den Schornstein reingeworfen wurde. Damals wussten wir noch nicht, was es war. Man konnte die Menschen schreien, lärmern hören und danach wurden sie still. Als wir in die Reihe zurückgingen, sagte mein Vater, ‚Siehst du, jetzt ist dein Bruder gestorben.‘ Und wir wurden weitergebracht. Dass es eine Gaskammer gewesen war und Zyklon B Gas reingeworfen worden war, erfuhren wir erst nach dem Krieg. [...]»

Er erinnert sich an seinen Freund Kurt Rechnitz:

«Noch in Kőszeg lernte ich Herrn Kurt Rechnitz kennen, den ich damals Onkel nannte, da er ein älterer Mann war, und ich 16 Jahre. Wir waren die ganze Zeit zusammen in Kőszeg [...] und ich erinnere mich, als wir nach Rechnitz kamen, sagte ich dem alten Herrn, das ist das Dorf des Onkels, weil er ja auch Rechnitz heisse, und das Dorf auch. Der Herr Rechnitz war in einem sehr schlechten Zustand, und ich weiss, dass er dalieb und starb, nachdem wir weitergebracht wurden. Das hat besondere Bedeutung bekommen, als vor zehn Jahren hier bei mir das Telefon geklingelt hat. Eine Dame hat mich angerufen. Sie sagte, dass sie wüsste, dass ich aktiv an den Forschungen von der Deportation nach Kőszeg und anderswohin arbeiten würde, Memoiren schreibe und Vorträge hielte. Sie hat gefragt, ob ich etwas über ihren Vater wüsste. Als die Dame ihren Namen sagte, habe ich ihr gesagt, dass ich mit so vielen Menschen zusammen gewesen war, und keinen Namen mehr wüsste. Aber ich bat sie, mir den Namen ihres Vaters zu sagen. Und sie sagte, Kurt Rechnitz.

Also, ich dachte, ich würde neben dem Telefon Umfallen. Ich sagte der Dame, dass sie mich entschuldigen solle, ich wüsste schon etwas über ihren Vater, aber das wolle ich lieber nicht am Telefon besprechen [...]. Dann habe ich die Dame getroffen, und ich habe ihr die Geschichte über ihren Vater erzählt, wie ich ihn kennengelernt hatte, und was ich ihm in Rechnitz gesagt hatte, und wie ihr Vater gestorben war. Aber Herr Rechnitz ist der einzige, von dem ich weiß, dass er dort gestorben ist.»

Gabriel Livne

Gabriel Livne¹³ wird am 15. November 1925 als Ernó Weisz in Apagy, im Nordosten Ungarns, geboren. Von Beruf ist er Elektrikergehilfe.

Am Tag des Einmarsches der Wehrmacht in Ungarn (19. März 1944) kommt er in Budapest an, um seine Eltern zu besuchen. Dies rettet ihn vor den Deportationen, die die ungarisch-jüdische Landbevölkerung zu diesem Zeitpunkt treffen. Er bleibt für einige Monate in Budapest, ehe er am

1. Juni 1944 zur Zwangsarbeit verpflichtet wird. Im November 1944 kommt Ernó Weisz durch einen Schutzpass, den ihm Verwandte besorgt haben, wieder zurück nach Budapest, wo er in einer Kaserne interniert wird.

Kurz darauf wird er in einer achttägigen Fahrt in einem Viehwaggon über Hegyeshalom nach Kószeg deportiert. Dort ist er für vier Monate im Arbeitslager interniert. Ernó Weisz beschreibt die schlechte Ernährung und die grausame Behandlung, so wie die täglichen Schläge. Er berichtet auch von Erfrierungen am Fuss, weil er ohne Schuhe über einen langen Zeitraum in einem verschneiten Graben verbringen musste und von einem Schuss in den Oberschenkel, weil er seine Decke neben dem Zaun des Zwangsarbeitslagers ausgeschüttelt habe. Der Freund, der ihm dabei geholfen hat, wird getötet.

Ernó Weisz schildert auch die Selektion der rund 200 Zwangsarbeiter, die später in Rechnitz erschossen werden. Die besonders schwer Kranken und absolut Gehunfähigen werden, nach den Erzählungen Weisz, aber bereits in Kószeg in ihrer Baracke vergast.



Gabriel Livne

«Ein Teil von denen, die schon in der Lage waren, dass sie sich nicht mehr bewegen konnten, man hat sie in diese Baracken, die wir dort gehabt haben, geschlossen, man hat versucht, sie mit Zyan-Gas zu vergiften. Diese Baracken waren nicht dicht. Das

¹³ Die Informationen und direkten Zitate in diesem Text beruhen auf dem bislang unveröffentlichten Transkript des Interviews, das für Eduard Ernes und Margareta Heinrichs Film «Totschweigen» mit Gabriel Livne geführt wurde. Zur Verfügung gestellt von Eduard Erne (Sammlung Binder/Kramer/Rajal).

war wahrscheinlich nicht dicht genug, sodass sie sterben konnten. Sie haben einfach sie dort gelassen hinter vernagelten Türen. Und dort haben sie ihren Tod gefunden. Zumindest haben das Ohrenzeugen (Zeugen, die das gehört haben) erzählt, dass ihre Schreie noch zu hören waren ein bis zwei Tage später.»

Im März 1945 wird Ernó Weisz mit den anderen, die die Selektion in Kószeg bestanden haben, in einem Fussmarsch nach Rechnitz getrieben, wo er ebenfalls Zwangsarbeit leisten muss. Im Vorfeld des Massakers wird er gemeinsam mit anderen Zwangsarbeitern zum Schaufeln der Gräber abkommandiert. Gegen zwei Uhr früh sind sie fertig und werden weggeführt. In der Nacht des Massakers hört er die Schüsse, am nächsten Tag spricht sich die Erschiessung schnell unter den Überlebenden herum. Ernó Weisz berichtet, dass fünf jener 15 bis 20 Männer, die am nächsten Tag die Gräber zuschütten müssen und ebenfalls erschossen werden sollen, davonlaufen können und so überleben.

Anfang April wird Ernó Weisz auf einen Todesmarsch Richtung Mauthausen/ Gunkskirchen getrieben. Er berichtet von einem Massaker in Eisenerz, dem er wiederum knapp entkommt. Ernó Weisz gelangt nach Mauthausen und dann nach Gunkskirchen, wo er auch die Befreiung erlebte. Die Monate danach verbrachte er ebenfalls in Oberösterreich. Im August 1945 kehrt er nach Budapest zurück, wo er anfangs in einer Aufnahmestation für die von der Deportation Zurückgekehrten untergebracht ist und zum ersten Mal Zeugnis ablegt. Später wandert Ernó Weisz nach Israel aus, hebraisiert seinen Namen auf Gabriel Livne und lässt sich im Kibbutz Ein Dor nieder.

«Wir haben versucht, nach dem Krieg, unseren Platz zu finden, uns zu rehabilitieren in Ungarn und die Sache ist nicht gelaufen. Wir haben es drei Jahre lang versucht, das ist nicht gegangen. Einfach sind wir zur Einsicht gekommen, damals hab ich schon meine heutige Frau gehabt, sie war damals meine Freundin, wir waren ein Paar, wir haben versucht, bis wir zur Einsicht gekommen sind, dass es nicht der Ort ist, in Ungarn ist nicht der Ort, wo wir eine Familie gründen wollen. Einfach der Kommunismus von damals, das Gefühl, das eigentlich die Leute sich nicht geändert haben, nur die Aggression hat andere Formen angenommen (hat andere Kleider angezogen), es war sehr schwer hinauszukommen. Auch derselbe Gedanke, dass man [sich] das wiederholt, ein Jude musste auf diesen Gedanken immer zurückkommen, vielleicht dieser oder dieser Mann hat teilgenommen an der Ermordung unserer Brüder und Verwandten. Man kann sich von diesen Gedanken nicht befreien. Und diese Sache hat mit der Zeit langsam bewirkt, dass wir entschieden haben, Ungarn zu verlassen. Noch ein Faktor war die Gründung des Staates Israel. Die Gründung des Staates hat einfach den Gedanken neu erweckt, dass vielleicht unser Platz dort ist und nicht hier. Aber zu dieser Zeit, war der Entschluss noch nicht reif. Das ist etwas später gekommen. Eigentlich während eines Spaziergangs an einem dieser schönen Tage in Budapest haben wir, ich und meine Frau, damals meine Freundin, uns entschlossen, dass wir Ungarn verlassen.»

1992 meldet sich Gabriel Livne auf eine Anzeige, die in einer israelischen Zeitung im Rahmen der Vorarbeiten zum Dokumentarfilm «Totschweigen» geschaltet wird. Um eventuelle Hinweise auf den Ort des Massengrabes geben zu können, reist er nach Rechnitz. Auch er kann sich rund 50 Jahre nach den Gräueltaten jedoch nicht mehr an den genauen Ort erinnern.

László Steiner

László Steiner¹⁴, der aus Budapest stammt, muss ab 1940 Arbeitsdienst leisten und wird bis an die rumänische Grenze, nach Transsylvanien, deportiert.

Als die sowjetischen Truppen Transsylvanien erreichen, wird er zurück nach Budapest gebracht, wo die Deutschen seinen bis dahin respektierten Schweizer Schutzpass zerreißen und ihn nach Kószeg deportieren, wo er schliesslich am 23. November 1944 ankommt. Von dort aus muss er zu Fuss



László Steiner

nach Rechnitz marschieren. Einige Erinnerungen von László Steiner an Rechnitz:

«Das war ein sehr altes Schloss mit Wassergraben rundherum, wie im Film, mit Zugbrücken, der Hof hatte Steinpflaster. In der einen Ecke, wo der ehemalige Stall gewesen war, stand der Desinfektionsraum. Wir mussten uns ganz ausziehen, und alle unsere Sachen abgehen, und dort warteten wir nackt auf unsere Kleider. Es war Frühling, aber noch ziemlich kühl. Wir bekamen dann die Kleider zurück. [...] Es gab natürlich keine Ärzte, keine Krankenschwester, es gab nur Leute, die uns die Haare schnitten. Man schor uns alle Haare ab, vom Kopf, von der Brust.»

Von Rechnitz aus wird László Steiner auf einen Todesmarsch nach Mauthausen getrieben. Er berichtet, dass den Zwangsarbeitern gesagt wurde, die in Rechnitz zurückgebliebenen Verwundeten und Kranken würden mit Wagen nachtransportiert werden. In Eisenerz wird er Zeuge eines Massakers auf einem «Pass» (vermutlich ist das Massaker am Präbichl am 7. April 1945 gemeint, d. A.¹⁵):

¹⁴ Alle Informationen und direkten Zitate in diesem Text beruhen, sofern nicht anders vermerkt, auf dem bislang unveröffentlichten Transkript eines Interviews mit László Steiner und seiner Frau Magda für den Film «Totschweigen». Zur Verfügung gestellt von Eduard Erne (Sammlung Binder/Kramer/Rajal).

¹⁵ Zum Massaker am Präbichl siehe u.a.: Lappin, Eleonore: «Die Todesmärsche ungarischer Juden durch Österreich im Frühjahr 1945»: <http://www.ejournal.at/essay/todmarsch.html> [Stand: 03.05.2009]; Halbrainer, Heimo/Ehretreiber, Christian (Hrsg.)

«In Rechnitz waren wir noch in guter Kondition, zwischen guten Umständen. Wir schliefen in Lagerräumen, auf Pritschen. Von dort gingen wir zu Fuss los, die mitgenommenen Werkzeuge warfen wir unterwegs dann weg. Wir marschierten durch Eisenerz, wo wir den Pass erreichten, und wo sich uns Kompanien anschlossen, die, soweit das Auge sehen konnte, voll mit Deportierten und Arbeitsdienstleistenden waren. Auf dem Pass hörten wir lautes Gewehrknattern. Es stellte sich heraus, dass ein braun bekleideter SA-Mann zwischen die Leute vor uns geschossen hat, und viele gestorben sind. Die Überlebenden gingen in das Tal, wo sie die Nacht verbrachten. Am nächsten Tag wurden Leute gesucht, damit sie für doppelte Portion Mittagessen die Leute begraben. Ich habe mich mit einem Freund namens Zimmermann gemeldet. Wir mussten tief im Wald einen grossen Graben ausgraben.»

Die Gruppe muss anschliessend nahezu ohne Verpflegung weiter marschieren bis nach Mauthausen. Diejenigen, die dem Marsch nicht mehr standhalten können, werden am Weg erschossen. Von seiner Ankunft in Mauthausen berichtet László Steiner:

«Mauthausen war schon so voll, dass man uns nicht mehr in Baracken unterbringen konnte. Es gab zwar ein grosses Zirkuszelt, aber wir hatten auch dort keinen Platz mehr, und schliefen unter freiem Himmel. Ich muss noch erzählen, dass wir einen Freund von mir, der Pali Szántó hiess, und beim Eisenerzer Blutbad einen Schuss in seinen Schenkel bekommen hatte, bis Mauthausen brachten, auf den Schultern, oder im unterwegs gestohlenen Karren. In Mauthausen verloren wir ihn aus den Augen. Er starb dann dort.»

Nach drei bis vier Tagen in Mauthausen muss László Steiner, wieder ohne Verpflegung, nach Gunkirchen weitermarschieren, wo er am 5. Mai 1945 befreit wird.

«Das merkten wir, als wir die Kanonen der amerikanischen Soldaten hörten, und im Wachturm am Abend keiner mehr war. Wir trauten uns nicht, loszugehen, weil wir einen ehemaligen Soldaten mit uns hatten, der sagte, dass wir nicht nachts losgehen sollten, da dann auf alles, was sich bewegt geschossen wird, und wir den Morgen abwarten sollten. Früh am Morgen gingen wir dann los, und als wir die Landstrasse zwischen Salzburg und Wels erreichten, stand dort ein amerikanischer Soldat Wache. Wir umarmten ihn immer wieder, und da wir Läuse hatten, gaben wir ihm auch davon was ab. Er hat alle seine Zigaretten verteilt. Ich erinnere mich noch an meine erste Zigarette, mir wurde von ihr so schwindelig, dass ich mich setzen musste. Hungerig waren wir, und nicht mehr gewöhnt ans Rauchen. Vor Wels kamen wir dann auf ein österreichisches Landgut, der Bauer kochte für uns, wir schliefen auf dem Heuboden, wuschen uns und waren zwischen menschlicheren Umständen.

Nächsten entschlossen wir, die Donau zu erreichen und von dort mit Schiff oder Boot nach Hau-

(2005): Todesmarsch Eisenstrasse 1945. Terror, Handlungsspielräume, Erinnerung: menschliches Handeln unter Zwangsbedingungen, Graz.

Vergessene Opfer

se zu gelangen. Man sagte, dass es keinen Zugverkehr gab. Kaum kamen wir auf die Landstrasse, erschienen amerikanische Autobusse, die uns zusammensammelten und nach Hörsching brachten. Das war ein deutscher Flugplatz, dort wurden wir in Baracken unterbracht. Im Lager gaben uns die Amerikaner nur Milchbrei und Milchreis und Tee, damit wir uns nicht überessen. Die meisten waren in solchem Zustand, in dem der Körper die Nahrung nicht mehr aufnimmt, und diese starben nach der Aufblähung. Wir beschimpften die Amerikaner, dass sie gute Sachen essen, und uns nur Milchbrei- und Reis und Schokolade geben. Aber am Ende brachte man uns in ein Krankenhaus, wo wir aufgepäppelt wurden. Im Krankenhaus wog ich nach einer Woche Kur 40 Kilo.»

Ein Auszug aus den Erinnerungen László Steiners an seine Rückkehr nach Budapest und das Wiedersehen mit seiner Familie:

«Ich erzähle, wie ich nach Budapest ankam. Von Hörsching hat man schon alle Leute aus dem amerikanischen Lager weggebracht, uns sagte man, wir würden mit einem Krankenwagen abtransportiert werden, oder mit dem Schijf. Nur uns Ungarn liess man noch da, angeblich, weil Ungarn noch Feind war. Die Griechen, Jugoslawen waren schon weggebracht worden, und die englischen und amerikanischen Kriegsgefangenen wurden sogar gleich mit dem Flugzeug abtransportiert. Im August waren nur wir da. Wir fuhren im Viehwagen, amerikanische Soldaten begleiteten uns bis Wiener Neustadt, und dort übergab man uns den Russen. Wir gingen zum russischen Kommandanten, was mit uns nun geschehe. Dort sagte man, „Sie sind freie Menschen und können gehen, wohin Sie wollen. So kamen wir über die ungarische Grenze nach Sopron. Hier bekamen wir Kost und Unterkunft, wir konnten nicht weiter, sondern wurden nach Särvâr und von dort nach Szombathely gebracht, wo uns die Russen übernahmen. Alles, was die Amis gegeben haben, nahmen die Russen uns weg, Kleider inbegriffen, aber sie gaben eine rote Kokarde, die wir jedoch zurückwarfen. Mit einem Zug, der Kohle transportierte, fuhren wir nach Fehérvâr. Dort ging ich mit einem Freund in die Stadt, um Bekannte zu suchen. Wir trafen den Bruder eines alten Freundes, der ein Beamter vom dortigen Roten Kreuz war. Er empfahl uns, nicht zur Kompanie zurückzugehen, weil ein russischer Wagen mit Salz nach Pest fährt, und er organisiert für uns einen Platz darin. So kamen wir auf Salzsäcken nach Budapest. Ich stieg am Kdlvin Platz aus, und da stand ich, und hatte auf einmal Angst, loszugehen, da ich nicht wusste, wen ich suchen sollte, wer am Leben geblieben war. Meine Eltern wohnten in der Nähe, dorthin ging ich. Ich fragte den Hausmeister, ob Steiners hier wohnen. Er antwortete nicht, sondern rief ‚Frau Steiner, ihr Sohn ist da!‘ Eigentlich ist die Geschichte hier schon zu Ende. Meine Familie traf sich in dieser Wohnung, und alle weinten. Aber ich gehöre zu den wenigen Glücklichen, die ihre Eltern fanden, und ihre Frau, und die Schwiegermutter. Die Familie von Magdi, meiner Frau, ist viel unvollständiger, sie verlor Vater und Bruder.»

Deszó Lanyi

Deszó Lanyi wird 1906 in Ungarn geboren.¹⁶ In den Jahren 1940 und 1941 muss er mit Unterbrechungen mehrere Monate Arbeitsdienst leisten. Ab März 1943 wird er dauerhaft zur Zwangsarbeit eingezogen und gelangt über Kosice, Marotlaka, Särospatak bis nach Rumänien und von dort aus wieder nach Ungarn zurück. Am 27. November 1944 wird er von Budapest aus gemeinsam mit 5'000 anderen in Waggonen zu je 80 Personen über Hegyeshalom nach Kószeg deportiert. In Gruppen zu je 50 Personen müssen die Zwangsarbeiter, von sudetendeutscher SA bewacht, bis an die österreichische Grenze in das Lager «Buessur» (aller Wahrscheinlichkeit nach ist Bucsó gemeint) marschieren, wo sie in Scheunen untergebracht werden und Schanzarbeiten verrichten müssen. Deszó Lanyi berichtet von einem jungen «SA-Mann namens Bruckner, aus Sopron, der 20-25 von uns aus nichtigen Gründen erschoss». Wenige Wochen vor Kriegsende werden die Kranken aus dem Lager abtransportiert:

«Am 13. März 1945 wurden die Kranken aus unserem Lager und aus dem Lager Kössegh [Kószeg, d.A.] nach Rechnitz gebracht, insgesamt 270 und wurden dort erschossen von steirischen SS-Männern»¹⁷ Die Sudeten-SA wurde im Februar 1945 von Steiermärkern abgelöst und diese waren sehr schlecht zu uns, es wurde sehr viel geschlagen, viele so lange bis sie zusammenbrachen und dann wurden sie erschossen. Aus unserem Lager allein über 20.»

Mit dem Heranrücken der «Roten Armee» wird Deszó Lanyi gemeinsam mit den anderen Zwangsarbeitern auf einen Todesmarsch nach Mauthausen getrieben. (Das Lager Bucsó wird am 28. März 1945 aufgelöst.) 20 Männer, die nicht marschfähig sind, werden zuvor noch erschossen. Der Marsch dauert 18 Tage – nahezu ohne Verpflegung. Das Kommando haben ein SA-Mann und ein SS-Mann – bewacht wird der Todesmarsch streckenweise durch den Volkssturm der umliegenden Orte. Wer vor Erschöpfung nicht mehr mithalten kann, wird erschossen. Deszó Lanyi berichtet auch von einem Massaker während des Marsches:

¹⁶ Alle Informationen und direkten Zitate in diesem Text basieren, solange nicht anders vermerkt, auf einem Protokoll von Deszó Lanyi, aufgenommen am 8. August 1945, Friedman Collection, Mappe «Rechnitz», Signatur: O5-89b, Yad Vashem Archives (Sammlung Binder/Kramer/Rajal).

¹⁷ Falls sich diese Schilderung, wie wir annehmen können, auf das Massaker in Rechnitz vom 24./25. März bezieht, so entsprechen die Angaben nicht exakt dem Tatbestand aus den Gerichtsprozessen. Die Schilderung Lanyis beruht wahrscheinlich auf den Nachrichten, die unter den Zwangsarbeitern kursierten. Jedoch wurde auch im Zuge der Volksgerichtsprozesse, wie bereits erwähnt, die Zahl der Opfer lediglich geschätzt und niemals exakt ermittelt.

Vergessene Opfer

«Auf der Höhe zwischen den Göringwerken und Eisenerz kamen aus einem Gasthaus SA-Leute, die mit Maschinenpistolen auf uns schossen und mehr als 280 niederstreckten. [...] Wir wurden in einem leeren Teil dieses Kriegsgefangenenlagers¹⁸ untergebracht, aber nur ein Teil in Baracken, der Rest musste auch hier, wie am gesamten Wege, im Freien schlafen. Wir bleiben dort über Nacht, bekamen Gemüse und Brot und marschierten am nächsten Tage weiter und erreichten am 18. Tag Mauthausen.»

In Mauthausen müssen viele unter freiem Himmel schlafen. Im Lager ist ausserdem Flecktyphus ausgebrochen, viele Menschen starben aber auch an Erschöpfung. Er wird bis zum 17. April in Mauthausen gefangen gehalten, danach werden Transporte von 5000 bis 6000 Menschen zu Fuss nach Gunkirchen getrieben. Wieder muss er hungern – viele Menschen werden noch auf dem Marsch ermordet. Deszö Lanyi nennt in seiner Aussage sechs Menschen, die auf diesem Marsch ermordet wurden:

«Ing. Johann Debrececi aus Budapest, ein bekannter Afrikaforscher, Ladislaus Graf aus Wien, Getreidehändler, Julius Kenn [das Dokument ist schlecht lesbar; es könnte auch «Konn» gemeint sein, d.A.] aus Csepel, der unglücklicherweise getroffen wurde, als ein SS-Mann auf einen Häftling schoss, der aus der Reihe sprang, um eine Schnecke vom Wegrand aufzunehmen, weiteers Johann Kalman aus Budapest und die Brüder Major aus Budapest.»

Aus den Erinnerungen von Deszö Lanyi an das Lager Gunkirchen und die Befreiung:

«Das Lager Gunkirchen war erst zur Hälfte fertig und bot zu wenig Platz für so viele Häftlinge. In einem Block waren 2500 Menschen untergebracht. Wir konnten in den Blocks eben mit angezogenen Beinen am Boden sitzen. Schlafen war fast unmöglich, Wasser gab es nicht. Wir waren in Gruppen zu je 100 eingestellt und jede Gruppe bekam jeden Tag ca. 50l Wasser zum Waschen. Es gab nur 2 Latrinen mit insgesamt 10 Sitzplätzen und man musste 4-5 Stunden stehen, bis man an die Reihe kam. Es war dies unso unangenehmer, als ja fast alle an Diarrhoe litten. Wer ausserhalb der Latrine seine Notdurft verrichtete, selbst auf einem ausgebreiteten Papier, wurde erschossen.

Im Lager herrschte eine grosse Fleckfieberepidemie und die Zahl der Toten auf jedem Block stieg von ursprünglich 50 auf 200. Zuletzt Verpflegung schw. Kaffee, 1500gr. Brot, auf 7Mann, 40gr. Leberwurst und 1/2l Suppe aus Dorrrüben und Kartoffelschalen. Die Obercapos stahlen viel von unserer Verpflegung und verkauften es um Gold und Uhren an die Häftlinge. Es kam auch vor, dass von den Toten Fleischstücke abgeschnitten und gegessen wurden. Die Obercapos hiessen, Benö Neumann, ein gewisser Burkus und Dr. Weimann. Letzterer wurde von den Ameri-

¹⁸ Gemeint ist hier wohl das Lager Gsöll, ein leeres Aussenlager des KZ Mauthausen.

kanern zum Tode verurteilt. Auch unser Blockältester Ladislaus Roth stahl reichlich von unserer Verpflegung. Unsere Wache bestand aus ungarischen Volksdeutschen aus der Batschka und Wiener Feuerwehr, die Uniform der Wr. Feuerschutzpolizei, die in Mauthausen zum Teil in SS-Uniform gekleidet worden waren, z.T. noch die Uniform der Wr. Feuerschutzpolizei trugen. Sie beteiligten sich alle an den Massenerschiessungen. Knapp vor der Ankunft der Amerikaner verschwanden viele von ihnen in Civil gekleidet, oder in Anzügen der Wehrmacht. Am 4. abends rückten die Amerikaner ein ins Lager. Der Lagerkommandant fuhr mit einigen Häftlingen und weisser Fahne im Auto den Amerikanern entgegen und erzählte, er habe den Auftrag gehabt, das Lager zu vernichten, doch habe er diesen Auftrag sabotiert. Bevor er aber zu dieser Einsicht kam, hat er den Massenerschiessungen ruhig zugesehen. Bei der Ankunft der Amerikaner waren noch ccca. [siei] 13.000 Personen im Lager, der Rest war gestorben oder erschossen.»

Judita Hruza

Judita Hruza¹⁹, wird 1925 als Judita Ilkovits in Cergov in der Slowakei geboren. Als 1938, nach dem Einmarsch der Deutschen ins Sudetenland, ihr Dorf zusammen mit einem grossen Teil der südlichen Slowakei an Ungarn fällt, übersiedelt die Familie nach Nagyszollos in Ostungarn, heute Ukraine. Die Eltern schicken Judita zusammen mit ihrem Bruder jedoch nach Budapest, wo sie bei Freunden der Familie lebt. Sie beschreibt ihre Umgebung als, trotz der Kriegsrealität, sehr behütet. Sie geht zur Schule und verbringt ihre Zeit mit dem Lesen guter Bücher und mit intelligenten Diskussionen mit Freunden über die grossen philosophischen Fragen des Lebens. Sie schreibt sich selbst als melancholische, et-



Judita Hruza im Alter von 20 Jahren, Budapest am Tag des Einmarsches der deutschen Wehrmacht (19.3.1944).

¹⁹ Die Aussagen und direkten Zitate in diesem Text basieren auf der von Judita Hruza verfassten unveröffentlichten schriftlichen Darstellung «World War II Experiences – Concentration Camp, 1944-1945» aus dem Jahr 1975, den Interviews, die im Zuge der Recherchen für den Film «Alles Schweigen» (1994) von Michael Zuzanek gesammelt und von diesem zur Verfügung gestellt wurden, sowie auf einem persönlichen Gespräch mit ihr und darauffolgender E-Mail-Korrespondenz (Sammlung Binder/Kramer/Rajal). Judita Hruza hat auf zahlreichen Veranstaltungen ihre Geschichte erzählt und sucht den Kontakt zu Schülern und Studenten, um als Zeitzeugin Aufklärungsarbeit zu leisten. Eine ausführlichere Darstellung findet sich auch im Internet unter: http://www.kreuzstadl.net/downloads/judita_hruza.pdf [Stand: 04.05.2009].

was ungeschickte und kränkliche Zwanzigjährige. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht im März 1944 versuchen Judita und ihr Bruder zu ihrer Familie nach Nagyszollos zurückzukehren. Sie werden jedoch vom Bahnhof weggeschickt, da Juden das Benützen der Eisenbahn nicht mehr gestattet ist. Judita und ihr Bruder bleiben notgedrungen in Budapest. Wenige Wochen später wird ihre gesamte Familie von Nagyszollos nach Auschwitz deportiert. Im Oktober 1944 wird auch Judita deportiert. Noch in Budapest wagt sie einen verzweifelten Fluchtversuch, wird jedoch sofort gefasst, in die Eingangshalle des nächstbesten Hauses gezerrt und von zwei bewaffneten Pfeilkreuzlern schwer verprügelt.

«I felt some relief since this meant I wouldn't be shot – only beaten up. I concentrated all my strength not to cry out (some romantic picture of a heroine in my mind). I was so excited that I didn't feel any pain. The bystanders encouraged the two men: 'That's nothing for her, she isn't even crying! Use your muscles till she's going to bleed. Why don't you shoot her instead!」»²⁰

Einige der Passanten bieten den Pfeilkreuzlern bereitwillig ihre Gürtel an, damit diese noch fester zuschlagen könnten. Judita Hruza beginnt «hysterisch» zu schreien. Die Pfeilkreuzler lassen daraufhin von ihr ab und schicken sie zurück zur Marschgruppe.

Judita Hruza beschreibt die endlosen Märsche quer durch Ungarn, die schwere Arbeit sowie die Enbehungen.

«Everything was a shock for the first time. The first dead with a bloody mess instead of a face. The first night spent in the open under the heavy October rain. The first prisoners who went crazy and kept running around screaming or singing until they were shot to death.»

Sie schildert, wie sie lernt mit den willkürlichen Gewaltakten der SS-Männer, den Läuse, dem Dreck, den zahlreichen Krankheiten sowie der Kälte und den Schmerzen umzugehen und wie all dies vor der immer stärker werdenden Dominanz des Hungers verblasst.

«A couple of months later everything became much simpler. We developed a crust over our skin, literally, and another one over our souls. The bad things belonged now to our everyday life so we hardly noticed them at all – the filth, the lice, the cold, the pain; homesickness and fear didn't bother us any more. Tears were gone. There was one thing only that mattered and became overwhelming. It was hunger. [...] During one of our marchings [sic!] we met a peasant woman pushing a cart full of bread. Although prisoners were being shot for such a crime,

²⁰ Hruza, Judita: «World War II Experiences – Concentration Camp, 1944-1945», 1975 (Sammlung Binder/Kramer/Rajal).

I couldn't resist and grabbed a piece of bread and bit it. And it wasn't bread. The cart was loaded with logs of wood...»²¹

Am 22. März 1945 wird das Arbeitslager Kószeg, wo Judita Hruza die Wochen zuvor Schanzarbeiten verrichten musste, aufgelöst. Beim letzten Appell führt der Lagerführer eine «Selektion» durch. Er geht durch die Reihen, in der Hand einen Stock, den er den Zwangsarbeitern an die Brust setzt und ihnen einen Stoss versetzt. Wer sich auf den Beinen halten kann, muss zu Fuss nach Rechnitz marschieren. Wer umfällt, wird mit dem Zug nach Rechnitz gebracht.²²

«Wir sind am 23. März 1945 aus Kószeg abmarschiert und wurden ins Schloss eingeliefert. Unsere Kleider wurden entlaust und wir Frauen haben warmes Wasser zum Waschen bekommen. Unsere Arbeit war im Schulgarten zu arbeiten. Ich habe sehr gute Erinnerungen an die ersten zwei Tage, dann ist etwas Schreckliches geschehen.»²³

Judita Hruza hat die Ereignisse in der Nacht des Massakers teilweise miterlebt. Da sie im ehemaligen Stall des Schlosses untergebracht war, hat sie deutlich gehört wie gefeiert wurde. Auch von Schüssen in der Nacht berichtet sie.²⁴ Am nächsten Tag beim Appell sieht sie, wie eine grosse Anzahl Rucksäcke von Zwangsarbeitern von einem Lastwagen abgeladen werden. Sie geht davon aus, dass dies die Rucksäcke der Ermordeten waren.

Judita Hruza bleibt insgesamt fünf Tage, bis zum 29. März, in Rechnitz. Anschliessend wird sie auf einen weiteren Todesmarsch geschickt.

«It was a rainy Spring in Austria this year. When walking through a city, we saw civilians hurrying home from the rain. It was like a fairy tale, unrealistic and unbelievable. There still were people in the world, only a few yards apart from us, who were allowed to, and could go indoors some place. They could go in somewhere, where it was warm and dry and clean and light, and they could take off the wet clothes, sit at a TABLE and EAT! How come? They didn't even seem to appreciate it. They didn't look happy. They looked angry, or worried, or bored.»²⁵

Einige Tage später erreicht ihre Marschgruppe den Präbichl bei Eisenerz.

²¹ Ebd.

²² Ebd.

²³ Quelle: Email-Korrespondenz mit Judita Hruza (Sammlung Binder / Kramer / Rajal).

²⁴ Rede von Judita Hruza bei der Gedenkveranstaltung beim Kreuzstadl in Rechnitz am 25.03.2001. http://www.kreuzstadl.net/downloads/judita_hruza.pdf [Stand: 04. 05. 2009]

²⁵ Hruza, Judita: «World War II Experiences – Concentration Camp, 1944-1945», 1975 (Sammlung Binder/Kramer/Rajal).

Vergessene Opfer

«An intense shooting started. The S.S. men [gemeint sind hier SA-Männer, d. A.] were standing or running on both sides of the road, yelling: Rasch, rasch! Ihr Saujuden. And shot into our rows. People were falling like flies. We pressed ourselves to each other while running, nobody wanted to be on the edge. [...] We were running down the hill, jumping over bleeding corpses and wounded people, we stumbled over them, fell, stepped on them. Some screamed, others prayed. I screamed, Mummy, dont let meT and I thought of the piece of bread hidden in my knapsack for worse times, which I won't be able to eat up. I thought suddenly, that I have never seen the sea and never will, and I thought I don't know how one dies, and now I won't be allowed to breathe any more. How come I have been breathing all my life until now and I haven't even thought of it? I haven't enjoyed it and oh, let me just breathe for a little longer, please! Just 20 more breath!!»²⁶

Am 15. April 1945 erreicht Judita Hruza das Konzentrationslager Mauthausen, wenig später wird sie in das Aussenlager Gunskirchen gebracht.

«During the last week more and more people died daily, mostly from starvation. The bodies were collected beside the latrines and the piles grew to enormous hills. Nobody cared to bury or drive away the dead.»²⁷

Am 5. Mai 1945 erreichen Truppen der US-Armee das Lager Gunskirchen:²⁸

«Many prisoners danced and sang and just fell dead. Others cuddled invisible babies in their arms, or invited people to fantastic parties. 'It's over, it's over, we have survived!' I kept myself hidden in a corner and was scared to death. This was a new kind of fear, very different from the old, familiar one, which concerned ordinary dangers like being killed or beaten. This time I was stiff in panic of the unknown future, which was threatening. Now no one was going to tell me what to do, where to go, and I am not even going to get my four ounces of bread. I couldn't imagine freedom and it frightened me. I knew this was the day we had waited for and that I should be happy, but I forgot, how it is to be happy.»²⁹

Da ihre gesamte unmittelbare Familie, Eltern und Grosseltern, in Auschwitz ermordet wurde, weiss sie nach ihrer Befreiung nicht, wohin sie zurückgehen soll und landet vor-

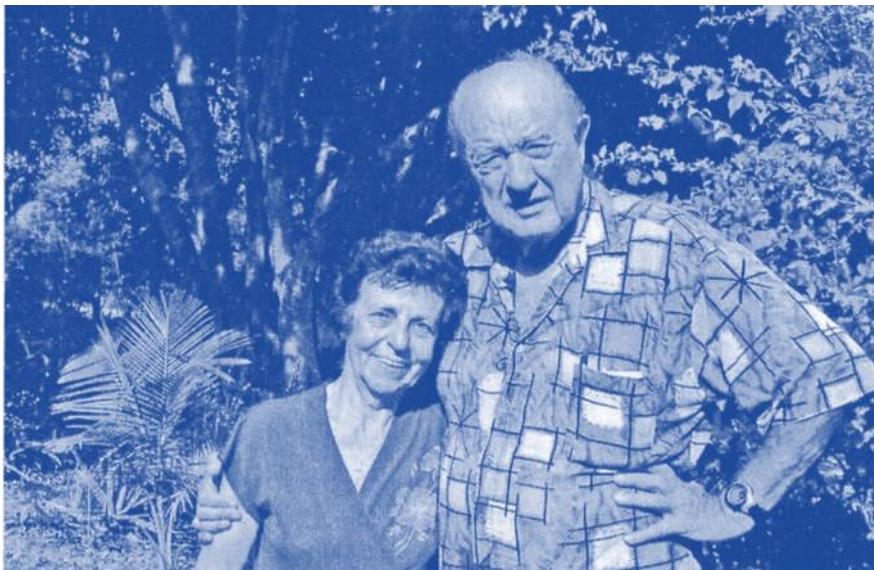
²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd.

²⁸ Rede von Judita Hruza bei der Gedenkveranstaltung beim Kreuzstadl in Rechnitz am 25.03. 2001. http://www.kreuzstadl.net/downloads/judita_hruza.pdf [Stand: 04. 05. 2009]

²⁹ Hruza, Judita: «World War II Experiences – Concentration Camp, 1944-1945», 1975 (Sammlung Binder/Kramer/Rajal).

erst wieder in Budapest.³⁰ Wenige Monate später geht sie nach Prag, wo sie Medizin studiert, ihren späteren Ehemann kennenlernt, heiratet und zwei Kinder bekommt. 1966 gelingt ihr, zusammen mit ihrer Familie, die Flucht aus der kommunistischen Tschechoslowakei nach Schweden, von wo sie wenige Jahre später in die USA emigriert. Sie lebt heute mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in der Nähe von New York.



Judita Hruza zusammen mit ihrem Ehemann im Jahr 2008

³⁰ Quelle: Central Database of Shoah Victims Names, Yad Vashem. Page of Testimony ausgefüllt von Judita Hruza.

Schlussbemerkungen

Der Titel «Vergessene Opfer» intendiert eine Thematisierung der gesamtgesellschaftlichen Ausblendung der ungarisch-jüdischen Opfer in der letzten Kriegsphase in Österreich. In diesem Kontext ist es auch bezeichnend, dass trotz der relativ hohen Aufmerksamkeit, die das Massaker von Rechnitz – im Unterschied zu den vielen weiteren Endphasenverbrechen in Österreich – bekommen hat und es durchaus auch Ansatzpunkte für Recherchen nach den Opfern des Massakers gab, jedoch bisher keine explizit darauf fokussierten Forschungsbemühungen unternommen wurden. Letztlich war es möglich, praktisch ohne Finanzierungen und ohne langjährige Forschungserfahrung, zumindest einige Identitäten von Ermordeten auszuforschen und Informationen über sie zu sammeln (wobei anzumerken ist, dass sich ein Teil der Ergebnisse auf Vorrecherchen stützt³¹). Die Darstellungen in diesem Artikel sind jedoch an vielen Stellen unvollständig und hätten in einem breiter angelegten Rechercherrahmen mit entsprechenden finanziellen Mitteln noch ausgebaut und um weitere Darstellungen ergänzt werden können.

LITERATUR

- Halbrainer, Heimo/ Ehetreiber, Christian (Hrsg.) (200 5): Todesmarsch Eisenstrasse 1945. Terror, Handlungsspielräume, Erinnerung: menschliches Handeln unter Zwangsbedingungen, Graz
- Holpfer, Eva (1998): Der Umgang der burgenländischen Nachkriegsgesellschaft mit NS-Verbrechen bis 1955 am Beispiel der wegen der Massaker von Deutsch-Schützen und Rechnitz geführten Volksgerichtsprozesse, unveröffentlichte Diplomarbeit am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien
- Hruza, Judita (2001): Rede bei der Gedenkveranstaltung beim Kreuzstadl in Rechnitz am 25.3.2001: http://www.kreuzstadl.net/downloads/judita_hruza.pdf [Stand: 04.05.2009]
- Lang, Hans-Joachim (2007): Die Namen der Nummern. Wie es gelang, die 86 Opfer eines NS-Verbrechens zu identifizieren, Hamburg

³¹ Wir möchten uns an dieser Stelle besonders bei den Regisseuren Eduard Erne («Totschweigen») und Michael Zuzanek («Alles Schweigen») bedanken, die uns für unsere Forschungsarbeit zahlreiche unveröffentlichte Materialien, die sie im Zuge der Recherchen für ihre Filme zusammengetragen haben, zur Verfügung gestellt haben. Des Weiteren danken wir Dr. Walter Manoschek und Dr.in Eleonore Lappin für ihre fachliche Unterstützung. Den Archivmitarbeitern von [Yad Vashem](#) und des HDKE und unseren spontanen Übersetzern vom Ungarischen ins Deutsche sei ebenfalls gedankt. Und letztlich gilt unser besonderer Dank natürlich den Zeitzeugen, die wir interviewen durften oder die uns per E-Mail ihre Erinnerungen, Fotografien und Dokumente zugeschickt haben.

- Lappin, Eleonore: Die Todesmärsche ungarischer Juden durch Österreich im Frühjahr 1945: <http://www.ejournal.at/essay/todmarsch.html> [Stand: 03.05.2009]
- Strassl, Harald/Vosko, Wolfgang (1999): Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter am Beispiel des Südostwallbaus 1944/45 im Bezirk Oberwart unter besonderer Berücksichtigung der Massenverbrechen bei Rechnitz und Deutsch Schützen, unveröffentlichte Diplomarbeit am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien
- Szita, Szabolcs (1999): Verschleppt, verhungert, vernichtet. Die Deportation von ungarischen Juden auf das Gebiet des annektierten Österreich 1944-1945, Wien

Archive und Sammlungen

Yad Vashem – The Holocaust Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority, Israel, Jerusalem:

- Protokoll von Deszö Lanyi, aufgenommen am 8. August 1945, Friedman Collection, Mappe «Rechnitz», Signatur: 05-89b, Yad Vashem Archives
- Protokoll von Henrik O., aufgenommen am 8. August 1945, bei der «Jüdischen Historischen Kommission» der IKG Wien, Friedman Collection, Signatur: 05-89a, Yad Vashem Archives
- Gedenkblatt für Dezsó Reichlinger (24001), Central Database of Shoah Victims Names
- Gedenkblatt für László Blum, Central Database of Shoah Victims Names

Sammlung Binder/Kramer/Rajal, Wien

Geführte Interviews und Korrespondenzen sowie von Zeitzeugen zur Verfügung gestellte Dokumente:

- E-Mail Korrespondenz mit Eva Hollo, Tochter von Dezsó Reichlinger
- E-Mail Korrespondenz mit Judita Hruza
- Interview mit Dévény F., der Witwe von Géza Vadasz und seinem Sohn Gabor, geführt von Elke Rajal in Budapest am 17. Mai 2008, Videomitschnitt
- Brief des Rechnitzer Bürgermeisters an Gabor Vadasz nach Anfrage über den Verbleib seines Vaters (1947), zur Verfügung gestellt von Gabor Vadasz
- Interview mit Péter Kelen, dem Neffen von László Blum, geführt von Johannes Kramer am 18. Mai 2008 im Holocaust Memorial Center Budapest, Videomitschnitt
- Geburtsurkunde von László Blum, zur Verfügung gestellt von Péter Kelen
- Brief von László Blum an seine Mutter während der Zwangsarbeit, undatiert, zur Verfügung gestellt von Péter Kelen
- Schutzbrief des schwedischen Roten Kreuzes (Nr. N.L. 54/1944) für Péter Kelen, seine Eltern sowie seine Geschwister, zur Verfügung gestellt von Péter Kelen
- Schreiben des ehemaligen Zwangsarbeiters Andras U. an László Blums Mutter über den Verbleib ihres Sohnes (26. September 1957), zur Verfügung gestellt von Péter Kelen
- Bestätigung, dass László Blum ab dem 17. April 1944 Zwangsarbeit verrichten musste, zur Verfügung gestellt von Péter Kelen

Unveröffentlichte Fremdquellen

- Von Judita Hruza verfasste schriftliche Darstellung „World War II Experiences – Concentration Camp, 1944–1945“. (1975), zur Verfügung gestellt von Eduard Erne
- Transkript eines Interviews mit Dr. Pál Bacs, das für den Film „Totschweigen“ geführt wurde, zur Verfügung gestellt von Eduard Erne
- Transkript eines Interviews mit Gabriel Livne, das für den Film „Totschweigen“ geführt wurde, zur Verfügung gestellt von Eduard Erne
- Transkript eines Interviews, das mit László Steiner und seiner Frau Magda für den Film „Totschweigen“ geführt wurde, zur Verfügung gestellt von Eduard Erne

Bildnachweis

- S. 116: zur Verfügung gestellt von Eva Hollo
- S. 117: zur Verfügung gestellt von Eva Hollo
- S. 117: zur Verfügung gestellt von Eva Hollo
- S. 119: zur Verfügung gestellt von Eva Hollo
- S. 120: © Yad Vashem, The Holocaust Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority, Jerusalem
- S. 121: zur Verfügung gestellt von Gábor Vadász
- S. 121: zur Verfügung gestellt von Gábor Vadász
- S. 122: zur Verfügung gestellt von Gábor Vadász
- S. 123: © Yad Vashem, The Holocaust Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority, Jerusalem
- S. 124: zur Verfügung gestellt von László Blums Neffen Péter Kelen
- S. 124: zur Verfügung gestellt von László Blums Neffen Péter Kelen
- S. 125: zur Verfügung gestellt von László Blums Neffen Péter Kelen
- S. 126: zur Verfügung gestellt von László Blums Neffen Péter Kelen
- S. 126: zur Verfügung gestellt von László Blums Neffen Péter Kelen
- S. 127: © Yad Vashem, The Holocaust Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority, Jerusalem
- S. 128: © J. Daniel Binder
- S. 128: aus „Totschweigen“ E. Erne / M. Heinrich (A/D/NL 1994)
- S. 131: aus „Totschweigen“ E. Erne / M. Heinrich (A/D/NL 1994)
- S. 133: aus „Totschweigen“ E. Erne / M. Heinrich (A/D/NL 1994)
- S. 138: zur Verfügung gestellt von Judita Hruza
- S. 142: zur Verfügung gestellt von Judita Hruza

ERINNERN

Die Sprache betritt die Bühne

Mythendekonstruktion des zeitgenössischen Nachkriegsdiskurses in Elfriede Jelineks «Rechnitz (Der Würgeengel)»

Die aktuellste Auseinandersetzung mit dem Rechnitzer Judenmassaker, genauer gesagt den gesellschaftlichen Diskursen über das Massaker und die nationalsozialistische Vergangenheit, stellt Elfriede Jelineks 2009 mit dem Mülheimer Dramatikerpreis ausgezeichnete Theaterstück «Rechnitz (Der Würgeengel)» dar, das am 28. November 2008 an den Münchner Kammerspielen unter Jossi Wieler Premiere hatte und 2009 im Rowohlt Verlag erschienen ist. Das Stück entstand aus der bereits länger andauernden Überlegung Jelineks, wie ein Sprechen über das Rechnitzer Judenmassaker auf der Bühne möglich sei¹, die durch Jossi Wielers Anregung, eine Adaption von Luis Bunuels surrealistischem Film «Der Würgeengel» (1962) für die Münchner Kammerspiele zu verfassen, eine mögliche Antwort bekam. Jelinek dreht die Grundkonzeption von Bunuels Film, in dem eine Festgesellschaft aus den besseren Kreisen eingesperrt in ihrem bürgerlichen Haus zurückbleibt, das die Dienstboten verlassen haben, um.² In ihrem Stück sprechen «Boten, zueinander oder solo» (Jelinek, Rechnitz, 2009: 56)³, die sich in einem Schloss in Österreich mit Jagdtrophäen an der Wand befinden, wie die dem Stück vorangestellte Regieanweisung, die eigentlich ein Vorschlag ist, verdeutlicht. Diese Grundkonstellation verweist zugleich auf die historischen Ereignisse nach dem Massaker. Denn als die «Rote Armee» näher rückte, flüchtete das Ehepaar Batthyány und Gutsverwalter Hans Joachim Oldenburg – während also «die Herrschaft» abreiste,

¹ Bereits in ihrem Theaterstück «Stecken, Stab und Stangl», das sich auf das Sprengbombenattentat an vier Rom in Oberwart 1995 bezieht, hat sich Jelinek mit dem Film «Totschweigen» auseinandergesetzt. (Scheit, Totschweigen und Wegreden, 2009: o. S.) Nicht nur bildet das Thema der sprachlichen Strategien des Redens über die schuldhaftige Vergangenheit eine Folie, sondern einzelne Textpassagen übernehmen auch Formulierungen von Interviewpartnern oder -Partnerinnen aus dem Film.

² Die intertextuellen Bezüge zu Bunuels Film liessen sich weiterverfolgen. Schlagwortartig seien folgende Themen angerissen: unterdrückte Orgie, Untergang der Bourgeoisie, Kapitalismuskritik, Wiederholung als Form.

³ Alle folgenden, einfachen Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.

blieben die (Dienst-)Boten zurück.⁴ Im gesamten Werk von Elfriede Jelinek bildet das Wiedergängertum des Faschismus den zentralen Gegenstand, der Thema und ästhetische Verfahrensweisen bedingen, wie bereits Janz festgestellt hat. (Janz, *Die Geschichte*, 1997: 225) «Rechnitz (Der Würgeengel)» nun stellt die Verdrängungs- und Verharmlosungsmechanismen der österreichischen Nachkriegsgesellschaft, wenn es um das Sprechen über die historische Verantwortung und die Schuld an den Verbrechen im Nationalsozialismus geht, aus. Die Thematisierung eines Endphasenverbrechens im österreichischen Gedächtnis erlaubt es, die Auseinandersetzung mit der Tätergeschichte des Landes und seiner Bevölkerung zugespitzt zu führen.

Die Verfahrensweise der Kritik des Stücks an den Sprachtätern der Gegenwart, die sich im Reden über die nationalsozialistische Tätervergangenheit entlarven, kann als Mythendekonstruktion verstanden werden. (Lücke, *Elfriede Jelinek*, 2008: 26) Jelinek griff das Trivialmythenkonzept von Roland Barthes, das er in seinen «Mythen des Alltags» vorgelegt hatte, erstmals explizit in ihrem Essay «Die endlose Unschuldigkeit» von 1970 auf und entwickelte es weiter, indem sie den Fokus vom Diskurs auf die Gesellschaft, die jenen produziert, verschob. (Janz, *Die Geschichte*, 1997: 227) Mythos ist bei beiden als eine entpolitisierte und enthistorisierende Aussage definiert, die Geschichtliches in Natur verwandelt. Die Bourgeoisie stabilisiert, verfußt⁵ auf diese Art und Weise die bestehenden Machtverhältnisse, indem sie die eigenen Normen mythisiert. Historisch Bedingtes – zum Beispiel das Geschlechter- oder Klassenverhältnis – wird als «natürlich» gegen Veränderungen immunisiert. (Janz, *Elfriede Jelinek*, 1995: 9) Der erste Satz des Essays lautet: «es kann nämlich alles mütos werden, trivialmüten.» (Jelinek, *Die endlose Unschuldigkeit*, 1980: 49) Nämlich dann, wenn die Aussage ihres historischen Sinns beraubt wird und zur Form erstarrt, die ihr zur zweiten Natur wird. (Lücke, *Elfriede Jelinek*, 2008: 27) Das Verfahren Jelineks als *Mythendestruktion*, wie es bei Janz noch heisst, will die zum Klischee und Stereotyp erstarrte Wirklichkeit wieder öffnen. Sind es in ihren frühen Texten häufig Medienklischees, die zitiert und damit demontiert werden, weitet sich das Feld der intertextuellen Beziehungen in späteren Texten auch auf Prätexte der sogenannten «hohen» Kultur oder Wissenschaft als Mythen der bürgerlichen Ideologien aus. (Janz, *Elfriede Jelinek*, 1995: 13)

Seit Jelineks Theaterstück «Burgtheater» werde ausserdem «die Mythenproduktion unmittelbar als linguistischer Effekt, als Gewalt sozusagen am Körper der Sprache, in den

⁴ Julia Lochte im unpublizierten Konzeptions(publikums)gespräch im Vermittlungsprogramm der Münchner Kammerspiele am 4.11.2008 mit Jossi Wieler, Julia Lochte und Elke Bauer.

⁵ Dass sich die Sprechinstanz immer nur einer ideologisch bereits vorgeformten Sprache bedienen kann, wird in «Rechnitz (Der Würgeengel)» zum Beispiel in diesem Zitat deutlich: «Als Bote sollte ich stets über mehrere Worte verfügen, die ich bereithalten müsste, aber die Worte sind ineinandergefügt und danach so verfußt worden, wie ich ja bereits berichtet habe, dass ich sie dort jetzt nicht mehr rauskriege.» (96)

Vordergrund gerückt.»⁶ (Janz, *Die Geschichte*, 1997: 230) Es geht darum, die Mythologisierungen an ihre konkreten historischen und gesellschaftlichen Kontexte zurückzubinden, um die Ideologisierungen realer Gewalt sichtbar zu machen. (Janz, *Die Geschichte*, 1997: 226) Lücke lehnt für dieses Verfahren den Begriff der Mythen*destruktion* ab, da er den kritischauflärerischen Impetus einer solchen Literatur, die ja die Verlogenheit der essenialisierenden Mythen zerstört, unterschlägt. Der Begriff der Dekonstruktion trifft es auch insofern genauer, als das ästhetische Verfahren Jelineks die Unmöglichkeit sprachlicher Weltwahrnehmung und -Beschreibung und damit einhergehender Sinnstabilisierung ausserhalb der Sprache und ihrer Metaphysik in sein Programm aufgenommen hat. Destruktion der Mythisierungen in dem ihnen eigenen Medium, der Sprache, ist nicht möglich, sondern nur Sinnverschiebungen, die im Unterschied zur neuerlichen Sinnfestschreibung einer Destruktion ein prozessuales Verfahren darstellen. (Lücke, Elfriede Jelinek, 2008: 29f.)

Stiegen wir mit Peter Wagners «März. Der 24.» mit einem Theaterstück in unser Thema ein⁷, das in traditionellen dramatischen Kategorien die Geschehnisse jener Nacht auf die Bühne bringt, landen wir mit «Rechnitz (Der Würgeengel)» bei einem Theater, das gerne als postdramatisch (Annuß, Elfriede Jelinek, 2005: 34) bezeichnet oder in die Nähe zum repräsentationslosen «Theater der Grausamkeit» von Antonin Artaud gestellt wird. (Lücke, *Zu Bambiland und Babel*, 2004: 230) Da protagonistische Darstellungen, wie es «März. Der 24.» eine ist, als unpolitisch erscheinen, vor allem, wenn es um die Thematisierung des Nationalsozialismus geht, weil die politische, strukturelle Dimension des Holocausts auf persönliche Beziehungen reduziert wird (Annuß, Elfriede Jelinek, 2005: 132), lösen sich bei Jelinek, wo es bei Wagner *dramatis personae* gibt, diese in Boten auf, die über das Geschehene berichten und deren Subjektposition dabei verloren geht. Der Botenbericht des antiken Dramas erfährt hier eine postdramatische Ausgestaltung: Einzelne Figuren lassen sich nicht mehr unterscheiden, weshalb die Frage, wer hier eigentlich spricht, nicht einfach zu beantworten ist.⁸ Im Text wechseln sich

⁶ Eigentlich ist bereits die Differenz erzeugende Schreibweise von «mütos» ein Sichtbarmachen der Sinnverschiebung im Begriff am Sprachkörper selbst und damit ein Verweis auf den erstarrten, enthistorisierten Begriff von Mythos – und erinnert damit an Derridas Begriff der *différance*.

⁷ Siehe dazu den Beitrag von Jiranek/ Scheucher in diesem Band.

⁸ In ihrem Text zum Theater «Sinn egal. Körper zwecklos.» formuliert Jelinek programmatisch: «Und dann merken sie [die Schauspieler, d. AJ, dass sie selber ihre eigene Botschaft sind. [...]] Die Schauspieler SIND das Sprechen, sie sprechen nicht.» In einem solchen Theater müssen traditionelle Dialogformen folglich aufgelöst werden. Und weiters: «Die Zeugen meiner Anklage gegen Gott und Goethe, mein Land, meine Regierung, die Zeitungen und die Zeit solo, sind die jeweiligen Figuren, jedoch ohne sie sein zu wollen, weil sie sie ja schon sind!» (Jelinek, *Sinn egal. Körper zwecklos*. 1997: 9f.) An dieser Stelle in Jelineks Werkentwicklung sind Figuren also noch nicht vollständig aufgelöst.

Sprechinstanzen von ich, wir, und sie ab, die eine Mehrstimmigkeit und Potenzierung der Stimmen produzieren (Janke, Um Mitternacht, 2009: o. S.), wobei die dramaturgische Funktion des Botenberichts im Verfahren der Verfremdung und der dadurch entstehenden Distanz liegt. (Meister, Jelineks Botenbericht, 2009: o. S.) Form und Inhalt von «Rechnitz (Der Würgeengel)» thematisieren, wie heute über eine «grosse Tragödie» berichtet werden kann. Der Botenbericht in der hier vorgestellten Form ist die Antwort auf die Frage, wie heute über den Holocaust gesprochen werden kann, ohne das Undarstellbare, das Giorgio Agamben als Ereignis ohne Zeugen fasst, zum Mythos werden zu lassen (Runte, Kinder der Un/ Toten, 2008: 120ff.): «Ich als Bote hätte ihnen selbstverständlich gern einen Beweis in Gestalt eines Zeugnisses gegeben, aber dadurch wäre ich ja Zeuge geworden, nicht Bote [...]» (185) Die Boten reflektieren ihr scheinbares Unbeteiligtsein, wobei ihr Sprechen dies als Anspruch demaskiert, der nicht vollzogen werden kann: «[...] nur ich richte nicht, niemals richte ich, ich richte nicht, auf dass ich nicht angerichtet werde, ich berichte, was andre angerichtet haben, [...] grade vorhin bin ich noch Bote gewesen, dafür hat es gereicht, ich räche, [...]» (116) Das Insistieren in dreimaliger Wiederholung führt die Lächerlichkeit dieses Anspruchs vor, dessen sich auch die Sprecherstimme bewusst ist, als sie dann doch rächend und also richtend Stellung bezieht. Sowohl eine neutrale Beobachterposition als auch eine diese vermittelnde Sprechinstanz kann es nicht geben, da Sprache Wirklichkeit/en schafft: «Ich soll es ja nur ausrichten. Ich kann nicht sagen, was sein wird, nur, was ich gesehen habe, also was war. Nicht, was wahr ist.» (186) Ein anderes deutliches Bild, dass diese Erkenntnis transportiert, ist folgende Szene, die so wie der Botenbericht einen mythischen, antiken Prätext hat:

«Bote auf einer Anhö, das wäre nicht schlecht, von diesem Tannenwipfel könnte ich das alles besser sehen [...]. Bieg ich halt ein himmelragend Tannenhaupt, so, und was mach ich jetzt damit? [...] und schwindelnd rag ich nun in die Schwindelhöh hinein, und ich werde immer schwindeln, wenn ich später davon rede, das ist doch ganz natürlich, natürlich werde ich schwindeln, besser, ich werde gar nicht davon reden, man wird es mir eh nicht erlauben, wozu mach ich mir also die Mühe?» (124f)

Einen Intertext zu Euripides «Die Bakchen» stellen die die Satzstruktur der Vorlage imitierende, wenn auch umgangssprachlich gebrochene, Syntax und das Bild des auf eine Tanne Steigens, um eine Szenerie (die dyonisischen Feste in den Bakchen, das Massaker im Zuge des Gefolgschaftsfestes hier) zu beobachten, dar. Die erhöhte Position auf dem Baum ist zugleich eine Metapher für die Erzählposition eines auktorialen Erzählers, der, scheinbar über dem Geschehen stehend, darüber berichten kann. Diese Beobachterposition wird aber über das lautliche Wortspiel der Diaphora, das den Schwindel in der Höhe in Verbindung mit Schwindeln setzt, als Schein entlarvt. Mit dem Problematischerwerden der Realitätskategorien geht die Frage nach der Möglichkeit von historischer als objektiver Wahrheit und ihrer Darstellung einher. Die Dekonstruktion einer naturalisierten Geschichte in der Literatur unterläuft deshalb die Linearität des

Erzählens. So kommen in dem Theaterstück sich widersprechende Stimmen zu Wort, die sich nicht nur abschnittsweise durch unterschiedliche inhaltliche Darstellungen gegenseitig destabilisieren, sondern über Relativierungsstrategien häufig so weit ineinander geführt werden, dass selbst innerhalb einer Aussage der Sinn brüchig wird. Durch verschiedene sprachliche Verfahren können die Widersprüche und Brüche innerhalb eines Gedächtnisses, nämlich des der Nachfolgestaaten des Dritten Reichs, sichtbar gemacht werden: «Und ihre Jagdgenossen also, die ihren Fang erst gelingen liessen, die Sieger, nein, jetzt die Verlierer, nein, später die Sieger, nur jetzt die Verlierer, egal, auf lange Sicht die Sieger [...]» (157) Die ambivalente retrospektive Beurteilung der Niederlage Hitlerdeutschlands im Zweiten Weltkrieg – ob der Sieg der Alliierten gefeiert oder die Niederlage des Dritten Reichs betrauert wird – kommt in dieser Passage ebenso zum Ausdruck, wie der Befund, dass die (ehemaligen) Nationalsozialisten, langfristig gesehen, gut davon gekommen sind, also die Entnazifizierung nicht erfolgreich gewesen sein kann.

Das Verfahren der Stimm- und Sinnpotenzierung erlaubt es, alle Aussagen über Rechnitz, egal aus welchem Diskurs und aus welcher Zeit sie stammen, zu präsentieren. Dabei werden intertextuelle Bezüge aus der «grossen Dichtung» genauso verwurschtet wie die Gerüchte, die sich um die Personen des Massakers ranken. Konkrete historische Fakten sind mit gegenwärtigen Themen amalgamiert – vom wichtigsten, der zeitgenössischen sogenannten Vergangenheitsbewältigung, bis zur Nichtraucherenschutzdebatte. Dass es sich bei den historischen Ereignissen um die Endphase des Zweiten Weltkrieges handelt, wird wiederholt hervorgekehrt und vom ersten Absatz an klar gemacht, wenn von «den Russen» die Rede ist: «Falls sie noch nicht da waren, dann kommen sie noch. Die kommen sogar bald, sagt Ihnen ein Bote, wie Sie auch einer sind, Sie wissen ja, wie weit man uns glauben kann.» (56) Das ständig im Stück vollzogene Oszillieren zwischen den Zeiten drückt sich an dieser Stelle im Konditionalsatz aus. Die Aufhebung von Zeit de-konstruiert die Enthistorisierung im Mythos. Die erste deutliche Bezugnahme auf das Massaker in Rechnitz erfolgt auf der vierten Seite: «Das war ein Gefolgschaftsfest, eindeutig ein Gefolgschaftsfest, einer folgte dem anderen, bis um 23 Uhr der Anruf erfolgte, mitten im Fest. Dann verliessen es 15 Personen. So spricht der Bote.» (58) An diesem Absatz und ähnlichen, die die historischen Fakten referieren, fällt die vergleichsweise simple Syntax in kurzen Sätzen auf. Pfeiferová sieht darin bereits in Jelineks Roman «Die Kinder der Toten» auf der strukturellen Ebene eine Ähnlichkeit mit Thomas Bernhard⁹: «Auch Elfriede Jelinek wird überraschend nüchtern, wenn sie will, dass der Sachverhalt aus der realen, als bedrohlich empfundenen Welt erkannt wird.» (Pfeiferová, Eine radikale Kritik, 2009: 145)

⁹ Eine weitere intertextuelle Bezugnahme in «Rechnitz (Der Würgeengel)» auf Bernhard, nämlich «Die Jagdgesellschaft», ist das Motiv der Jagd, das bei Jelinek häufig zum Einsatz kommt, wenn es um die Verfolgung von Juden geht.

Die Forni von «Rechnitz (Der Würgeengel)» sagt aber auch etwas über das Verhältnis von Individuum und Kollektiv aus. Das Individuum kann aus dieser undifferenzierten Sprachmasse nicht hervortreten, da es sich sonst ausserhalb der Gemeinschaft stellen würde: «mütos und masse gehören zusammen oder besser: durch die gemeinschaftsbildende kraft des mütos wird masse gemacht.» (Jelinek, Die endlose Unschuldigkeit, 1980: 50) Dass es der Antisemitismus ist, der die Gemeinschaft – auch jene nach 1945 – formt, zeigt das Stück.¹⁰

Die Sprache des Stücks als «Tätersprache» (Janke, Um Mitternacht, 2009: o. S.), die die der Nachgeborenen und Altgewordenen ist, offenbart alle nur möglichen Strategien des Redens über den Holocaust. Das Sprechen offenbart auch noch das Vergessen: «Der Osi hingegen vergisst immer alles, er vergisst aber nicht, dass er prinzipiell dagegen ist, etwas zu vergessen. Das ist Arbeitsteilung. Wer vergisst, glücklich ist, aber nur wenn er weiss, dass er etwas vergessen hat.» (87) Anhand dieses Zitats lässt sich verdeutlichen, wie die Mythenkonstruktion bei Jelinek durch die Rückbindung einer Aussage an ihren historisch-kulturellen Kontext passiert. Dass das Vergessen kein natürlicher Vorgang, sondern politisches Programm der Nachkriegszeit war, dekonstruiert der Intertext «Wer vergisst, glücklich ist», in dem die Textzeile «Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist» (Strauss, Die Fledermaus, 1994: 48) aus der Operette «Die Fledermaus» von Johann Strauss erkennbar ist. Österreich versuchte nach 1945 in Ausblendung des «Zivilisationsbruchs», den der Holocaust darstellte, in der Konstruktion der kulturellen Identität des jungen Staates an weiter zurückliegende Kulturtraditionen anzuschliessen. (Matti, Ästhetik als Opposition, 2008: 44) Der Glanz der Habsburgzeit erlaubte es, sich an eine Epoche zu erinnern, in der die nationalen Gefühle von den Kriegsgeschehen des 20. Jahrhunderts noch unangetastet waren. Ein solches ästhetisches und politisches Programm ist aber sehr wohl zu ändern. Vor allem ist der Mythos des Vergessens zum Scheitern verurteilt. Denn Verdrängung und Verleugnung gelangen an die Oberfläche der Sprache und finden ihre Form unter anderem in Strategien der Verharmlosung und Relativierung, wie sie sich zum Beispiel in der Opfer- und Tätergleichsetzung zeigen:

«[...] nur wir Boten nicht, wir müssen nur sitzen und warten, was man uns sagt, was man uns anschafft, und dann rennen, die Gefallenen zählen und von ihnen erzählen, aber zu Hilflosen kann man nicht Gefallene sagen, nicht wahr, das würde die Gefallenen, die nicht hilflos waren, ein für allemal entehren, und eine Ehre braucht der Deutsche, [...]» (121)

¹⁰ Gerhard Scheit in o. A. (2009): «Jenseits der Schweigemauer». Gespräch mit Ruth Beckermann, Eduard Erne und Gerhard Scheit am 30. 4. 2009 im Rahmen der Veranstaltungsreihe «Die endlose Unschuldigkeit.» Elfriede Jelineks «Rechnitz (Der Würgeengel)» des Elfriede Jelinek-Forschungszentrums.

Die moralische Verdrehung des Arguments, zu den in die Grube fallenden ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern könne man nicht «Gefallene» sagen, da das die im Zweiten Weltkrieg gefallenen Wehrmachtssoldaten entehren würde, offenbart sich in der den Soldaten abgesprochenen Hilflosigkeit. Durch die gesamte Rede des Stücks ziehen sich Einwürfe und Publikumsanreden wie das «nicht wahr», die ein Einverständnis mit dem auf der Bühne präsentierten Diskurs unterstellen.

Das Thema der verdrängten und wiedergängerischen Holocaust-Opfer, wie es sich in früheren Jelinektexten findet (Pfeiferová, Eine radikale Kritik, 2009: 133), muss für «Rechnitz (Der Würgeengel)» verändert werden. Da das Massengrab mit den Opfern bis heute nicht gefunden wurde, sind die Holocaust-Opfer die Leerstelle im Text, um die alles Sprechen unwillkürlich kreist. Das Theaterstück stellt sich damit auch gegen die literarische und filmische Tradition der 1990er-Jahre, in denen eine Fokussierung auf die Opfer des Holocaust vorherrschte. (Janke, Um Mitternacht, 2009: o. S.) Die Opfer werden im Stück als «hollow men» bezeichnet, was T.S. Eliots Gedicht «The Hollow Men» entlehnt ist:

«Gedenket unser, wenn überhaupt, nicht als verlorene gewalttätige Seelen, sondern denkt an uns nur als die hollow men the stuffed men, vollgestopft haben sie sich, haben wir uns, wieso sind sie, wieso sind wir dann hohl, wieso sind die dann aber Höhle und wir nichts Hohlmenschen? Höhlenmenschen?, was weiß ich, was das ist, der wir sind. Und die Herren P. und O. müssen wir auch noch mitnehmen, geht ja alles in einem Blutaufwasch, denn das sind die echten hohlen Menschen, in die geht alles rein.» (61)

Das Metaphernfeld «hohl – Höhle» wird auf beide Gruppen, die der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter wie ihrer Mörder, angewandt. Einerseits sind die Toten hohl und leer, da sie im Text wie in der ausserliterarischen Realität abwesend sind, im Gegensatz zu den anwesenden, sprechenden Tätern. Das zweite Assoziationsfeld ist das der Nahrung, welches aus dem englischen «stuffed» des Ursprungsgedichts entsteht und dass den ausgehungerten Zwangsarbeitern die gut genährten Anderen gegenüberstellt und darüber hinaus auf den Rahmen des Gefolgschaftsfests, im Zuge dessen das Massaker vollzogen wurde, verweist. Hohl kann aber auch die Täterseite sein, die durch ihre Nähe zum primitiven Höhlenmenschen ebenso gekennzeichnet werden kann, wie durch ihr leeres Gedächtnis. Die Ausdehnung dieses Metaphernfelds auf beide Gruppen kann als De-Montage des Opfermythos' verstanden werden. Diese politische Nachkriegsstrategie Österreichs, sich als erstes Opfer der nationalsozialistischen Expansionsbestrebungen darzustellen, prägte als nationale Basiserzählung bis in die 1980er-Jahre des 20. Jahrhunderts Selbstverständnis und Selbstdarstellung des offiziellen Österreich. (Manoschek/Geldmacher, Vergangenheitspolitik, 2006: 578f.) Der Opfermythos macht damit österreichische Nationalsozialisten zu Opfern und stellt sie im Gedenken ununterschieden neben die Opfer der Nationalsozialisten.

Das Untoten-Motiv wird in «Rechnitz (Der Würgeengel)» auf die heutige Gesellschaft angewendet: «Und die Seelen der Toten? Und die toten Seelen der Lebenden?» (63), wodurch die Menschen der gegenwärtigen Gesellschaft zu Wiedergängern werden. Die Reproduktion antisemitischer Klischees und Stereotype, wie sie der Text ausstellt, kann erst aufgrund der nicht eingestandenen Schuld und Verantwortung entstehen:

[...] sie fällt vielmehr bei jeder Gelegenheit von uns ab, die Verantwortung, sie ergreift uns, wenn wir sie nicht sofort übernehmen und dem Boten den Rückschein unterschreiben, und dann fällt sie ab, wir sind und wir bleiben ihr alles schuldig. Wir können immer das nächste Mal zahlen.» (61)

Die endlose Aufschiebung der Verantwortung ist es, was uns schuldig macht, die darauf basiert, dass wir die Botschaften der Vergangenheit nicht annehmen.

Mit einer Assoziationskette, die von den Opfern zu Geld und Banken führt – «The stuffed men. Die Gestopften. [...] Geld stinkt nicht [...]» (62) – thematisiert das Stück die finanzielle Unterstützung der Thyssen-Bornemiszas über die August-Thyssen-Bank für das Dritte Reich. Ausserdem wird deutlich gemacht, dass die Frage nach der Verstrickung in den Nationalsozialismus in der Nachkriegszeit von sozialer Ungerechtigkeit dominiert wird. Wer das Geld hat, sich die Flucht in die Schweiz zu leisten und sich mit der Sammlung von Kunst eine Reputation aufzubauen – der auch der Vorwurf von Raubkunst nichts anhaben kann –, kann sich seine Unschuld erkaufen:

«[...] und es ist überhaupt besser, [...] sogar sicherer, nein, nicht sicherer, man kann dabei ordentlich danebengreifen, aber im Prinzip ist es sicherer, Kunst zu sammeln. Das kann einem nachher keiner zum Vorwurf machen. Ausser die wäre geklaut, dann kommen die Vorwürfe, spät, aber doch. [...] Leicht ist das auch nicht, es ist nicht leicht, Kunst zu sammeln und Menschen zu fangen, Kunst zu fangen und sich für sie zu sammeln [...]» (117f.)

Macht im Sprechen und in der Gesellschaft wird als sozial verortet dargestellt. Auch wenn die Stimmen des Stücks potenziert sind, bedeutet das nicht, dass die Personen aus der Geschichte verschwinden. Im Reden über das Massaker in Rechnitz steht vor allem die Figur der «Frau Gräfin plus Podezin plus Oldenburg, P. und O.» (193) im Mittelpunkt.

Der Deutungsrahmen des Ungerechtigkeit stiftenden Geldes, was die Strafverfolgung nach Kriegsende oder auch nur die Thematisierung der Mitverantwortung der Familie Thyssen-Batthyány in der Öffentlichkeit betrifft – «[...] warum hätten die Frau Gräfin und die Herren P. und O., über die die Geschichte noch so lang schweigen muss, bis sie tot sind, und sie schweigt noch immer, [...]» (130) – entstammt dem Buch von David R.L. Litchfield über die Thyssen-Dynastie (Litchfield, Die Thyssen-Dynastie, 2008: z.B. 237). Das Werk wird in der Aufzählung der von der Autorin «verdauten»

Prätexte, die dem Theatertext hintangestellt ist, an erster Stelle genannt. Wahrscheinlich noch stärker als das Sachbuch selbst hat allerdings die mediale Debatte, die der am 18. Oktober 2007 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschienene Artikel «Die Gastgeberin der Hölle» von David R.L. Litchfield im deutschsprachigen Raum ausgelöst hat, «Rechnitz (Der Würgeengel)» beeinflusst.

Der Artikel rollte die Ereignisse des Massakers in Rechnitz unter dem Gesichtspunkt der Involvierung der Familie Thyssen-Bornemisza / Batthyány, vor allem der Gräfin Margit Batthyány, auf. Was als «Litchfield-Debatte» über die Qualität seiner Recherchemethoden und seiner formalen und inhaltlichen Darstellungsweise, vor allem bezüglich der Rolle Margit Batthyánys im Massaker, begann, weitete sich zu einer «Rechnitz-Debatte» aus, in der «Rechnitz» zu einer Chiffre für das Schweigen in Verbindung mit Angst, Abwehr, Verleugnung und Verdrängung über die österreichische Tätergeschichte des Nationalsozialismus wird. (Janke, *Um Mitternacht*, 2009: o. S.) Eine Flut von Artikeln schloss sich Litchfields reisserischer Aufbereitung der historischen Ereignisse an oder überbot diese noch und übernahm dabei auch den Interpretationsrahmen des Massakers als Party vergnügens und der Rolle der Gräfin als Gastgeberin. Die Behauptung einer Tatbeteiligung Margit Batthyánys musste die *FAZ* im November 2007 wieder zurückziehen, da Beweise für eine solche fehlen.¹¹ Die Trivialisierung und Theatralisierung der Geschichte durch Literatur, die in den Medien Litchfield vorgeworfen wurde, betrieben dieselben Medien in ihrer Berichterstattung. (Janke, *Um Mitternacht*, 2009: o. S.; siehe dazu auch den Beitrag von Gunnar Merz in diesem Band) Diese und weitere Mechanismen des Sprechens über Ereignisse, die die Tätergeschichte des eigenen Staates und seiner Bevölkerung offenbaren, werden in «Rechnitz (Der Würgeengel)» entlarvt.¹² Die Medienkritik steht aber nicht im Zentrum des Stücks. Im Beziehungsgeflecht der jelinekschen Themen von Kapitalismus-, Medien-, Religions- und Geschlechterverhältniskritik, wie es sich in «Rechnitz (Der Würgeengel)» präsentiert, ist das Wiedergängertum des Antisemitismus das zentrale Thema, über das alle anderen vermittelt sind. Janz argumentiert, dass die Kritik der Präsenz des Faschismus in den Diskursen und Habitusformen nach 1945, in unterschiedlichen Ausformungen und über verschiedene intertextuelle Verfahren, seit den frühen Prosatexten im Mittelpunkt des Werks von Jelinek steht. (Janz, *Die Geschichte*, 1997: 238)

In der Fokussierung des Theaterstücks auf die «Gräfin» kreist das Sprechen darum, wer an der Tat beteiligt war. Die Interpretation der Gräfin als Gastgeberin (vgl. 153) ist Litchfields Deutungsrahmen entnommen, ist aber genauso unsicher wie jede Aussage

¹¹ Für einen Einblick in die mediale Debatte, die Litchfields Artikel auslöste, vgl. Gunnar Mertz' Aufsatz in vorliegendem Band.

¹² Litchfield, David R.L. (2008): *Die Thyssen-Dynastie. Die Wahrheit hinter dem Mythos*. In Zusammenarbeit mit Caroline Schmitz. Üb. v. Karl Laschulz. Oberhausen, erschien bereits 2006 auf Englisch unter dem Titel «The thyssen Art Macabre» in London bei Quarter Book.

über die Abläufe des Massakers selbst. In der ersten Tatbeschreibung heisst es über die Gräfin:

«Mit ihren Armen packt sie, die Frau Gräfin meine ich, die Frau Margit, die Frau Gräfin Margit, so kann man das gewiss nicht sagen, sie packt also seine linke Hand, die linke Hand von dem Mann da, nicht wahr, nein, nicht wahr!, sie könnte auch seine rechte ergreifen [...]» (110)

Was zuerst eine die Zustimmung vom Publikum erheischende rhetorische Frage ist, wandelt sich zum Widerspruch des gerade Gesagten. Es bleibt in der Waage, ob es unwahr ist, dass die Gräfin überhaupt an der Tat beteiligt war oder dass sie die linke statt der rechten Hand eines Opfers gepackt hat. Zwischen Indikativ und Konjunktiv wechselnd erscheint die Tat abwechselnd als wahr oder nur möglich. In einer Darstellung des Massakers teilt die Gräfin die Waffen an die beteiligten Personen aus (vgl. 123); in einer anderen heisst es, dass sie selber (vielleicht) geschossen habe:

« Und schiesst. [...] Das wird nachher schon nicht so gewesen sein, dass sie selber geschossen hat, nur keine Sorge! Wir Boten sorgen dafür, dass es nachher nicht so geschehen sein wird! Wir werden einander widersprechen, manche werden gar nichts sagen, doch ohne uns wüssten Sie überhaupt nichts, [...]» (143)

Die aus der Vergangenheit in unsere Gegenwart projizierte Vorzukunft führt uns vor Augen, dass Geschichte wortwörtlich geschrieben wird und sich in der Durchquerung der Zeiten, die jede Überlieferung hinter sich oder besser in sich hat, verändert. Die Rolle der Gräfin bleibt unsicher – dass sie aber wiederholt rhetorisch umkreist wird, verdeutlicht die Wichtigkeit dieser Frage, deren Klärung noch aussteht.

Zu Beginn des Absatzes, der auf die oben beschriebene erste Darstellung der Mordhandlung folgt, tritt die Stimme der Autorinstanz auf:

«So, diese 180 Männer wären jetzt endlich auch gefallen. Das wäre also das Ende. Ich habe nicht gewusst, wie ich davon berichten könnte. Ich weiss es auch jetzt nicht, aber ich berichte weiter, obwohl es ja gar nicht weitergeht. Von der Stirne würden sie die Binde werfen, die wir ihnen aber nicht umgebunden hätten, die kriegen nur der Deserteur [...]» (112)

Da, wie ja dargelegt wurde, das gesamte Schreiben Jelineks in «Rechnitz (Der Würgeengel)» die Dekonstruktion einer mythisierten Sprache darstellt und daher genau genommen auf der Metaebene vollzogen wird, befinden wir uns mit der Stimme der Autorinstanz auf der Meta-Metaebene, in der Selbstreflexion des selbstreflexiven Schreibens. Bevor diese Stimme nach nur vier Sätze wieder im Kollektiv der Täterstimmen verschwindet, beschreibt sie die Schwierigkeit der Darstellung eines Massenmordes, das es dabei um das Ende von Menschenleben geht. Und obwohl die Sprache darüber selber

zum Ende kommen will, beginnt mit der Thematisierung des eigentlich Unsagbaren gerade erst das Reden darüber, denn der Satz «Das wäre also das Ende» fällt nach nur einem Drittel des Stücks. Eine kannibalistisch-orgiastische Darstellung des Massakers als Jagd und dionysischem Fest im letzten Teil des Stücks nimmt die Unmöglichkeit, vom Massaker realistisch berichten zu können ohne es zu mythisieren, ernst und treibt die voyeuristische Lust daran, was damals passiert sein könnte, auf die Spitze, um sie gleichzeitig im Unterlaufen einer eindeutigen Antwort ad absurdum zu führen. (Janke, Um Mitternacht, 2009: o. S.) Die Bilder dafür entlehnt das Stück vor allem bei Euripides «Die Bakchen».

«Rechnitz (Der Würgeengel)» dekonstruiert eine Sprache, die sich nur mehr selbst wiederholen und zitieren kann und dabei zur Phrase erstarrt. Den Diskurs der historischen «Unschuldigkeit» am Nationalsozialismus zu demontieren war bereits in «Totenauberg» und «Wolken.Heim» Programm. (Janz, Elfriede Jelinek, 1995: 9) Im vorliegenden Stück wird eine neue Dimension des Unschuldsmythos' ausgemacht und mit dem Begriff des Sündenstolzes beschrieben. Da dies ein zentraler Aspekt der Kritik des gegenwärtigen kollektiven Gedächtnisses ist, fällt das folgende Zitat ausführlicher aus:

«[...] denn die Geschichte schweigt sowieso, wieviel man auch gräbt, wie tief, wie seicht, sie schweigt, oder sie redet unaufhörlich, geladen von Sündenstolz, niemand hat soviel gesündigt wie der und der und der, und von denen reden wir, und wir nehmen einen Teil der Schuld gern auf uns, nein, nehmen wir nicht, wir waren damals schliesslich noch nicht geboren, warum sollten wir?, und doch sind wir stolz auf unsere Sünden und reden darüber, denn welchen Sinn hätte es zu sündigen, wenn man danach nicht darüber reden dürfte, und wie lang man auch graben lässt, sie schweigt, die Geschichte, oder sie spricht zu uns, sie spricht, dass wir uns schämen sollten, egal, wer wir sind, ich sage: Die sind es gewesen und bin so stolz darauf, als wäre ich selbst von ihnen erschossen worden, das ist sehr wichtig, dieser Stolz auf Buss und Reu, wieso hätten die Schlossbewohner diese Leute sie denn sonst graben lassen?, wenn sie nachher nicht stolz sein und büssen und bereuen dürfen? Haben sie ja nicht, wissen Sie, wie das geht, beides gleichzeitig, stolz büssen und stolz bereuen?» (131)

Die Metapher des Grabens am Beginn dieses Auszugs steht für ein Schreiben, das eine Archäologie des Freilegens von Bewusstseinsschichten vollzieht.¹³ Die Formulierung der Geschichte, die unaufhörlich redet, beschreibt sehr treffend die Sprechsituation in «Rechnitz (Der Würgeengel)» selbst, denn das Stück überflutet die Leser mit einem Sprachstrom – den man in Fortführung der gerade beschriebenen psychoanalytischen Metapher als Bewusstseinsstrom der aktuellen Nachkriegsgeneration lesen kann. Das unaufhörliche Reden kann ausserdem als ein intertextueller Verweis auf das «geschwät-

¹³ Jossi Wieler im unpublizierten Konzeptions(publikums)gespräch im Vermittlungsprogramm der Münchner Kammerspiele am 4.11.2008 mit Jossi Wieler, Julia Lochte und Elke Bauer.

zige Schweigen» des Films «Totschweigen» interpretiert werden. (Scheit, Totschweigen und Wegreden, 2009: o. S.) Der Einwand «wir waren damals schliesslich noch nicht geboren» erinnert an die zur Phrase gewordene Wendung der «Gnade der späten Geburt» – was auch einen Hinweis darauf liefert, in welchem Kontext der Sündenstolz zu verstehen ist. Zur Jahrtausendwende fand der Sündenstolz nämlich Ausdruck in der Identitätspolitik der sogenannten «Neuen Mitte»¹⁴ Gerhard Schröders, die den Anspruch hatte, eine von der NS-Vergangenheit befreite selbstbewusste Nation zu konstruieren. Die Verknüpfung der bekannten Relativierungsstrategien des Faschismus mit der Rehabilitierung der Nation stellte ein neues Programm dar. Obwohl die Debatten um das Holocaust-Mahnmal, die Wehrmachtsausstellung und die Walser-Bubis-Debatte alle darauf verweisen, dass sich im Verhältnis zur Vergangenheit noch nichts «normalisiert» hat, stiess dieses Programm auf positive politische wie auch öffentliche Resonanz. Ein «Nachleben des faschistischen Antisemitismus», wie Adorno den von Peter Schönborn bereits in den 1950er-Jahren geprägten Begriff des sekundären Antisemitismus definiert hat, wird in diesen Schuldabwehrdiskussionen dann sichtbar, wenn klassische antisemitische Klischees aktualisiert auftauchen, die als Mittel zum Zweck die Tabubarrieren, die bezüglich des Antisemitismus herrschen, herabsetzen sollen. (Lorenz, Auschwitz, 2005: 56ff.)¹⁵ Auch in Österreich vollzog sich in den 1990er-Jahren aus politischer Perspektive die Wende zum Postfordismus – als Schlagworte seien Privatisierungen von staatlichen Unternehmen und der Abschied vom institutionalisierten Korporatismus genannt – von der der Populismus profitierten konnte. (Matti, Ästhetik als Opposition, 2008: 49) Wie weit (latent) antisemitische Einstellungen mittlerweile ins Zentrum gerückt sind, zeigt sich an der Tatsache, dass der FPÖ-Politiker Martin Graf 2008 zum dritten Parlamentspräsidenten gewählt wurde. Mit der Formulierung des Sündenstolzes wird der Unschuldsmuthos an konkrete historische Situationen, deren Beschreibung ich hier mehr Raum eingeräumt habe, gebunden, die ihn als gemacht dekonstruieren. Das

¹⁴ Schröder hatte im Wahlkampf 1998 ein Programm der «Neuen Mitte» propagiert, mit dem seine Partei einen Erdrutschsieg einfahren konnte und gemeinsam mit dem Bündnis 90/ Die Grünen die Kohl-Regierung 1998 ablöste und bis 2005 an der Macht blieb. Gemeinsam mit Tony Blair konkretisierte er in einem im Juni 1999 veröffentlichten Papier das Programm und propagierte einen Kurswechsel der Sozialdemokratie unter den Schlagworten «Dritter Weg» und «Neue Mitte», um den Wechsel vom sozialdemokratischen Etatismus zum Neoliberalismus durchzusetzen. (Dietzel, Über den dritten Weg, 1999: o. S.)

¹⁵ Der Ausflug in die deutsche Geschichte sei mir erlaubt, nicht nur, weil Österreich und Deutschland als die Nachfolgestaaten des Dritten Reichs vor ähnlichen Herausforderungen stehen – auch wenn diese oft phasenverschoben diskutiert werden – sondern vor allem, weil «Rechnitz (Der Würgeengel)» seinen Diskurs auf beide Staaten bezieht: «Als müssten wir Deutschen alle sippenverhaftet werden, weil wir das gemacht haben. Aber es passiert uns nichts. [...] Wir sollten endlich aufhören, uns selbst zu beschimpfen.» (111)

Oxymoron «stolz büßen» bzw. «stolz bereuen» macht die inneren Widersprüchlichkeiten einer solchen Haltung sichtbar. Noch deutlicher drückt Jelinek in ihrem Artikel «Die Österreicher als Herren der Toten» von 1992 aus, dass die politische Erbschuld das Natürliche ist und nicht umgekehrt:

«Der kollektive Wille zur endlosen Unschuldigkeit der Österreicher führt dazu, dass sie die Schuld – und sie muss, auf Natur und nichts sonst gegründet, eine Erbschuld sein, durch Geburt erworben – immerfort den anderen zuschieben, um sie auszugrenzen, vertreiben, vernichten zu können.» (Jelinek, Die Österreicher als Herren der Toten, 2002: 61)

Mit der Aufnahme von «Rechnitz» in den Titel des Theaterstücks und der Gestaltung des Nachkriegsdiskurses in der beschriebenen Weise ist diese räumliche Markierung endgültig zu einer Chiffre geworden, die paradigmatisch für den Umgang mit dem Faschismus steht. «Rechnitz (Der Würgeengel)» parodiert die Vorstellung, die Vergangenheit liesse sich bewältigen oder sei bereits bewältigt.¹⁶ Die endlose Unschuldigkeit, wie sie sich in allen ihren sprachlichen Strategien manifestiert und die ein wichtiges Merkmal der unendlich wiederholten Identität ist, soll als Mythos entlarvt werden. Politik und Ästhetik sind dabei keine zwei getrennten Bereiche: «Vermittelt über die Techniken der Sprachkritik drängt umgekehrt die Politik in die Literatur, nicht zuletzt, weil sich gesellschaftliche Verwerfungen in anderem Modi oft nicht (mehr?) artikulieren lassen.» (Matti, Ästhetik als Opposition, 2008: 37) Das auf die Bühne Stellen der Sprache ist letztlich ein politischer (im weitesten Sinne) und moralischer Akt, der den Versuch unternimmt, das kulturelle Gedächtnis Österreichs umzuschreiben. (Assmann, Trauma und Tabu, 2006: 235ff)

LITERATUR

Primärliteratur

Jelinek, Elfriede (2009): Drei Theaterstücke. Die Kontrakte des Kaufmanns. Rechnitz (Der Würgeengel). Über Tiere, Reinbek bei Hamburg

Sekundärliteratur

Anuss, Evelyn (2005): Elfriede Jelinek – Theater des Nachlebens, München

Assmann, Aleida (2006): Trauma und Tabu. Schattierungen zwischen Täter- und Opfergedächtnis, in: Landkammer, Joachim / Noetzel, 'Thomas / Zimmerli, Walter Ch. (Hrsg.): Erinnerungsmanagement. Systemtransformation und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich, München, 235-256

¹⁶ Monika Meister in ihrem Vortrag.

- Dietzel, Horst (1999): Über den «dritten Weg» zur «neuen Mitte»? , in: UTOPIE kreativ, Heft 107 (September), 36-44; auch online verfügbar:
<http://www.rosalux.de/cms/index.php?id=3924> [Stand: 31.07.2009]
- Janke, Pia (2009): «Um Mitternacht öffnen sich die Pforten der Hölle». Die Täter in Elfriede Jelineks «Rechnitz (Der Würgeengel)». Vortrag 5.5.2009 im Rahmen der Veranstaltungsreihe «Die endlose Unschuldigkeit.» Elfriede Jelineks «Rechnitz (Der Würgeengel)» des Elfriede Jelinek-Forschungszentrums
- Janz, Marlies (1995): Elfriede Jelinek, Stuttgart (= Sammlung Metzler 286)
- Janz, Marlies (1997): «Die Geschichte hat sich nach 45 entschlossen, noch einmal ganz von vorne zu beginnen...» Elfriede Jelineks Dekonstruktion des Mythos historischer ‚Unschuld‘, in: Bartens, Daniela / Pechmann, Paul (Hrsg.): Elfriede Jelinek. Die internationale Rezeption, Graz, 225-238
- Jelinek, Elfriede (1980): Die endlose Unschuldigkeit. 1970, in: dies.: Die endlose Unschuldigkeit. Prosa – Hörspiel – Essay, Schwifting, 49-82
- Jelinek, Elfriede (1997): Sinn egal. Körper zwecklos., in: dies.: Stecken, Stab und Stangl. Raststätte oder Sie machens alle. Wolken.Heim. Neue Theater Texte, Reinbek bei Hamburg, 7-13
- Jelinek, Elfriede (2002): Die Österreicher als Herren der Toten, in: Janke, Pia (Hrsg.): Die Nestbeschmutzerin. Jelinek & Österreich, Salzburg, 61-63
- Kandioler, Nicole (2008): Radikales und mimetisches Ich des Kollektivs. Elfriede Jelinek und Christine Angot, in: Rétif, Françoise / Sonnleitner, Johann (Hrsg.): Elfriede Jelinek. Sprache, Geschlecht, Herrschaft, Würzburg (= Saarbrücker Beiträge zur vergleichenden Literatur- und Kulturwissenschaft 35), 141-152
- Litchfield, David R.L. (2008): Die Thyssen-Dynastie. Die Wahrheit hinter dem Mythos. In Zusammenarbeit mit Caroline Schmitz. Üb. v. Karl Laschulz, Oberhausen
- Lorenz, Matthias N. (2005): ‚Auschwitz drängt uns auf einen Fleck‘. Jüdenarstellung und Ausschwitzdiskurs bei Martin Walser, Stuttgart
- Lücke, Bärbel (2004): Zu *Bambiland* und *Babel*. Essay, in: Jelinek, Elfriede: *Bambiland. Babel. Zwei Theater Texte*, Reinbek bei Hamburg, 229-270
- Lücke, Bärbel (2008): Elfriede Jelinek. Eine Einführung in das Werk, Paderborn
- Manoschek, Walter / Geldmacher, Thomas (2006): Vergangenheitspolitik, in: Dachs, Herbert u.a. (Hrsg.): Politik in Österreich. Das Handbuch, Wien, 577-593
- Matti, Siegfried (2008): Ästhetik als Opposition. Elfriede Jelinek im Kontext der österreichischen Zeitgeschichte, in: Müller, Sabine / Theodorsen, Catherine (Hrsg.): Elfriede Jelinek. Tradition, Politik und Zitat, Wien (= Diskurse.Kontexte.Impulse 2), 37-50
- Meister, Monika (2009): Jelineks Botenbericht und das Orgiastische. Anmerkungen zum «Rechnitz»-Text. Vortrag 5.5.2009 im Rahmen der Veranstaltungsreihe «Die endlose Unschuldigkeit.»⁴⁴ Elfriede Jelineks «Rechnitz (Der Würgeengel)» des Elfriede Jelinek-Forschungszentrums
- o. A. (2009): «Jenseits der Schweigemauer». Gespräch mit Ruth Beckermann, Eduard Erne und Gerhard Scheit am 30. 4. 2009 im Rahmen der Veranstaltungsreihe «Die endlose Unschuldigkeit.» Elfriede Jelineks «Rechnitz (Der Würgeengel)» des Elfriede Jelinek-Forschungszentrums

- Pfeiferová, Dana (2009): Eine radikale Kritik des österreichischen Unschuldsmythos: Elfriede Jelineks «Die Kinder der Toten», in: Knafl, Arnulf / Schmidt-Dengler, Wendelin (Hrsg.): Unter Kanonverdacht. Beispielhaftes zur österreichischen Literatur im 20. Jahrhundert, Wien, 133-150
- Runte, Annette (2008): ‚Kinder der Un/Toten. Zu Elfriede Jelineks «Versprechen zwischen Satire und Allegorie, in: Rétif, Françoise / Sonnleitner, Johann (Hrsg.): Elfriede Jelinek. Sprache, Geschlecht, Herrschaft, Würzburg (= Saarbrücker Beiträge zur vergleichenden Literatur- und Kulturwissenschaft 35), 119-140
- Scheit, Gerhard (2009): Totschweigen und Wegreden. Die Opfer des Nationalsozialismus in Elfriede Jelineks Theatertexten. Vortrag 30. 4. 2009 im Rahmen der Veranstaltungsreihe «Die endlose Unschuldigkeit.» Elfriede Jelineks «Rechnitz (Der Würgeengel)» des Elfriede Jelinek-Forschungszentrums
- Strauss, Johann (1994): Die Fledermaus, Budapest: Könemann Music, Klavierauszug

Darstellungen von Endphasenverbrechen in der österreichischen Kunst am Beispiel Rechnitz

1. Einleitung

«Der Fall Rechnitz» – in der medialen Öffentlichkeit erst in den letzten beiden Jahren ausführlich diskutiert – wird in der österreichischen Kunst bereits seit Mitte der 1990er-Jahre thematisiert. Es finden sich im Bereich Literatur, Film und Bildende Kunst zwei Dokumentarfilme, zwei Theaterstücke¹ und eine Erinnerungsskulptur, die zum Rechnitzer Judenmassaker verschiedene Zugänge finden, beispielsweise im grösseren Kontext der Todesmärsche oder der heutigen Erinnerungskultur. An den Auseinandersetzungen mit Rechnitz in der Kunst interessiert uns ihr Zusammenhang mit der österreichischen Gedächtniskultur. Das Rechnitzer Judenmassaker zählt zu einer spezifischen Kategorie nationalsozialistischer Verbrechen, den sogenannten Endphasenverbrechen. Wie die Charakteristika von Endphasenverbrechen in den Werken künstlerisch umgesetzt werden, verdeutlicht das Beispiel Rechnitz. Des Weiteren beschäftigt uns die Frage, welche Formen der Darstellung von Endphasenverbrechen, wie beispielsweise die Tötung und das Leiden von Menschen, gewählt wurden und warum. Auch auf die Veranlassung der Akteure, die jeweiligen Projekte in Angriff zu nehmen, wird eingegangen. Schlussendlich interessieren uns auch die öffentlichen Reaktionen, die auf die verschiedenen künstlerischen Aktivitäten folgten.

2. Begriffsklärung «Endphasenverbrechen»

Um sich der Thematisierung von Endphasenverbrechen in der österreichischen Kunst wissenschaftlich zu nähern, gilt es vorweg eine grundlegende Frage zu beantworten: Was ist unter der «Endphase des Zweiten Weltkrieges» zu verstehen und welche Verbrechen sind mit «Endphasenverbrechen» gemeint?

Als Folge der Okkupation Ungarns durch die Deutsche Wehrmacht im März 1944 setzte unversehens die Verfolgung und Vernichtung der gemäss den rassistischen ungarischen Gesetzen als Juden geltenden Menschen ein. Am Ende des Jahres 1944 ver-

¹ Zu Elfriede Jelineks Theaterstück «Rechnitz. (Der Würgeengel)» siehe den Beitrag von Johanna Jiranek in diesem Band.

schickte die SS aus Ungarn deportierte Juden in Konzentrationslager, die Mehrheit von ihnen wurde jedoch zusammen mit deutschen und österreichischen Zivilisten, der Hitlerjugend, Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen am «Südostwallbau» eingesetzt, einem weitgehend wirkungslosen System von Panzergräben und Befestigungen, um den Vormarsch der «Roten Armee» zu stoppen. Die Zwangsarbeiter wurden in Lagern in österreichischen Städten und Dörfern oder auf land- und forstwirtschaftlichen Gütern untergebracht. Etwa 40.000 ungarische Juden waren ab November 1944 beim Bau des Südostwalls im Arbeitseinsatz. Die gegen sie verübten Verbrechen wurden von der ortsansässigen Bevölkerung gesehen und beobachtet. Auch die zahlreichen Erschiessungen im Zuge der Todesmärsche im Frühjahr 1945 erfolgten häufig vor den Augen der Zivilisten. Es steht ausser Frage, dass die Ortsbewohner die jüdischen Arbeiter und ihren körperlichen Verfall durch Hunger, Erschöpfung, Kälte und Krankheiten sowie die Misshandlungen seitens der Wachmannschaften auf jeden Fall auf ihrem Weg zur und von der Arbeit wahrnehmen konnten. Der grösste Teil der ortsansässigen Bevölkerung schaute jedoch weg und schwieg. Die Mörder und Peiniger der Zwangsarbeiter waren überwiegend Österreicher, hauptsächlich Funktionäre der NSDAP, Angehörige des Volkssturms und der SA, der Polizei, der Gendarmerie und der Hitlerjugend. Die Flauptverantwortung für das Leiden und den Tod Zehntausender ungarischer Juden lag massgeblich bei den Gauleitungen und den ihnen untergeordneten Dienststellen. Sie erteilten den Wachmannschaften die Befehle für die Behandlung der jüdischen Häftlinge. Die meisten Verbrechen gegen ungarische Juden wurden in der sogenannten «Endphase» des Krieges verübt. (Lappin, *Der Zwangsarbeitereinsatz und die Todesmärsche*, 2007: 4ff.) Die Endphase des Zweiten Weltkrieges fand ihren Abschluss mit dem Kriegsende im Mai 1945. Dieses Datum markiert jedoch keine absolute Zäsur hinsichtlich der zu thematisierenden Verbrechen. Die begangenen Taten nach der Kapitulation des Deutschen Reiches sind keineswegs zu vernachlässigende Nebensächlichkeiten. Schwieriger wird es bei der Definition des Beginns der Kriegsendphase. Man wird hier unterschiedliche Antworten geben können und müssen, da der Anfang der Endphase je nach Schwerpunktsetzung des betrachteten Gegenstandes unterschiedlich definiert wird. In unserem Fall stellt das Vorrücken der Alliierten seit der zweiten Jännerhälfte im Jahr 1945 im Westen und im Osten an die Grenzen des Deutschen Reiches den Beginn der Endphase des Zweiten Weltkrieges dar. (Keller, *Verbrechen in der Endphase*, 2006: 27) Endphasenverbrechen bilden mittlerweile eine etablierte Tatkatgorie der nationalsozialistischen Gewaltverbrechen. Die Motive der Täter in der Endphase und die Dispositionen, aus denen heraus sie handelten, sind allerdings nicht auf einen einfachen Nenner zu bringen. Viele Faktoren spielen eine wichtige Rolle, wie der Verlust der eigenen Zukunftsperspektiven, das Wissen um die eigenen Verbrechen, die Angst nach dem bevorstehenden Kriegsende von Überlebenden belastet zu werden, weshalb möglichst alle Zeugen beseitigt werden sollten, oder die Befriedigung des Bedürfnisses nach einer letzten Ab-

rechnung mit dem «Gegner». Vor allem aber waren die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen ideologisch motiviert. (Keller, Verbrechen in der Endphase, 2006: 33)

3. Endphasenverbrechen auf der Bühne

Mit zunehmendem zeitlichen Abstand gewann das Thema Holocaust sowohl im Theater als auch im Kino und in der Literatur an Bedeutung. Die Tabus fallen in Bezug auf die Darstellung des Holocaust und die Befürchtung wird laut, dass die Erinnerung an die Ermordung der Juden sich zunehmend verflüchtige, da das kommunikative Gedächtnis über dieses Ereignis zu Ende geht und der Holocaust zu einem blossen Geschichtsobjekt werde. Schwerwiegende Veränderungen in der Erinnerung an die Gräueltaten des NS-Regimes ergeben sich zwangsläufig aus dem Abtreten der Generation der Zeitzeugen. Aus diesem Grund gewinnt das Problem einer adäquaten Darstellung und Vermittlung immer mehr an Bedeutung. Ziel dieses Kapitels ist es, die Möglichkeiten und Grenzen einer Holocaust-Darstellung im Theater aufzuzeigen und die Schwierigkeiten bei der Beschreibung und Erinnerung des Holocaust mit künstlerischen Mitteln darzustellen. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur und der Ermordung der Juden im Theater ist eng verflochten mit der ‚Vergangenheitsbewältigung‘ in unserer Gesellschaft. (Roth, Theater nach Auschwitz, 2003: 7ff.) Neben den gattungsspezifischen Problemen einer Darstellung des Holocaust auf der Bühne ist zu berücksichtigen, dass das Theater in mannigfaltiger Weise eingebunden ist in die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. (Roth, Theater nach Auschwitz, 2003: 30) Dies wirft in weiterer Folge die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der Kunst «nach Auschwitz» auf. Ein Aspekt dieser Frage ist die Diskussion, ob eine literarische Darstellung des Holocaust überhaupt möglich ist; ob die Verfolgung, das Leiden und die Ermordung europäischer Juden sprachlich und visuell vermittelbar sind. (Roth, Theater nach Auschwitz, 2003: 11ff.) Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Befreiung der Konzentrationslager wird darüber debattiert, ob sich die Ereignisse erzählender oder bildlicher Darstellung entziehen. (Strümpei, Vorstellungen vom Holocaust, 2000: 10ff.) Vorstellungskraft und Formen des individuellen wie kollektiven Gedächtnisses können nicht allein auf Daten und Fakten gründen. Der affektive Bezug ist eine mindestens ebenso wichtige Komponente des Verstehens, durch den Einblicke in Prozess und Ergebnis des Vernichtungsprogramms eröffnet werden. Jan Strümpei weist darauf hin, dass es ein Vergehen gegenüber den Opfern sein mag, den Holocaust in den Zusammenhang von Fragen literarischer Ambition und ästhetischer Gestaltung zu bringen, doch bezugnehmend auf dieses Vergehen zitiert er Alvin H. Rosenfeld, der es auf den Punkt bringt: «Ein noch grösseres Unrecht könnte es sein, darüber zu schweigen». (Strümpei, Vorstellungen vom Holocaust, 2000:

19) Dies wirft allerdings die Frage nach der Angemessenheit und dem Respekt gegenüber den Leiden der Opfer auf. Im Theater wohnt das Publikum einem sich auf der Bühne entfaltenden Ereignis bei, das greifbar, real und unmittelbar erfahrbar ist: Die Schauspieler sind physisch präsent, während Musik, Geräusche und Kostüme gezielt eingesetzt werden. Dies setzt jedem Stück in Bezug auf die auf der Bühne darzustellende Handlung bestimmte Grenzen; handelt es sich dabei jedoch um ein Theaterstück über den Holocaust sind angesichts der Dimension und des Charakters des Massenmordes jene Grenzen ungleich enger gesetzt. (Roth, Theater nach Auschwitz, 2003: 30f.)

3.1. DIE GRENZEN DER SPRACHE

Bei der Überlegung, wie eine literarische Darstellung des Holocaust überhaupt möglich ist, nimmt die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der Sprache eine wesentliche Rolle ein. Die menschliche Vorstellungskraft und die Darstellung sind weitgehend auf die Sprache als Träger der Informationen, der Überlieferung und der Erinnerung angewiesen. (Roth, Theater nach Auschwitz, 2003: 22) Saul Friedländer sieht hier das Problem weniger in der realistischen Darstellung, als in der Art und Weise, in der Interpretation, Dichtung und Metapher eingesetzt werden. Dies könne womöglich an einer «wahllosen Überfrachtung mit Worten und Bildern» (Friedländer, Kitsch und Tod, 1986: 86) liegen, anstatt mit mehr Zurückhaltung und Zögern an ein Thema wie den Holocaust heranzugehen. Friedländer befürchtet, dass der Wort- und Bilderschwarm die Vergangenheit verdecken und vor einem Verständnis verschliessen könnte, «obwohl der einzige Zugang möglicherweise in der Ruhe und Einfachheit liegt, in der ständigen Präsenz des Ungesagten, in der ständigen Versuchung, ganz zu schweigen.» (Friedländer, Kitsch und Tod, 1986: 87)

Für das bessere Verständnis der Abläufe während der Diskriminierung, Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden im Dritten Reich selbst ist der Zusammenhang zwischen Sprache und Wirklichkeit von zentraler Bedeutung, da er handlungsbestimmend oder zumindest von grossem Einfluss auf die Handlungen und Reaktionen der Täter, aber auch der Opfer war. (Roth, Theater nach Auschwitz, 2003: 24f.) In Bezug auf den Gebrauch von Metaphern plädiert James E. Young dafür, diese als ein notwendiges Mittel für den Zugang zu den Fakten anzunehmen, denn schliesslich würden sie viel über die Ereignisse und deren Organisation mitteilen; auch für die Durchführung des Massenmordes sei der Gebrauch von Metaphern von entscheidender Bedeutung gewesen. (Young, Beschreiben des Holocaust, 1997: 58f.) Jürgen Nieraad sieht die Kunst, die nach der ästhetischen Nachgestaltung der Realität trachtet, an ihr Ende gekommen. Er stellt einen ähnlichen Anspruch wie Friedländer an die Literatur des Holocaust, führt jedoch die Form der Präsenz des Unsagbaren differenzierter aus (Roth, Theater nach Auschwitz, 2003: 26):

«Es geht um eine Form, die in der Verweigerung der Darstellung des Nicht-Darstellbaren zu einer Sprache findet, die das Schreckliche erinnert, indem sie an dessen Nicht-Darstellbarkeit als seinem Wesenszug festhält. Diese aporetische Grundverfassung muss [...] die Struktur des Textes selbst bis hinein in das sprachliche Verfahren bestimmen.» (Nieraad, Engagement als ästhetische Radikalität, 1996: 420)

Jan Strümpel identifiziert eine allmähliche Ablösung der Frage, ob überhaupt etwas von dem Grauen vermittelt werden könne, von der Frage nach Textur, Literarizität und den Vermittlungsstrategien. Die Diskussion über die Holocaust-Literatur sei allzu oft geprägt von einer grundsätzlichen Scheu angesichts des Topos vom ‚Unsagbaren‘ und dem Begriff des ‚Unvorstellbaren‘. (Strümpel, Vorstellungen vom Holocaust, 2000: 24)

3.2. «HOLOCAUST-LITERATUR» UND «HOLOCAUST-DRAMA»

«Was vom Holocaust erinnert wird, hängt davon ab, wie es erinnert wird, und wie die Ereignisse erinnert werden, hängt wiederum von den Texten ab, die diesen Ereignissen heute Gestalt gebend (Young, Beschreiben des Holocaust, 1997:13)

Bei der «Holocaust-Literatur» handelt es sich um eine Literatur, die die Frage nach der Angemessenheit in der Beschreibung ihres Gegenstands immer vor Augen halten und neu diskutieren muss. Zur sogenannten «Holocaust-Literatur» zählten zunächst die in den Ghettos und Lagern entstandenen und die von Überlebenden geschriebenen Texte. Berichte über die entsetzlichen Bedingungen des Lebens und Sterbens im Konzentrationslager wurden nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Befreiung der Konzentrationslager von Überlebenden des Holocaust niedergeschrieben, um sich selbst des Geschehens zu vergewissern und es vor dem Vergessen zu bewahren. (Strümpel, Vorstellungen vom Holocaust, 2000: 20ff.) Allerdings verlor das Kriterium, dass «Holocaust-Literatur» von Überlebenden verfasst sein muss, mit der Zeit an Bedeutung und der Begriff wurde ausgeweitet. «Holocaust-Literatur» handelt nicht ausschliesslich vom Prozess der Ausrottung europäischer Juden in den Ghettos durch Erschiessungskommandos und in den Vernichtungslagern, sondern auch im weiteren Sinne von den Lebensumständen, den Ängsten und den Entscheidungen der unmittelbar oder mittelbar vom Holocaust Betroffenen – Opfer, Täter sowie Zuschauer. Das Theaterstück basiert, im Gegensatz zur Lyrik und zu Erzähltexten, selten auf authentischer Erfahrung der Autoren; es ist vielmehr ein ‚Nachstellen‘, eine sekundäre Vermittlung primären Materials im spielerischen Nachvollzug. (Strümpel, Vorstellungen vom Holocaust, 2000: 32f.) Elinor Fuchs hat versucht, spezifische Merkmale des «Holocaust-Dramas» zu skizzieren und unterscheidet hier grundsätzlich zwischen zwei Darstellungsweisen, die eine Perspektive auf die Opfer ermöglichen: Beim ersten Typus richten sich Mitleid und Trauerfähigkeit der Zuschauer auf einzelne Individuen, während der zweite Typus auf eine

Form abzielt, die das Ausmass der Katastrophe insgesamt in den Blick nimmt. Er ermöglichte daher eher eine (schau-)spielerische Perspektive auf den Holocaust, indem er auf die Leiden der ganzen jüdischen Gemeinschaft verweist. (Fuchs, Plays of the Holocaust, 1987: xif.)

3.3. DER BÜHNENTOD

In der letzten Konsequenz tragischer Verstrickungen – dem Bühnentod – kulminiert das Geschehen des Dramas und seiner jeweiligen Aufführung. Der Bühnentod gehört zum Theatergenuss und entfaltet seinen ästhetischen Reiz durch den Schauspieler oder die Schauspielerin, der/die seine/ihre Sache künstlerisch überzeugend zu spielen versteht. Der sogenannte ‚sinnhafte Tod‘ vermag Furcht und Mitleid zu erregen oder Jammer über den unverschuldeten Untergang des Helden auszulösen. Nun haben wir es aber hier mit Theaterstücken über den Holocaust, genauer gesagt über Endphasenverbrechen und Todesmärsche zu tun. Es offenbart sich an dieser Stelle der ganz und gar *sinnlose* Tod, dem jemand zum Opfer fällt oder mit dem jemand fertig werden muss. Nicht der Meuchelmord ist das Signum unserer Epoche, sondern der organisierte Massenmord, das vieltausendfache Auslöschen von Menschenleben. Eben *dieser* Tod, der nicht zu begreifen und schon gar nicht zu überhöhen ist, stellt heute eine der grössten Herausforderungen an das Theater und seine Möglichkeiten der Diskussion, Bebilderung und Vergegenwärtigung der Wirklichkeit dar, denn die Leiden der Holocaust-Opfer scheinen im nachahmenden Spiel nicht darstellbar. (Strümpei, Vorstellungen vom Holocaust, 2000: 7ff.) Auch für Irving Howe scheint der Versuch, die Vergangenheit durch ‚Nachspielen‘ derart zur Gegenwart werden zu lassen, tatsächlich undenkbar. (Howe, Writing and the Holocaust, 1988: 189) Der Schmerz der Insassen der Konzentrationslager, deren Tod auf kein anderes Ziel gerichtet ist als auf ihre restlose Ausrottung, wird durch eine zum Zeichen des Schmerzes verzerrte Mimik einfach nicht präsent. Somit gelten die traditionellen Kategorien theatraler Form und Wirkung als suspendiert, wenn es um die Vergegenwärtigung dieser beispiellosen Menschheitskatastrophe geht. In diesem Zusammenhang sträubt sich alles gegen die Vorstellung einer «Ästhetik der Gewalt» in suggestiven Bildern, die in anderen Kontexten durchaus Genuss bereiten kann. Das ‚konventionelle‘ Erzählen wird vereitelt oder verkommt leicht zum Kitsch. (Strümpei, Vorstellungen vom Holocaust, 2000: 8f.) Hans-Peter Bayerdörfer bringt es auf den Punkt, indem er schreibt, für das Theater bedeutet dieser Umstand,

«[...] dass herkömmliche theatrale Fiktionalisierung und der damit erhobene Wahrheitsanspruch nicht ausreichen, sondern dass weitere Momente von Herausforderung und Beglaubigung hinzukommen müssen, wenn die mentale Disposition der Rezipienten nachhaltig angesprochen werden soll.» (Bayerdörfer, Theater gegen das Vergessen, 1997:15)

4. «März, der 24.»

Das Theaterstück «März. Der 24.» von Peter Wagner ist eine fiktionale Geschichte, basierend auf dem realen Ereignis des Rechnitzer Judenmassakers, welches in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 stattfand. Das Stück trägt den Untertitel «Ein fiktiver Versuch über einen real geschehenen Massenmord». Schauplatz der Handlung ist der Ort Rechnitz im Südburgenland. Der Autor Peter Wagner gestaltet die Handlung detailgetreu und chronologisch entlang der heute bekannten Ereignisse. Um etwa 18:00 Uhr treffen am hiesigen Bahnhof circa 180 schwerkranke jüdische Zwangsarbeiter aus Ungarn ein. Etwa zwei Stunden später werden in der Nähe des sogenannten Kreuzstadl Gräben ausgehoben. Ab 21:00 Uhr feiert die Bauabschnittsleitung des Südost walls, die ihren Sitz im Schloss Rechnitz hat, zusammen mit der örtlichen Parteiprominenz, Gestapo, Graf und Gräfin, dem Gutsverwalter, Kellnern und einigen HJ-Jungen ein Fest. Gegen Mitternacht werden die Juden vom Bahnhof zum Kreuzstadl transportiert. Beinahe zur selben Zeit ruft während des Fests der Gestapo-Chef Franz Podezin einige Leute in einen Nebenraum, wo Gewehre an sie verteilt werden. Gemeinsam fahren sie zum Kreuzstadl; die knapp 200 Juden sind bereits dort eingetroffen. Sie werden angehalten, sich nackt auszuziehen und in der Folge erschossen. Nachdem das Massaker an den jüdischen Zwangsarbeitern verübt ist, kehren die Mörder zum Fest zurück und feiern bis in die Morgenstunden. Peter Wagner weist darauf hin, dass sein Stück «März. Der 24.» keine Rekonstruktion eines historischen Ereignisses ist.

«Auch wenn einige der Personen mit Namen versehen sind, deren Träger tatsächlich im Umfeld des Massakers in Rechnitz zu finden waren, lässt dies noch keinen historisch stichhaltigen Rückschluss auf die zurZeit des Massakers real vorhandenen Schauplätze und Personen zu. Sie sind im Sinne eines fiktiven dramatischen Werks frei erfunden und dienen lediglich dem Zweck, eine Parabel auf die Endzeit einer Gesellschaft zu erzählen, wie sie auch auf andere Endzeitalter zutreffen könnte.» (Wagner, Tetralogie der Nacktheit, 1995: 8f.)

In dem Stück treten insgesamt zehn Personen auf: die Gräfin und der Graf des Schlosses in Rechnitz; Franz Podezin, der Gestapo-Chef in Rechnitz; «Die Stadler», Podezins Sekretärin; Mizzi, die Küchenchefin des Schlosses in Rechnitz; Anna, das Küchenmädchen; Oldenburg, der Gutsverwalter des Grafen; Pagani und Ziserl; zwei Volkssturmlaute aus dem Ort sowie ein blinder Ziehharmonikaspieler.

4.1. ENTSTEHUNGSPROZESS DES STÜCKES UND DARSTELLUNG DES ENDPHASENVERBRECHENS

Peter Wagner beschreibt im Interview den komplexen Prozess des Schreibens eines Stückes, bei dem man zunächst von der Materie gefangen ist, die es zu erfassen gilt, und dann versucht, diese in Figuren umzusetzen, wobei der Autor hier selbst zum Medium

wird, ehe es seine Figuren sein können. Der Autor verfolgt dabei das Ziel, eine entsprechende Form zu finden, ohne von ihr erwürgt oder erschlagen oder in sonst einer Weise bewegungsunfähig gemacht zu werden. Die Wirkung des entstandenen Werkes lässt sich jedoch weder planen, noch als deklariertes Ziel vorschreiben. Für Peter Wagner hat das Theater ein ganz eigenes Potenzial, Diskussionsprozesse auszulösen. Es hat einen eigenen gesellschaftlichen Stellenwert, der «die Leute zwingt, während der Vorführung eines Stückes in eine eigene Kommunikation einzutreten». (Wagner, Interview, 2008)² Durch das Nachstellen der Wirklichkeit der real agierenden Personen, auch wenn diese fiktiv konzipierte Figuren darstellen, scheint seine spielerische Qualität eine ganz eigene Bedeutung zu gewinnen. (Wagner, Interview, 2008) Jan Strümpei weist in seinen Ausführungen zu Holocaust und Drama wiederholt daraufhin, dass beinahe alle Stücke, die dem Komplex Holocaust zugeordnet werden, keine differenzierte Perspektive auf die Leiden der Opfer kennen und dass eine solche nur in untergeordneter Weise präsent gemacht wird. Demgegenüber vermag die Täter-Perspektive die Kreativität der Dramatiker in wesentlich höherem Masse zu stimulieren. (Strümpei, Vorstellungen vom Holocaust, 2000: 38) Dies trifft auf Peter Wagner und sein Stück «März. Der 24.» durchaus zu. Die Leiden der jüdischen Häftlinge, ihre Ängste und körperliche Erschöpfung durch Hunger, Kälte und Schwerstarbeit treten stark in den Hintergrund und das Publikum wird mit dem Grauen ihrer körperlichen und geistigen Verfassung in keiner Weise konfrontiert. Die Täter und ihr Verhalten vor und nach dem Massaker nehmen in «März. Der 24.» eine zentrale Rolle ein, wie beispielsweise auch das freizügige Sexualverhalten der Gräfin des Schlosses in Rechnitz. Auch der Rechnitzer Gestapo-Chef Franz Podezin und seine Brutalität gegenüber seinen Mitmenschen sowie sein Hass und seine Missachtung gegenüber den ‚Erhabenen‘, und seine derbe Ausdrucksweise stehen im Zentrum der gesamten Handlung:

«Podezin [zum Gutsverwalter Oldenburg, d.A.]: [...] Ich denke, irgendwie fickt man bei diesen Frauen immer auch den Adel mit, das Erhabene sozusagen, nicht wahr? Ich könnte mir also vorstellen, dass Sie mit der Gräfin im Bett liegen und daran denken, das Erhabene zu ficken. Ich wiederum denke absolut nicht an Erhabenes, es bedeutet mir nichts. Ich denke schlicht und einfach an das Geld. Ich denke daran, das Geld zu ficken, mit dem dieser Weiberarsch vollgestopft ist. Es muss beschämend sein, eine Frau wie die Gräfin mit einem Analphabeten wie mir teilen zu müssen!» (Wagner, Tetralogie der Nacktheit, 1995: 16)

Da wir uns konkret mit der Form der Darstellung von Endphasenverbrechen in der österreichischen Kunst beschäftigen, soll nun hier auf eine der letzten Szenen von «März. Der 24.» eingegangen werden, in der es zur Erschiessung der knapp 200 Juden kommt.

² Während des Forschungszeitraums wurden von den Autoren Interviews mit den Kunstschaffenden der ausgewählten Werke geführt, auf die sich alle folgenden Zitatangaben beziehen.

An dem Massaker beteiligen sich Podezin, Oldenburg, die Gräfin und der Graf, die Stadler, Mizzi, Anna, Ziserl und Pagani. Alle stehen vor einer Grube, in der sich die Häftlinge befinden, die sich vollkommen entkleiden mussten. Während der Graf das Kommando übernimmt und die Gewehre angelegt werden, schiebt Podezin der Gräfin von hinten die Pistole zwischen die Beine. Die Regieanweisung lautet:

«Nach langen Sekunden knallt schmerzhaft stechendes Licht in vollkommener Stille in die Grube hinein. Der blinde Ziehharmonikaspieler antwortet mit einer ebenso schmerzhaft intonierten zarten Melodie. Sie wird nach und nach schneller, das Spiel des Instruments nimmt die Klangfarben des Balkans an, als müsste ein rasender Tanz das Unabänderliche hinwegfegen.»
(Wagner, *Tetralogie der Nacktheit*, 1995: 69)

Danach erteilt Podezin den Befehl zum Zuschaukeln und Planmachen. In der letzten Szene, als die Mörder wieder zum Fest im Schloss zurückgekehrt sind, versucht Anna, das Küchenmädchen, nachdem ihr Bruder Ziserl seinen Volkssturmgewissen Pagani mit einem Schuss in den Hinterkopf getötet hat, wie «eine Irre, die Oberfläche der Erde zu glätten» (Wagner, *Tetralogie der Nacktheit*, 1995: 72), unter der die ermordeten Juden begraben liegen. Währenddessen sagt sie:

*«Derweil wächst Gras, das schöne, das saftige, das grüne Gras. Es wächst doch so prächtig auf so einem Dung, das schöne, das grüne Gras, das saftige Gras, und der Kukuruz wächst, und dann schaut die Mutter, wie alles da wächst [...].
Komm, Ziserl, wir gehn zur Mutter und sagen, wie gut alles wächst. Dann wird sie weinen vor Freud.»* (Wagner, *Tetralogie der Nacktheit*, 1995: 72)

Besonders diese letzten Worte sind bezeichnend für das Verdrängen und Schweigen der Rechnitzer Bevölkerung seit dem Massaker an 180 Juden in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945. Damit thematisiert Peter Wagner auch die österreichische Vergangenheitspolitik und das kollektive Vergessen der Österreicher. Aufgewachsen im Südburgenland, weiss Peter Wagner sehr genau Bescheid, wie nachhaltig die Nazi-Ära in die gesellschaftlichen Strukturen hineinwirkt, und das bis zum heutigen Tag. Aus diesem Grund hat er sich auch dazu entschieden, das Stück «März. Der 24.» zu schreiben. Sein bestimmter Auslöser lässt sich somit nicht an einem Einzelereignis festmachen; vielmehr veranlasste ihn das Nicht-Erinnern an Endphasenverbrechen in seiner Heimat sich mit dieser Thematik auseinanderzusetzen. (Wagner, Interview, 2008)

4.2. REZEPTION

Peter Wagner berichtet im Interview von einer «üblichen Abwehr» als Reaktion auf sein Stück «März. Der 24.». Kurz zuvor wurde in Rechnitz der Dokumentarfilm «Totschweigen» von Eduard Erne und Margareta Heinrich gedreht, der den Ort schon einmal vor

eine beträchtliche Prüfung stellte. Dennoch bezeichnet Wagner die Reaktionen als «wichtig und gut. Man hat diskutiert. Man hat sich erregt. Man war betroffen. Man hat sogar geheult». (Wagner, Interview, 2008) Er verweist in diesem Zusammenhang aber auch auf die Gedenkinitiative RE.F.U.G.I.U.S., die einen sensiblen Weg wähle, die Rechnitzer Bürger in den Aufarbeitungsprozess rund um die Geschehnisse am Kreuzstadl einzubeziehen. Peter Wagner ist ausserdem der Meinung, dass Kunst politisch ist, indem die Fiktion immer und automatisch vorhandene Wirklichkeiten aufreisst, vertritt jedoch die Ansicht, dass plakatives, agitatorisches Engagement den Tod der Kunst zur Folge hätte, weshalb er mit seinem Stück «März. Der 24.» auch keine bestimmte politische Richtung einschlagen wollte.

(Wagner, Interview, 2008)

Im Unterschied zu einem Theaterstück, das retrospektiv die Ereignisse abbildet, intervenieren die beiden folgenden Dokumentarfilme in das aktuelle Geschehen und beeinflussen auf diese Art das Verhältnis der Gegenwart zur Vergangenheit.

5. Endphasenverbrechen in den Dokumentarfilmen «Totschweigen» und «Alles Schweigen»

Der 88-minütige Dokumentarfilm «Totschweigen» von Margareta Heinrich und Eduard Erne, der 1994 in Kino und Fernsehen lief, begleitete die Suche nach dem Massengrab in Rechnitz von der insgesamt dritten Suchgrabung am 20. November 1990 bis zur fünften im Februar 1992 und verfolgte die Recherchen noch bis Februar 1993. Das Filmteam ging dabei über eine Dokumentation der Suche hinaus und machte sie zu ihrer eigenen Suche. «Alles Schweigen» von Gudrun Waltenstorfer und Michael Zuzanek ist eine 46-minütige Fernsehdokumentation von 1993, die die Todesmärsche am Beispiel zweier Überlebender behandelt, Zvi Bar-Niv und Judita Hruza, die ihre Geschichte erzählen. Judita Hruzas erste Station ist Rechnitz gewesen, wo sie während der Nacht des Massakers im Schloss untergebracht war:

«Dann später haben sie die Männer aus dem Schloss geordert, dann haben sie sie auf einen Lastwagen geladen und sind mit ihnen weggefahren. Einige Stunden später sind die Lastwagen wieder zurückgekommen. Dann haben sie, die Wächter, die Rucksäcke heruntergeschmissen und die Kleider [...]. Dann haben wir gewusst, dass sie getötet worden sind.»(Transkript v. Epo-Film: 3, in: WaltenstorferMaterialsammlung)

Für die Nacht ein Dach über dem Kopf gehabt zu haben, schildert Hruza als Luxus, ebenso wie das Bad und die Entlausung, die sie im Schloss bekamen. Das Massaker steht aber nicht im Mittelpunkt des Films, sondern die Todesmärsche.³ Beide Filme themati-

Die Eisenerzer Route, die Bar-Niv und Hruza nehmen mussten, steht dabei exemplarisch im Mittelpunkt. Von verschiedenen Orten kommend, marschierten beide über den Präbichl und überlebten dabei das Massaker in Hieflau.

sieren die gegenwärtige Form der (Nicht-)Erinnerung an die Todesmärsche bzw. das Rechnitzer Judenmassaker und beide sind beinahe zeitgleich in dreijähriger Vorbereitungszeit entstanden. Ein Vergleich der beiden Filme soll die Frage beantworten, welcher Darstellungsformen sich das Medium Film im Kino und im Fernsehen bedient, dessen wichtigstes Material die laufenden Bilder sind, wenn es um das Dokumentieren von Erinnerung geht. Obwohl «Alles Schweigen» ein Fernsehfilm ist, der aufgrund seiner journalistischen Ausrichtung nicht der (Populär)Kunst zugehörig ist und daher vom Forschungsgegenstand ausgenommen wäre, soll er hier im Vergleich beispielhaft die Möglichkeiten der verschiedenen Ausstrahlungsorte vor Augen führen. Grundsätzlich stehen diese zwei Filmbeispiele auf der Ebene der Darstellung vor denselben Repräsentationsproblemen wie alle Dokumentarfilme, die sich einem historischen Thema, in diesem Fall dem Holocaust, widmen. Da ein historisches Ereignis, das selbst nicht mehr gefilmt werden kann, im Mittelpunkt steht, werden durch Interviews und die Erzählerstimme Informationen vermittelt. Da in den beiden Filmen die zeitgenössische Auseinandersetzung mit dem historischen Ereignis im Vordergrund steht, ist der scheinbare Mangel an Bildern also keiner. Wie man beim Filmen von Emotionen und der Schilderung leidvoller Erfahrungen den Interviewten gegenüber Respekt bewahren kann, stellt die zentrale Herausforderung an das Filmteam – Kamera, Regie, Schnitt – dar. Im Folgenden werden nicht nur die Darstellungsformen des Judenmassakers und Todesmarsches vergangenheitspolitisch gedeutet, sondern auch die Entstehungsphase und Rezeption der beiden Filme unter dieser Perspektive analysiert.

Der Begriff Dokumentarfilm leitet sich von dem lateinischen Wort «documentum» ab, das Beweis, Beispiel, Urkunde bedeutet. (Stowasser, Stowasser, 1997: 166) Ein Dokumentarfilm kann allerdings nicht Beweis für ‚die‘ Realität sein, sondern stets für eine These, die er über diese vertritt und im technisch ästhetischen Medium Film mit all seinen formalen Mitteln argumentiert. (Hattendorf, Dokumentarfilm und Authentizität, 1994: 44) Hohenberger liest die filmische Realität von Dokumentarfilmen als Text (Hohenberger, Die Wirklichkeit des Films, 1988: 65ff.), mit aktuellen Diskurstheorien lässt sich Film als Narration verstehen, welche ein System der diskursiven Meinungsproduktion darstellt. (White, The Content of the Form, 1987: X) Filme als Massenmedien sind besonders interessante Quellen, da sie in Bezug auf die Konstruktion kollektiver Identitäten der sozialen und politischen Integration dienen, indem sie

«einen Raum zur Verfügung [stellen], in dem Bestände der kollektiv geteilten Vorstellungen, Werte, operativen Normen und Sinnentwürfen immer wieder neu inszeniert und beglaubigt werden.» (Stachowitsch, The Way of the West, 2003:13)

Dokumentarfilme wurden lange nicht als Kunstprodukte von Wert angesehen. (Hattendorf, Dokumentarfilm und Authentizität, 1994: 30) Erst in den letzten Jahrzehnten ist in Theorie und Praxis der Blick für die Beschaffenheit und die spezifischen Konstruktions-

weisen vom Dokumentarfilm geschärft worden, was auch mit den technischen Entwicklungen desselben zusammenhängt.

5.1. INTERVIEW- UND GESPRÄCHSDOKUMENTARISMUS

Um 1960 veränderten neue technische Möglichkeiten – unter anderem die tragbare 16-mm-Kamera – die Formen des Dokumentarfilms, bei dem erstmals die Frage des Inszenierens in den Mittelpunkt rückte. Zwei entgegengesetzte Stilrichtungen entwickelten sich: Das sogenannte «Direct Cinema» griff möglichst wenig in das Geschehen vor der Kamera ein, verwendete auch keine Interviews, um authentische Bilder zu generieren, während das «Cinéma Vérité» bewusst die Konfrontation des Geschehens mit der Kamera suchte, um die Interviewten zu anderen, ehrlichen Antworten zu provozieren und so soziale Prozesse zu thematisieren. Hier entstand erstmals die Methode des Interview- und Gesprächsdokumentarismus, die Anfang der 1970er-Jahre unter dem Einfluss der Forderung der Studentenbewegung nach politischer Berichterstattung als Sprachrohr für Minderheiten wichtig wird. Anders als im traditionell auf journalistische Kommentare gestützten Feature-Journalismus kommen dabei die Menschen selbst zu Wort. (Grözinger, Vom Dokumentarfilm zu hybriden Formaten, 2005: 22ff.) Damit eignet sich der Interview- und Gesprächsdokumentarismus vorzüglich im Sinne einer «oral history» zur Erinnerungsarbeit (Koebner, Der «Volkswagen» unter den Filmen, 2000: o. S.), weshalb er wenig überraschend in den beiden hier behandelten Filmen wichtig ist. Damit meldet sich in diesen Filmen mit der Figur des Zeitzeugen bzw. der Zeitzeugin das kommunikative Gedächtnis zu Wort. Die Filme «Alles Schweigen» und «Totschweigen» können in eine Tradition von Dokumentarfilmen gestellt werden, die mit dem Anspruch, politisches Ausdrucksmittel zu sein, gegen Ende der 1970er-Jahre entstanden und sich politischen Themen einer Region widmeten, die häufig innerhalb von Landschaftsporträts dargestellt wurden. Das regionale Filmarbeiten erlaubt es, genauer zu arbeiten, die Protagonisten über einen längeren Zeitraum mit der Kamera zu begleiten und sie dadurch besser kennenzulernen. (Roth, Der Dokumentarfilm seit 1960, 1982: 107, zit. nach: Grözinger, Vom Dokumentarfilm zu hybriden Formaten, 2005: 27) Im Zusammenhang dieser Merkmale mit einem unverstellten Blick auf Region und Landschaft, der keine bauerlichen Idyllen entwirft, könnte man in Analogie zum Antiheimatroman vom Antiheimat(dokumentar)film sprechen, wenn dieser Begriff nicht zu leicht als diskreditierende Herangehensweise eines Films an die ‚Heimat‘ missverstanden würde – eine Unterstellung, mit der sich auch eines der Filmteams konfrontiert sah.

5.2. DIE PHASE DER PRÄPRODUKTION

Auslöser für das Filmteam von «Alles Schweigen» – für Regisseur Michael Zuzanek, Journalistin Gudrun Waltenstorfer und den amerikanischen Journalisten Ludwig Ochs – sich mit den Todesmärschen zu beschäftigen, war die Tatsache, dass dieses Thema weder im kollektiven öffentlichen noch in ihrem individuellen Gedächtnis vorhanden war. Diese Erfahrung machten sie an sich selbst. Denn obwohl sie sich bereits in früheren Arbeiten mit der Zeit des Nationalsozialismus auseinandergesetzt hatten und auch auf knappe Informationen über Todesmärsche gestossen waren, waren ihnen die Ausmasse der Verbrechen mit ihren Charakteristiken als Endphasenverbrechen nicht bewusst. Die Broschüre «Iwan, hau die Juden»⁴ von Benedikt Friedman, einem Überlebenden der Todesmärsche, die durch Zufall in Zuzaneks Hände geriet, wurde das auslösende Schlüsselerlebnis. (Waltenstorfer Materialsammlung) Das Filmteam musste bald entdecken, dass in der Zeitgeschichte zu diesem Thema so gut wie kein Material zu finden war. (Zuzanek, Interview, 2008; Waltenstorfer Materialsammlung) Die Beteiligten und Zusehenden an den Endphasenverbrechen waren als Informationsquelle aber verfügbar:

«[...] das Thema faszinierte uns. Gerade deshalb, weil die Geschichte sozusagen vor der Haustür lag und man nur mit der Kamera in die Dörfer gehen musste, um Augenzeugen zu finden [...]» (Waltenstorfer-Brief1993, in: Waltenstorfer Materialsammlung)

Auch im Fall von Eduard Erne bildete eine schriftliche Informationsquelle, nämlich das Buchmanuskript von Hellmut Butterweck über die Volksgerichtsprozesse nach Kriegsende, den ersten Berührungspunkt mit dem Thema. Aus den Prozessberichten stach der Fall Rechnitz hervor, aber erst nach einem Besuch im Ort entstand das Bedürfnis, einen Film zu drehen. (Erne, Interview, 2008)

Aus dem Recherchematerial von Butterweck zu Rechnitz gestaltete Eduard Erne auch eine szenische Lesung unter dem Titel «Fragen», die in gleichnamigem dokumentarisch-theatralischen Zyklus am Schauspielhaus Wien unter Hans Gratzner am 14. Jänner 1991 Premiere hatte. Zu den dramaturgisch aufbereiteten Zitaten, Fakten und Zahlen wurden Videobilder montiert, «die das Signifikat als das nur zu offensichtlich Gemeinte trivial verdoppeln und noch jeden Wink mit dem Hakenkreuz-Fähnchen weniger zu einem solchen des Schicksals, als vielmehr mit dem Zaunpfahl verkleinern» (Pohl, Fragen, Rhetorik und das Schweigen, 1991: o. S.), wie Ronald Pohl in der Tageszeitung *Der Standard*

Benpdiikt Friedmans Memoiren, die von ihm noch in Manuskriptform dem Filmteam als Informationsmaterial zur Verfügung gestellt wurden, kamen in die Hände von Doris Sotopietra, die dem Filmteam bei Recherchearbeiten half und Lektorin im Promedia Verlag war und die Veröffentlichung der Memoiren 1992 in der Schriftenreihe «Edition Spuren» bewirken konnte: Friedman, Benedikt (1992): Ich träumte von Brot und Büchern. Zornige Erinnerungen eines jüdischen Österreicher. Wien.

kritisierte. – Jedoch hinzufügte, dass solche ästhetischen Einwände angesichts des drängenden Inhalts verstummen.

Ein Treffen mit Isidor Sandorffy, dessen ‚Herzensangelegenheit‘ die Suche nach dem Massengrab war, überzeugte endgültig von der Aktualität und Dringlichkeit des Themas. (Erne, Interview, 2008) Wie schnell der erste Dreh zustande kam, zeigen die Daten: Im Sommer 1990 begann die erste Arbeit am Film «Totschweigen» (Wagner, Gespräch zwischen Peter Wagner und Eduard Erne über den Film «Totschweigen», 1994: o. S.), bereits am 20. November fand überraschend die nächste Grabung statt, die das Team bereits filmte und die auch Eingang in den Film gefunden hat. Das vermeintliche Massengrab entpuppte sich als Wehrmachtbunker – damit hingen die weitere Suche und der Film in der Luft. Hier fiel die Entscheidung des Filmteams, aus ihrer Beobachterrolle auszusteigen und Sandorffy bei der Suche zu helfen:

«[...] haben wir damals [...] kapiert, wie sehr Isidor Sandorffy, der als Suchender im Mittelpunkt steht, dieses Massengrab finden will. [...] und [...] wir wollten verstehen, was damals passiert ist, und warum sich der Ort Rechnitz, die Menschen heute so verhalten.» (Wagner, Gespräch zwischen Peter Wagner und Eduard Erne über den Film «Totschweigen», 1994: o. S.).

Dies war jedoch nicht von Anfang an so: «Als wir angefangen haben, wussten wir nicht sehr viel. Da war der Voyeurismus der Filmemacher.» (Wagner, Gespräch zwischen Peter Wagner und Eduard Erne über den Film «Totschweigen», 1994: o. S.)

5.3. DAS SCHWEIGEN ALS ZENTRALES MOTIV

Das Missverhältnis zwischen der Brisanz und immanenten Wichtigkeit des Themas und der fehlenden Auseinandersetzung damit bildete bei beiden Filmen den zentralen Zugang zur filmischen Arbeit. Dies verdeutlichen schon die Titel, die auf das Schweigen verweisen: «Der Film bricht das lange Schweigen, das über diesen Vorfällen liegt [...]» (Presstext zu «Alles Schweigen», in: Waltenstorfer Materialsammlung) Die Titelform für «Alles Schwiegen» kam dem Team beim Hören der Radioübertragung vom Opernball, bei dem sie auf die Idee verfielen, in Analogie zu «Alles Walzer» «Alles Schweigen» zu bilden. (Zuzanek, Interview, 2008) Beide Filmemacher verstehen ihre Arbeiten in einem weiten Sinne politisch, auch wenn Erne darauf verweist, dass es zu weit gegriffen wäre, mit der eigenen Arbeit «etwas bewirken zu wollen» – trotzdem kann gerade der Dokumentarfilm Dinge zeigen, die das Publikum sonst nicht sähe und damit Diskussionen auslösen, die sonst nicht zustande kämen. (Zuzanek, Interview, 2008; Erne, Interview, 2008)

Erne gestaltet ein ‚geschwätziges Schweigen‘: «Man kann auch mit sehr vielen Worten schweigen, indem man die Frage, die immer wieder gestellt wurde, nicht beantwortet». (Wagner, Gespräch zwischen Peter Wagner und Eduard Erne über den Film «Totschweigen», 1994: o. S.) In der Dokumentation des Umgangs mit dem Judenmassaker von 1945 in der Gegenwart wird Rechnitz in «Totschweigen» einerseits als spezifisches Setting mit einer besonderen Geschichte präsentiert, wobei vor allem auf die Grenzlage und die knapp zurückliegende Öffnung des Eisernen Vorhangs eingegangen wird. Andererseits wird der Ort – spätestens in der Rezeption – zu einer Chiffre für die österreichische Symptomatik des Verdrängens der nationalsozialistischen Vergangenheit. Erne sieht das ‚geschwätzige Schweigen‘, gerade in Zusammenhang mit der Waldheim-Debatte, die in seinen Augen die Möglichkeit für *offenes* Verdrängen möglich gemacht hat – «man konnte durch Lügen Bundespräsident werden» (Wagner, Gespräch zwischen Peter Wagner und Eduard Erne über den Film «Totschweigen», 1994: o. S.) – und Tabus gebrochen hat in Bezug auf das, was an offener Ignoranz des Themas möglich ist. Auch Erne weiss, dass er einen provokanten Titel gewählt hat, aber die erfolglose Suche sieht er als «Metapher für den gesamtösterreichischen Umgang» mit der Vergangenheit des Nationalsozialismus. (Wagner, Gespräch zwischen Peter Wagner und Eduard Erne über den Film «Totschweigen», 1994: o. S.) Neben dem ähnlich gestalteten Titel fällt die ähnlich langfristige und beinahe zeitgleich verlaufende Entstehungsphase ins Auge.⁵

5.4. DOKUMENTARFILM ALS AKTIVE MITGESTALTUNG DER «ABZUBILDENDEN» REALITÄT – RECHERCHEN FÜR DIE FILME ALS WISSENSCHAFTLICHE GRUNDLAGENFORSCHUNG

«Heute sind wir [...] bereits Anlaufstelle für die Studenten der Zeitgeschichte, soviel Material lagert in unserem Büro.» (Waltenstorfer-Brief 1993, in: Waltenstorfer Materialsammlung)

Im Oktober 1989 begannen die Recherchen für den Film «Alles Schweigen», die sich angesichts der mageren wissenschaftlichen Vorarbeiten⁶ als schwierig erwiesen:

⁵ Ausser einem einmaligen Treffen zwischen den beiden Teams (bei dem auch über mögliche Titel geredet wurde) kam es zu keiner weiteren Abstimmung oder Zusammenarbeit.

(Zuzanek, Interview, 2008)

⁶ Im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) fanden sich neben den Gerichtsakten eine Arbeit von Peter Kammerstätter, vereinzelte Recherchen von Gerhard Jagschitz sowie eine Arbeit von Stefan Karner. Auf Simon Wiesenthals Karte über die Routen der Märsche, die er auf Grundlage von Interviews zusammengestellt hatte, und eine Karte des britischen Historikers Gilbert konnte zurückgegriffen werden. Diplom- oder Magisterarbeit war damals noch keine zu dem Themenkomplex der Todesmärsche veröffentlicht worden.

«[...] die Recherchen sind sehr aufwendig und haben den Umfang von wissenschaftlicher Grundlagenforschung». (Zuzanek-Brief, März 1990, in: Waltenstorfer Materialsammlung) Aufgrund der Komplexität des Themas und um bei wissenschaftlichen Förderstellen um finanzielle Unterstützung ansuchen zu können, wurde bis Juli 1990 ein wissenschaftliches Team zusammengestellt, das ihnen die «Gesellschaft für Politische Aufklärung» zur Verfügung stellte und welches, bestehend aus zwei Historikern unter der Leitung von Prof. Anton Pelinka, das Filmteam unterstützen sollte. So entstanden im Zuge der Recherche für den Film neue Forschungsprojekte, für die das Filmteam schriftlichen und filmischen Beitrag zur «Oral History» in Form von Überlebenden- und Augenzeugenberichten lieferte, die sie gleichzeitig auch für den eigenen Dokumentarfilm verwenden konnten. Im Falle von «Alles Schweigen» und «Totschweigen» mussten dafür erst einmal Zeitzeugen gefunden werden.

Das Filmteam von «Alles Schweigen» konnte sich dafür einerseits auf eine Liste von Benedikt Friedman mit 22 Überlebenden der Todesmärsche stützen, mit denen im Jänner 1990, mit der Bitte um einen möglichst detaillierten Bericht über ihre Teilnahme an einem Todesmarsch und der Frage nach der Bereitschaft, diesen auch vor der Kamera zu erzählen, brieflicher Kontakt aufgenommen wurde. (Waltenstorfer Materialsammlung) So entspann sich ab Februar 1990 ein reger Briefkontakt mit Überlebenden in Israel, in dem neue Details über Routenverlauf und Ablauf der Todesmärsche gesammelt wurden. Die Suche nach Überlebenden wurde ausserdem über Einschaltungen in der Zeitung *Die Gemeinde* am 27. Juli 1990, dem Organ der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, und dem ungarischen Äquivalent geführt. Auf diese Weise wurden sogar nach Israel ausgewanderte ungarische Juden erreicht, die die Zeitung aus dem Ausland abonnierten, womit das Filmteam nicht gerechnet hatte. Auf diesem Weg fanden sie Zvi Bar-Niv, einen der beiden Überlebenden, der im Mittelpunkt des Films steht. Mit allen neuen Fakten stellte das Team bald fest, wie viel noch über die Todesmärsche unbekannt war: «Zu unserem Entsetzen mussten wir aber in beiden Karten [die zwei Karten von Simon Wiesenthal – eine mit zwei Routen der Todesmärsche, eine mit Massengräbern in Österreich, d.A.] viele Orte und Routen hinzufügen und unsere Recherchen stecken erst in ihren Anfängen...». (Zuzanek-Brief, 20.6.1990, in: Waltenstorfer Materialsammlung) Anfang 1992 wurden die Interviews mit Überlebenden in Israel auf Video aufgenommen und im Dezember begann die Arbeit am Drehbuch. Die Dreharbeiten selbst – mit den zwei Überlebenden entlang ihrer ehemaligen Route während des Todesmarsches – konnten erst im März 1993 aufgrund der finanziellen Verzögerungen der Förderstellen beginnen. Die gesamte Vorarbeitszeit für den Film dauerte also mehr als drei Jahre.

(Waltenstorfer Materialsammlung) Die Historikerin Eleonore Lappin und auf ungarischer Seite der Historiker Szabolcs Szita erwiesen sich schliesslich noch als wichtige Informationsquellen.

Im Sommer 1990 begann die Arbeit am Film «Totschweigen», der im Arbeitsprozess immer ein Stück weiter hinten war als «Alles Schweigen». (Zuzanek, Interview, 2008; Erne, Interview, 2008) In diesem Film wird die Intervention in das zu filmende Geschehen in Filmstruktur und -handlung selbst deutlich, denn die Suche nach dem Massengrab wird auch die Suche des Filmteams. (Wagner, Gespräch zwischen Peter Wagner und Eduard Erne über den Film «Totschweigen», 1994: o. S.) In dieser Anfangszeit erfolgte auch der Kontakt zu den Personen aus dem Umkreis des Offenen Haus Oberwart, die später den Verein «RE.F.U.G.I.U.S.» gründeten. Gemeinsam entstand im November 1990 der Plan, über Flugblätter den ganzen Ort zu mobilisieren, um, auch anonym, Hinweise auf den Ort des Massengrabs zu erhalten, da nach der erfolglosen dritten Grabung die Suche wieder einmal abubrechen drohte. Der katholische Dechant, der evangelische Pfarrer sowie der ehemalige Hauptschuldirektor unterstützten als Personenkomitee die Aktion und wurden auf dem Rundbrief als Ansprechpersonen für Hinweise angeführt. Der Text betonte, dass es nur darum ginge, die Toten in würdiger Form bestatten zu können:

«Es geht weder um Schuldzuweisungen, noch um die Aufklärung der Vorkommnisse, die schon lange zurückliegen. Es geht nur darum, was jeder Mensch sich wünscht: Ein seinem Glauben oder Wunsch entsprechendes Begräbnis zu erhalten. Und das hat nichts mit Politik oder Herumstochern in der Vergangenheit zu tun. Das ist ein Grundrecht jedes Menschen!» (Rundbrief, in: Refugius Archiv)⁷

Doch die Reaktion offenbarte die Naivität des Filmteams angesichts der «Schweigmauer» – denn sie war gleich Null. Mit der Liste der Zeugen aus den Volksgerichtsakten als wichtigste Quelle begann nun die Suche nach Gesprächspartnern. Erne beschreibt den Versuch, Leute zu finden, als mühsam – unzählige Male sind sie aus den Häusern geworfen worden bzw. gar nicht erst hineingekommen – und zugleich einfach, weil Rechnitz als kleiner Ort einen überschaubaren Personenkreis bot. (Erne, Interview, 2008) Dabei mussten sie zweigleisig fahren und einerseits Leute finden, die ihnen Informationen geben konnten, andererseits Leute für die Kamera finden, die eine Geschichte transportieren können. (Erne, Interview, 2008) Über drei Jahre hat das Filmteam gemeinsam mit der Israelitischen Kultusgemeinde und mithilfe zahlreicher anderer nichtwissenschaftlicher und wissenschaftlicher Einrichtungen recherchiert. Obwohl natürlich die Förderstellen Druck machten, ein Endergebnis zu bringen, ermöglichten sie diese lange Arbeit für den Film, die für ein Filmprojekt einer Fernsehanstalt ungewöhn-

⁷ Hervorhebung im Original. Aus dem Abstand von beinahe zwei Jahrzehnten wundert sich Erne heute über die defensive Formulierung des Aufrufs, die auf die Stimmung im Ort schliessen lässt, aber auch daran erinnert, wie viel sich in der Zwischenzeit geändert hat (bei der Abschlussdiskussion des Symposiums «Das Drama Südostwallbau am Beispiel Rechnitz» am 16.10.2008 im Landesmuseum Burgenland in Eisenstadt).

lich ist und heute wahrscheinlich nicht mehr möglich wäre. (Erne, Interview, 2008) Die insgesamt fünfte Grabung im Februar 1992 sowie neu auftauchende Akten im Mai desselben Jahres brachten kein Ergebnis. Auch dieses Filmteam suchte über Zeitungsannoncen nach Zeitzeugen oder Überlebenden. Diesen Personenkreis zu erreichen, der sich in Rechnitz aufgehalten hatte, war ein schwieriges Unterfangen, da einerseits die ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter aus dem Ausland kamen und heute über die ganze Welt verstreut sind, andererseits Leute aus dem Täterkreis umgezogen oder ins Ausland geflüchtet sind. Ein letzter Versuch, noch etwas über den Ort des Massengrabs herauszufinden, bildete die Suche nach dem ehemaligen NSDAP-Ortsgruppen-Leiter von Rechnitz, Franz Podezin, und dem Gutsverwalter des Schlosses, der mit Kriegsende ins Ausland geflüchtet war, um sich der Anklage zu entziehen. (Erne, Interview, 2008) Die Ermittlung seines offiziellen Aufenthaltsorts, der bis dahin nur gerüchteweise bekannt war, ist dem Filmteam zu verdanken. Es hiess, Podezin hielt sich möglicherweise in Südafrika auf, was sich in der Recherche bestätigte: Podezin hatte sich einen Führerschein ausstellen lassen und so wurde ein Filmteam in Südafrika zusammengestellt, um an der angegebenen Adresse zu versuchen, mit Podezin Kontakt aufzunehmen. An der Meldeadresse wohnte allerdings nur ein Bekannter von ihm, der entgegen der von der Kamera heimlich aufgenommenen Beteuerung, er könne Nachrichten zwischen Podezin und dem Filmteam übermitteln, keinen Kontakt mit Podezin herstellte. Auf die Nachfrage des Filmteams bei der Staatsanwaltschaft Kiel wurde mitgeteilt, dass die Chancen auf einen positiven Prozessausgang zu gering wären, um eine Anklage zu rechtfertigen. Nach Isidor Sandorffys Tod herrschte grosse Ratlosigkeit im Filmteam über den weiteren Verlauf von Suche und Film. Erne beschreibt, dass es deren Idee war, den Film fertig zu machen und durch den Film eine Diskussion und Nachdenken auszulösen, um wieder Bewegung in die Suche zu bringen. (Erne, Interview, 2008)

5.5. DER VERGANGENHEITSPOLITISCHE KAMPF UM FÖRDERMITTEL FÜR «ALLES SCHWEIGEN»

«[...] denn natürlich hatten wir die allergrössten Probleme, gerade bei diesem Thema irgendwelche Unterstützung zu erhalten [...]». (Waltenstorfer-Brief 1993, in: Waltenstorfer Materialsammlung)

Nachdem im Herbst 1989 der Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF), da dem Projekt ein wissenschaftliche/r Leiter oder Leiterin fehle, und der Filmförderungsfond, weil das Thema «zu wissenschaftlich» sei, die Recherche-Unterstützung ablehnten, wird das Filmteam an das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (BMWF) verwiesen. Im Mai 1990 wird der erste Kontakt zum Büro von Bundesminister Erhard Busek aufgenommen und, nachdem bis Juli 1990 das wissen-

schaftliche Team unter Prof. Anton Pelinka gefunden ist, das Projekt im August 1990 beim BMWF eingereicht, das sich bereit erklärt, die gesamte wissenschaftliche Arbeit für ein Jahr und die Hälfte der Video-History, also das Aufzeichnen aller Zeitzeugengespräche auf Video, zu finanzieren, wenn die andere Hälfte vom «Verein zur Förderung des politischen Bewusstseins im Alltag», den Zuzanek, Waltenstorfer und Ochs im Dezember 1989 für die Durchführung der Vorarbeiten für den Film gegründet hatten, bereitgestellt wird. Doch im Jänner 1991, ab dem das Geld verfügbar sein sollte, verschiebt das Ministerium die Zusage immer wieder, bis Anfang Mai die Absage kommt. (Waltenstorfer Materialsammlung) Die Begründung lautet, dass das Ministerium seinen Schwerpunkt in diesem Jahr auf die Nachkriegszeit setze. In der «Chronologie des Projekts» aus der Materialsammlung fassen die beiden die Argumentation Buseks zusammen: «Wissenschaftliche Themen dieser Art finden keine wie immer geartete Akzeptanz. (In Wirtschaftskreisen).» Diese Episode findet nach der Ausstrahlung des Films auch noch ihren Weg an die Öffentlichkeit. Eine Randnotiz in der Tageszeitung *Die Presse* (red., Historiker kritisieren Busek, 1994: o. S.) und eine Nebenbemerkung in einem Artikel im *Falter* gehen auf die fehlende Unterstützung der österreichischen Wissenschaftspolitik für Auseinandersetzungen mit der NS-Zeit und die Schlussstrichmentalität, die sich darin zeigt, ein:

«Minister Busek etwa stuft den Film Alles Schweigen [...] als nicht förderungswürdig ein, da ,die aufgearbeiteten Bereiche bald ein halbes Jahrhundert entfernt sind, also in der Bewusstseinslage nicht weit von Königgrätz sich bewegen.» (Steiner, Der Blick der Täter, 1994: 59)

In den Begründungen für die Ablehnung zeigt sich von staatlicher Seite eine Ignoranz gegenüber einem wichtigen zeitgeschichtlichen Thema, dessen Bearbeitung in Form eines Films in der österreichischen Filmgeschichte noch gar nicht vorgekommen war.

Als Subventionsgeber fanden sich schlussendlich für die Finanzierung der wissenschaftlichen Vorarbeiten auf Landesebene das Kulturreferat der Stadt Wien und Graz, Kulturreferate der Steiermärkischen Landesregierung, der NÖ Landesregierung und OÖ Landesregierung. (Waltenstorfer Materialsammlung) Von den angefragten Bundesländern ist das Burgenland das einzige, das keine Förderungen vergab. Auch die Steiermark lehnte zuerst ab, als das Team aber nicht locker liess und darauf verwies, dass Frau Waltenstorfer Steirerin sei, kam es zu einem Gespräch mit Landeshauptmann Dr. Josef Krainer (ÖVP), der sich, sobald er hörte, dass es um den Südostwall ging, begeistert über das Thema zeigte, da er selber in der Hitlerjugend an dem Wall mitgearbeitet hatte, und sich auch als Zeitzeuge zur Verfügung stellte. Dieses Geld half über die ersten Runden.

Während des Wartens auf das Geld des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung entstand im Februar 1991 der erste Kontakt zum ORF, Abteilung Wissenschaft, und im März kam es zu dem Kompromiss einer zweiteiligen Miniserie über Verbrechen während des Nationalsozialismus. Der ORF würde den Film über die Todes-

märsche unterstützen, wenn das Regieteam im Gegenzug auch einen Film über die Donauschwaben («Das vergessene Volk»)⁸ mache, da der ORF Angst vor dem «heissen Thema» hatte. (Zuzanek, Interview, 2008; Waltenstorfer-Brief 1993, in: Waltenstorfer Materialsammlung) Als Sendetermin wurde schlussendlich November 1993 fixiert.

5.6. REAKTIONEN AUF DIE DREHARBEITEN

Für «Alles Schweigen» fanden die Dreharbeiten, die sich entlang von Judita Hruzas und Bar-Nivs Routen auf dem Todesmarsch bewegten, erst ganz zum Schluss statt, verhältnismässig knapp vor Sendetermin. Anfang und Mitte April 1993 wurde zuerst mit Hruza und anschliessend mit Bar-Niv gedreht. (Waltenstorfer Materialsammlung) In der «Chronologie des Projekts» halten Waltenstorfer und Zuzanek im Mai 1991 ihre ersten Eindrücke fest, die ihnen vor Ort über den Umgang mit diesem Teil der Vergangenheit vermittelt wurden:

«Einige ganz wenige Augenzeugen, meist Frauen, reden offen mit dir über das Judentreiben und den schrecklichen Zug von kranken Männern, Frauen und Kindern. Überwiegend aber spürt man die Angst: als ob jemand kommen könnte und sie anklagen könnte, auch wenn sie völlig unschuldig waren. Manche scheinen erleichtert, dass sie endlich über diese Geschichte reden können, die immer tabu war. Und sie ist noch immer tabu: eine Augenzeugin hat uns nicht erlaubt, sie zu interviewen, weil die Kinder sagen würden, die Oma ist verrückt.»
(Waltenstorfer Materialsammlung)

Ähnliche Reaktionen vermerkt auch Erne: «Aber unsere Recherche war sehr von Erlebnissen des Schweigens und der Abwehr geprägt.» (Wagner, Gespräch zwischen Peter Wagner und Eduard Erne über den Film «Totschweigen», 1994: o. S.) Als Gegenpol vermerken beide Filmteams aber auch das Bedürfnis bei Menschen, dass sie ihre Erinnerungen noch loswerden wollen, bevor sie verloren gehen:

«Österreichische Augenzeugen gaben den Filmemachern bereitwillig Auskunft über das, was sie gesehen hatten. Fast war es so als hätten sie lange darauf gewartet, dass sie jemand darüber befragt.» (Presstext für «Alles Schweigen», in: Waltenstorfer Materialsammlung)

⁸ Nachdem sie fast das ganze Jahr 1992 für die Arbeit an dem Film über die Donauschwaben benötigt hatten, wurde dieser am 30. September auf ORF 2 um 21:20 Uhr ausgestrahlt. (Waltenstorfer Materialsammlung)

5.7. GESTALTUNGSMITTEL DES GESPRÄCHSDOKUMENTARISMUS IN KINO UND FERNSEHEN

«PW: Woran liegt es, dass uns die Poesie so viel mehr über die menschliche Barbarei erzählt als die vermeintlich knallharte Aufdeckungsarbeit?»

EE: [...] Und ich denke, es muss etwas wie eine Wahrheit geben, die nicht in Exacts liegt, sondern im Dazwischen. « (Wagner, Gespräch zwischen Peter Wagner und Eduard Erne über den Film «Totschweigen», 1994: O.S.)

Da sich der Film «Alles Schweigen» als Ziel gesetzt hat, über die Todesmärsche aufzuklären, ist er stärker historisch orientiert als «Totschweigen». Die Dokumentation weist eine dramatische Struktur auf, die sich aus dem Verfolgen der Stationen auf der ehemaligen Route des Todesmarsches ergibt. Durch «Alles Schweigen» ziehen sich zwei roten Fäden: Einerseits die Geschichte der beiden Todesmarsch-Überlebenden Judita Hruza und Zvi Bar-Niv, andererseits – vor allem auf visueller Ebene, die auch vom Erzähler kommentiert wird – die Kriegsgräberkultur in Österreich.

Denn ausserhalb Wiens bzw. der grossen Städte dominieren in der Erinnerungskultur Kriegerdenkmäler die landschaftliche sowie die Topografie der Erinnerung. Das Gedenken an den Holocaust ist demgegenüber marginalisiert, geschweige denn konnte sich eine Erinnerungskultur für den Widerstand durchsetzen. (Uhl, Denkmäler, 2007: 320) Bis Ende der 1950er-Jahren war in fast jeder Gemeinde ein Kriegerdenkmal geschaffen oder das Gefallenendenkmal des Ersten Weltkriegs erweitert worden und diese Denkmalkategorie entwickelte sich so zur Norm des kollektiven Erinnerens. (Uhl, Das «erste Opfer», 2001: o. S.) Diese bis heute sichtbare Norm hinterfragt «Alles Schweigen» über sein zentrales Gestaltungsmittel – die kontrastierende Montage. Mit ihr können die verschiedenen Aussagen der Interviewten gegenübergestellt werden, damit sie sich gegenseitig kommentieren, ohne die Erzählerstimme wertend einsetzen zu müssen. Zuzanek und Waltenstorfer können dadurch die Menschenverachtung und Ignoranz gegenüber den Opfern, die sich in einigen der Aussagen verbergen, ohne eine moralisierende Erklärung des Kommentars offenbaren. Auch in «Totschweigen» kommentieren sich die Interviewaussagen gegenseitig, ohne dass der Kommentar auf sie Bezug nimmt. Es wäre den Interviewten gegenüber ungerecht, im Kommentar auf ihre Aussagen kritisch zu reagieren, da sie keine Chance mehr haben zu antworten, erklärt Erne. Ausserdem seien die Aussagen der Leute für sich stark genug. (Erne, Interview, 2008) Damit umgehen beide Filme der Gefahr jedes Dokumentarfilms, mit der Moralkеule die Zuseher zu bevormunden:

«Die Beschränkung des Zuschauers auf die Rolle des passiven Konsumenten, der alles durch den Text oder den Moderator erklärt, interpretiert und kommentiert bekommt, ist ein Grundübel des grössten Teils dokumentarischer Fernseharbeit geblieben.»
(Grabe, Mein Weg zum Gesprächsfilm, 1992: 195)

Bei Zuzanek und Waltenstorfer werden Kontraste allerdings nicht nur sequenziell hergestellt, sondern Widersprüche auch über die Bild-Ton-Ebene sichtbar gemacht. Am deutlichsten machen das die wiederholten Passagen, in denen über Bilder von Kriegsgräbern Aussagen von Volkssturmmangehörigen gelesen werden. Über die gross herausgefilmte Inschrift «Unsren Helden» hören die Zuseher zum Beispiel: «Ich habe nie einen Grund erfahren, warum sie zu töten sind und habe auch nicht danach gefragt». (Kommentardrehbuch: 4, in: Waltenstorfer Materialsammlung) Diese Zitate, die ausschliesslich von Volkssturmmangehörigen stammen, verweisen einerseits auf die Tatsache, dass die Verbrechen von der lokalen Bevölkerung begangen wurden und verdeutlichen andererseits in der Spannbreite der unterschiedlichen Aussagen den individuellen Spielraum eines jeden.

Noch stärker als «Alles Schweigen» arbeitet «Totschweigen» mit Bildern von Schnee- und Frühlingslandschaften. Der Film zeigt die Ereignisse – unter anderen die Grabungen, das Entdecken einer möglichen neuen Spur und den Besuch eines Überlebenden in Rechnitz – in ihrer Chronologie und lässt zwischendurch ausführlich Interviewpartner zu Wort kommen, von denen Gesprächsausschnitte so aneinandermontiert sind, dass sie sich gegenseitig und das Geschehen kommentieren. Die drei Jahre, über die sich die Suche des Films hinzieht, dieses Vergehen der Zeit, unterstreicht auf bildlicher Ebene das Vergehen der Jahreszeiten. So wechseln mehrmals Bilder von Schneewehen und grünen Wiesen. Der ewige Wandel desselben – die Leute schweigen und erzählen und die Grabungen bringen wieder nur Erde ans Licht – baut eine melancholische Grundstimmung auf. So erzählen die Bilder, ohne dass es der Erzähler aussprechen müsste, dass die Zeit drängt, noch einen brauchbaren Hinweis zu erhalten, denn die Erinnerungen und die Personen, die diese Erinnerungen transportieren könnten, sterben aus. Die Landschaft wird aber nicht nur als Landschaft in Totalen gezeigt, sondern ganz konkret als Erde. In Bildeinstellungen, die beinahe keinen oder gar keinen Himmel zeigen, wird die Erde, der Ort, wo die Toten liegen und dort, wo wir alle hingehen, ins Blickfeld gerückt. Diesem Wechsel von Totalen und Naheinstellungen auf den möglichen Ort des Massengrabs entspricht die Suchbewegung des hoffnungsvollen Grabens in Abwechslung mit Reflexions- und Recherchephasen, in denen man ‚einen Schritt zurücktritt‘. Die Bilder, die nicht die interviewten Personen oder das Ereignis einer Grabung zeigen, sondern die Landschaft oder den Ort, befinden sich immer in Bewegung – entweder in Form von Schwenks oder der Fahrt durch den Ort. In der Bildersprache wird also die Suchbewegung nachvollzogen. Das Filmteam wollte ausserdem, dass die Zuschauer anfangen, die Landschaft mit anderen Augen zu sehen und in der wunderschönen Landschaft auch das Grauen sehen lernen. Erne formuliert es in einem Interview wie folgt:

«Es wäre sicher falsch, wenn wir mit Bildern die Geschichte illustrieren würden. Wir haben den Film fast 50 Jahre später gedreht und nicht damals. Und das Grauen lässt sich nicht einfach bebildern.» (Wagner, Gespräch zwischen Peter Wagner und Eduard Erne über den Film «Totschweigen», 1994: o. S.)

Die Bilder, die Erne und Heinrich gefunden haben, bedienen sich einer ausdrucksstarken Bildsprache. Der Kreuzstadl aus der Vogelperspektive gefilmt fungiert als symbolisches Kreuz in der Landschaft (Erne, Interview, 2008) – die getöteten Juden in der Erde und ein katholisches Dorf, das schweigt. Über diesen Einsatz der Motive von Landschaft und Religion könnte man den Film auch als Antiheimat-Dokumentarfilm bezeichnen.

Beide Filme weisen einige Feature-Kennzeichen auf – so eine Transparenz über die Recherche, Erklärungen und Überleitungen. Dass Filme, die stärker an gesellschaftspolitischer Relevanz orientiert sind, Tendenzen zu Feature-Formen, wie sie im Fernsehen üblich sind, aufweisen, zeigt wie sehr Thematik und spezifische Umsetzung miteinander korrespondieren. (Peulings, Einblicke, aber keine Einsichten, 1994: 10f.) «Alles Schweigen» wählt dabei als reiner Fernsehfilm einen stärker journalistischen Zugang als «Totschweigen», was auch in Zusammenhang mit dem umfassenderen Thema «Eisenerzer Todesmarschrouten» und der gleichzeitig sehr beschränkten Zeit steht, weshalb der Kommentar stärkeren Schlagwortcharakter bekommt: «Nicht sosehr, dass man es vergessen hat – man hat es nie erzählt». (Kommentardrehbuch: 1, in: Waltenstorfer Materialsammlung) Erne formuliert die Schwierigkeit in der Gestaltung des Kommentars⁹ darin, einerseits Informationen transportieren zu müssen, aber gleichzeitig nicht journalistisch oder wissenschaftlich zu werden, weshalb Erne und Heinrich versuchten, dem Text eine Form von Nachdenklichkeit zu geben, um die Zuschauer auf die Suche mitzunehmen. (Erne, Interview, 2008) Was in «Alles Schweigen» im Unterschied zu «Totschweigen» ausserdem noch an Feature-Elementen zum Einsatz kommt, sind Interviews mit Wissenschaftlern¹⁰ sowie ein häufigerer Einsatz von Archivmaterial. Bei der Verwendung von Fotos und Filmaufnahmen aus der Zeit des Nationalsozialismus stehen Filmemachende häufig vor dem Problem, Propagandabilder des Regimes zu verwenden. «Alles Schweigen» zeigt ziemlich zu Beginn schwarz-weiss Filmbilder fröhlich schaufelnder Schanzarbeiter. Um zu unterstreichen, dass es sich hierbei um Propagandabilder handelt, auf denen keine schaufelnden Juden, sondern vor Kraft strotzend dargestellte ‚deutsche‘ Menschen zu sehen sind – und daher die Botschaft, die diese Bilder vermit-

⁹ Zu Beginn planten Erne und Heinrich einen Film ohne jeglichen Kommentar, was aber aufgrund der Komplexität des Themas schlussendlich nicht möglich war. (Erne, Interview, 2008)

¹⁰ In «Totschweigen» wird zwar auch ein Wissenschaftler interviewt, allerdings nicht in der Funktion eines Kommentators, der über dem Geschehen stehend Analysen und Einsichten vermittelt, sondern als ein an der Suche Beteiligter.

teln, angezweifelt werden muss – wird die Propaganda-Marschmusik des Originalbeitrags beibehalten, die deutlich macht, dass die Bilder hier nicht mehr für die propagierte Realität, sondern für die Realität der Propaganda stehen. (Öhner, Fernsehen – Geschichte – Gedächtnis, 2005: 142) In «Totschweigen» wird Archivmaterial sparsam und genau eingesetzt, um nicht von der Konkretheit der Geschichte in eine beliebige Annäherung zu rutschen. Es werden unter anderem alte Fotos von Personen, um die es geht (z.B. Podezin), eingeblendet. Erne kritisiert, irgendein Bildmaterial als optischen Beleg für den Kommentar zu verwenden. Wenn in ihrem Film von Budapest 1944 die Rede ist, wollten sie nicht irgendein altes Foto von einer Strasse zeigen. In der Art des Umgangs mit ‚Belegen im Sinne von documentum‘ sieht Erne den Unterschied zwischen Fernseh- und Kinoformen. (Erne, Interview, 2008)

Im Gesprächsdokumentarismus ist die Reflexion darauf, wie die interviewten Personen gefilmt werden, wichtig, da die Bilder der ‚talking heads‘ einen grossen Raum einnehmen. Erne und Heinrich war es wichtig, die interviewten Personen in ihrem Lebensumfeld zu zeigen und sie so zu charakterisieren. So sieht man bei der Frau, die bei der Erinnerung an die Nacht des Judenmassakers zu weinen beginnt, an der Wand im Hintergrund ein Kreuz hängen oder man kann den Gärtner während des Interviews bei seiner Arbeit beobachten. (Erne, Interview, 2008) Zuerst stellt sich vor allem die Frage der Selektion, also was man zeigt, wenn es um die respektvolle Darstellung von Leid geht. Eine Szene aus «Alles Schweigen» kann dieses Problem veranschaulichen. Die letzte Szene des Films zeigt Zvi Bar-Niv, der an der Stelle, an der seine ehemaligen Weggefährten in der Nähe von Eisenerz ermordet wurden, ihrer gedenkt. Erst im Zuge der Dreharbeiten, wie der Kommentar erklärt, hat Bar-Niv erfahren, wo sich diese Massengräber befinden. Mit den Tränen kämpfend bringt er noch hervor: «Ich bin dankbar, wirklich, dass sie mich hergebracht haben. Es ist zu viel» (Transkript v. EPO-Film: 10, in: Waltenstorfer Materialsammlung), bevor das Bild verschwindet.¹¹ Das Regieteam wusste, dass es sich an einem schmalen Grat zum Voyeurismus bewegt, wenn diese Szene in den Film aufgenommen würde. Daher hielten sie auch mit Bar-Niv Rücksprache, ob er diese Szene im Film für angemessen halte. Die Szene ist für den Film insofern wichtig, als sie Legitimationsfunktion übernimmt und den Sinn des Unternehmens, an die Orte des eigenen Leidens zurückzukehren und vor der Kamera von den eigenen Erfahrungen zu berichten, unterstreicht, wie es auch der den Film beschliessende Kommentar formuliert:¹²

¹¹ Dies ist die einzige Szene, in der Bar-Niv emotional wird. Während des Films ergänzt sich die berichtende Erzählweise Bar-Nivs mit der Geschichten gestaltenden von Judita Hruza.

¹² Für Judita Hruza und Zvi Bar-Niv waren die Dreharbeiten gleichzeitig belastend und entlastend. So schwer es war, über die Qualen der Vergangenheit zu sprechen, so konnte das Sprechen doch auch Erleichterung bieten und Judita Hruza erzählt, dass ihre Alpträume über die Vergangenheit seit den Dreharbeiten aufgehört haben. (Waltenstorfer Materialsammlung)

«Schweigen liegt heute über den wenigen Mahnmalen, die man finden kann. Schweigen liegt über den vielen unentdeckten Gräbern.

Obwohl die Erinnerung befreien könnte. Die Überlebenden ebenso wie die Nachgeborenen.»
(Kommentardrehbuch: 7, in: Waltenstorfer Materialsammlung)

«Totschweigen» kann im Weglassen typischer Feature-Merkmale eine Poesie entwickeln und sich aufgrund des längeren Umfangs Zeit nehmen, meditative Bilder entstehen zu lassen, während «Alles Schweigen» in einem stärker journalistischen Zugang über die Erzählung der Überlebenden und die kontrastierende Montage eine spannungs- und emotionsgeladene Dramatik aufbaut. – Das Dazwischen der Bilder nützen sie beide aus.

5.8. REAKTIONEN AUF DIE FILME

In der Bandbreite der Reaktionen auf die Filme zeigt sich, dass sie eine Diskussion zu den Todesmärschen und den dabei begangenen Verbrechen, zu denen auch das Rechnitzer Judenmassaker gehört, in Österreich entfachen konnten.

5.8.1. Die Premiere von «Alles Schweigen» im Wiener Rathaus – Ignoranz und Opferumkehr

Für die Film Premiere hätten sich Zuzanek und Waltenstorfer die Vorführung des Films mit anschließender Diskussion gewünscht. Da die Stadt Wien als finanzieller Unterstützer gefunden werden konnte, musste man sich auf deren Wünsche einlassen. So fand die Präsentation am 28. Oktober 1993 im Rathaus im Rahmen der Wiener Vorlesungen statt, deren Thema ganz allgemein «Geschichtsdarstellung: Tradition, Affirmation, Aufklärung?» lautete.¹³ Dem Veranstalter, also der Stadt Wien, war es nicht möglich gewesen, die Kosten für die Reise von Judita Hruza und Zvi Bar-Niv nach Wien zu übernehmen, die sich das Filmteam ursprünglich am Podium gewünscht hätten. Sie kamen dennoch und haben eine Diskussion erlebt, in der von den Teilnehmenden und dem Publikum über deren Kriegserfahrungen geredet wurde – ohne das Thema der Todesmärsche oder den Film auch nur zu streifen. (Zuzanek, Interview, 2008)

¹³ Unter der Moderation von Dr. Hubert Christian Ehalt diskutierten Prof. Dr. Gerhard Botz, Zeithistoriker, Felix de Mendelssohn, Psychoanalytiker, Alfred Payrleitner, Wissenschaftsjournalist – der Chef der Wissenschaftsabteilung beim ORF, der Waltenstorfers und Zuzaneks Ansprechperson gewesen war –, und Prof. Erika Weinzierl, Zeithistorikerin – die das Filmteam im Zuge ihrer Recherchen ebenfalls schon kontaktiert hatten.

Erst nach dem offiziellen Teil wandten sich Zuschauer an Filmemacher und Filmemacherin und gaben durchwegs positive Meldungen über den Film ab.

5.8.2. Die öffentlichen Ausstrahlungen

«Die Reaktionen auf den Film waren gewaltig. Irgendwie ist man als pessimistisch geschulter Österreicher fast irritiert von den vielen positiven Reaktionen.» (Waltenstorfer und Zuzanek-Brief, 2.2.1994, in: Waltenstorfer Materialsammlung)

Ganz anders fielen die Reaktionen auf die Fernsehausstrahlung am 15. November 1993 auf ORF 2 um 21.15 Uhr aus. Eine übliche Seherbeteiligung bei einem vergleichbaren Film über den Holocaust lag bei 5-7%. «Alles Schweigen» erreichte 13% der Gesamtbevölkerung, was über eine Million Seher und bedeutete. Am 18. November wurde die Dokumentation um 12.15 Uhr wiederholt. Beim ORF langten in den folgenden Tagen 52 Telefonanrufe ein, von denen sich 17 positiv und 26 negativ (der Rest sind Anfragen) äusserten, was ein gutes Verhältnis darstellt, angesichts der Überlegung, dass wahrscheinlich Beschwerdeführer eher zum Hörer greifen. Alfred Payrleitner schlug den Film für den Staatspreis vor. (Waltenstorfer Materialsammlung)

Auch das Filmteam selbst wurde von Leuten kontaktiert, die mehr wissen wollten. Die meisten hatten ihren Ort im Abspann in der Liste der Orte, in denen sich Massengräber befinden, gesehen und wollten nun mehr darüber erfahren, da sie nichts darüber wussten. Damit gingen Anfragen bzw. Forderungen an Bürgermeister und einher, im Ort ein Erinnerungszeichen für diese Toten zu setzen. Die letzten Reaktionen gelangten noch bis Februar 1994 an das Regieteam, das sich vor allem aber über eines freute:

«Das schönste aber ist, dass wir wenige Tage nach der Sendung wieder für Recherchen in die Steiermark mussten, in die Gegend von Eisenerz – und plötzlich erinnern sich alle Menschen dort mit Erschütterung an die Todesmärsche. Sie wurden sozusagen zum Tagesgespräch – das Schweigen ist gebrochen – endlich.» (Brief, 30.12.1993, in: Waltenstorfer Materialsammlung)

Auch die Fernsehprogrammankündigungen, sogar eine grosse in der *Kronen Zeitung* am 15. November 1993, und die Zeitungsberichte in den folgenden Tagen, schlossen sich der positiven Kritik an. Selbst *Täglich Alles* brachte einen kleinen Beitrag unter dem Titel «Blutspur» und nannte die Dokumentation «Ein erschütterndes Dokument». (Prack, Blutspur, 1993: o. S.)

«Totschweigen» war als Kinofilm der Produktionsfirma Extrafilm Wien geplant, da er aber in Zusammenarbeit mit dem ORF im Rahmen des Film- und Fernsehabkommens sowie dem deutschen und niederländischen Fernsehen entstand, lief er auch im Fernse-

hen.¹⁴ Um den Jahreswechsel 1994/95 lief der Film etwa sechs Wochen, jedenfalls erstaunlich lang (Erne, Interview, 2008) in den österreichischen Kinos und erreichte dabei, laut telefonischer Auskunft des Verleihers Filmladen insgesamt 1‘709 Zuschauer. Der Film wurde zuvor auf Festivals im Ausland gezeigt. In Österreich war es üblich, dass das Aussenministerium, wenn ein Film auf ausländischen Festivals eingeladen wurde, die Kosten für die Filmkopie mit englischen Untertiteln aus den Mitteln des Kulturfonds übernahm. Für «Totschweigen» bekam das Filmteam aber eine Absage, mit der Begründung, dass der Film nicht unterstützt werde, weil er Österreich in den Schmutz ziehe. (Erne, Interview, 2008)

5.8.3. Die Premiere von «Totschweigen» in Rechnitz¹⁵

«Totschweigen» hatte am 23. Mai 1994 unter Mitveranstaltung und Mitunterstützung des Vereins RE.F.U.G.I.U.S. im Katholischen Bildungsheim in Rechnitz Premiere. Eine Vorführung im Ort war Erne sehr wichtig gewesen. Die Organisation hatte sich allerdings schwierig gestaltet, da Bürgermeister Josef Saly und Vizebürgermeister Heribert Oswald keine Örtlichkeiten zur Verfügung stellten. Entgegen aller Erwartungen platzte bei der Premiere das Katholische Bildungsheim aus allen Fugen und erst eine improvisierte Übertragung des Films auf Fernseher in mehreren Räumlichkeiten ermöglichte es allen Anwesenden, den Film zu verfolgen. Erne erinnert sich, dass die Diskussion im Anschluss an die Filmvorführung heftig gewesen ist und vom Podium schnell ins Publikum wechselte. Die Reaktionen gingen in jedwede Richtung – neben antisemitischen Klischees wandten sich im Anschluss an die Diskussion auch Menschen persönlich an Erne, da sie noch Hinweise auf den Ort des Grabs hätten. Aus diesen ergaben sich leider keine neuen Erkenntnisse und auch wenn die Hoffnung, durch den Film das Grab zu finden, enttäuscht wurde, ist sich Erne sicher, dass der Film bewirkt hat, dass zum ersten Mal unter Anwesenheit aller wichtigen Personen in einem Raum diskutiert wurde – nur

¹⁴ Der Film lief im Fernsehen in folgenden Programmen zeitlich geordnet: am 23.10.1994 im WDR 3, am 21.3.1995 im ORF, am 14.8.1995 im NDR und am 8.10.1995 auf 3sat, sowie in diversen Ausstrahlungen in den dritten Programmen der ARD, im holländischen, israelischen, australischen und belgischen Fernsehen. (E-Mail-Auskunft von Erne)

¹⁵ Auch «Alles Schweigen» wurde mit anschließender Diskussion und mit der Unterstützung des Vereins «RE.F.U.G.I.U.S.» zwischen 4. und 8. April 2000 in Rechnitz präsentiert. (<http://www.refugius.at/aktivitaten.html#top>) Zuzanek erinnert sich an insgesamt drei Vorführungen – neben der in Rechnitz gab es noch jeweils eine in Oberwart und Güssing. Abgesehen davon, dass in Oberwart eine Gruppe Rechtsradikaler die Diskussion störte, verliefen alle Vorführungen erfolgreich.

über die Ereignisse der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945, sondern auch über das Schweigen darüber. (Erne, Interview, 2008)

Vor allem von politischer Seite wird bis heute eine kollektive Verunglimpfung des Ortes durch den Film kritisiert.¹⁶ Vielleicht vergisst man bei gegenwärtigem Ansehen des Films auch gerne, dass er eine spezifische Zeit Anfang der 1990er-Jahre präsentiert und seit damals sowohl auf staatlicher Ebene als auch im Ort Rechnitz die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit vorangeschritten ist – auch durch Thematisierungen wie «Totschweigen».

6. Die Thematisierung von Endphasenverbrechen an der Schnittstelle von Bildender Kunst und Denkmalkultur: Christian Gmeiners «Mobiles Erinnern»

Die mobile Erinnerungsskulptur und das gleichnamige Projekt «Mobiles Erinnern» des Malers und Bildenden Künstlers Christian Gmeiner ist eine Auseinandersetzung mit den Todesmärschen und der Erinnerung daran. 2004 wurde die Skulptur entlang der Route der Todesmärsche vorübergehend in Ortschaften¹⁷ gegenüber dem Kriegerdenkmal oder

¹⁶ Engelbert Kenyeri (SPÖ), der seit 2007 Bürgermeister von Rechnitz ist, äusserte sich dahingehend bei der Abschlussdiskussion des Symposiums «Das Drama Südostwallbau am Beispiel Rechnitz» am 16. 10. 2008 im Landesmuseum Burgenland in Eisenstadt nach der Vorführung des Films. Er ist allerdings äusserst gesprächsbereit und unterstützt, anders als seine Vorgänger, die Gedenkinitiative des Vereins RE.F.U.G.I.U.S. am Kreuzstadl.

¹⁷ Grundlage für mögliche Aufstellungsorte bildete die Karte des Gideon Dan Jerusalem «The Death Marches of Hungarian Jews Through Austria Spring 1945» und Texte des Wissenschaftlers Szabolcs Szita. (Gmeiner, Mobiles Erinnern, 2006: 128) Ausschlaggebend für die Aufstellung im Ort war neben dem Erhalt der Aufstellungsgenehmigung auch die Bereitschaft, eine Gedenkveranstaltung als Eröffnung zu organisieren. Die Route nahm ihren Ausgangspunkt am 17.4.2004 im Holocaust Memorial Center in Budapest und obwohl als Schlussveranstaltung ursprünglich das Gedenken in Wien am 24.6.2005 (<http://stephans-com.at/gedenkjahr/15/articles/2005/06/22/a8690/>) geplant war, fand das Projekt genug Anklang, um auch in den folgenden Jahren bis 2008 immer wieder auf die Reise geschickt zu werden. Die Reihenfolge der 28 Orte: Budapest/ U, Szombathely/U, Eberau/Bgld, Markt Neuhodis/Bgld, Rechnitz/Bgld, Litzelsdorf/Bgld, Wolfau/Bgld, Markt Allhau/Bgld, Hartberg/Stmk, Fürstenfeld/Stmk, St. Anna am Aigen/Stmk, Klösch/Stmk, Graz/Stmk, Siegendorf/Bgld, St. Margarethen/Bgld, Eisenstadt/Bgld, Gleisdorf/Stmk, Bad Deutsch-Altenburg/NÖ, Persenbeug/Hofamt Priel/NÖ, Altenmarkt an der Triesting/NÖ, St. Pölten/NÖ, Enns/OÖ, Wien, Bruck an der Leitha/NÖ, Weitra/NÖ, Gmünd/NÖ, Bratislava/Slowakei und Göstling/NÖ. (E-Mail-Auskunft Gmeiner; Gmeiner, Mobiles

Erinnern, 2005: 2) an einem zentralen kommunikativen Ort, begleitet von Gedenkveranstaltungen¹⁸, aufgestellt. Die Erinnerungsskulptur besteht aus einer Grundplatte von 4x1 Meter Stahl, in die in Lochschrift der Text «Todesmärsche ungarischer Juden 1944-45» ausgeschnitten ist und aus dem zwei circa zwei Meter hohe Dreiecke aus gelbem Stoff ragen, die den Judenstern symbolisieren (Gmeiner, Mobiles Erinnern, 2006: 123):

«Und dann war mir wichtig, wie Textil nach zwei Jahren aussieht, wie es verschlissen ist. Man weiss, die Leute haben die Kleidung zwei Jahre nicht wechseln können.» (Gmeiner, Interview, 2008)

Nicht nur das Textil, auch die Veränderlichkeit des Materials Stahl, das rostet, ist als Aussage zu verstehen. Die Stahlplastik wurde bewusst zeichenhaft gestaltet, um leicht verständlich einen von Weitem sichtbaren Kontrast gegen die Gedenkkultur der Kriegerdenkmäler zu setzen und anderer Opfer zu gedenken, als den gefallenen Soldaten. (Gmeiner, Interview, 2008) Als temporäre Erinnerungsskulptur kann die Stahlplastik provokanter gestaltet sein als ein traditionelles Denkmal und damit der Gefahr entgehen, dass ihr Potenzial als soziale Reibungsfläche mit dem Tag der Installation, an dem die Konflikte um die Aufstellung vorüber sind, bereits ausgeschöpft ist. Gmeiners mobile Plastik ist damit ein Beispiel für die seit den 1980er-Jahren veränderte, postmoderne Denkmalkultur, deren Bezugspunkt ein «negatives Gedächtnis» ist. Das Auftreten dieser Denkmalkultur hängt mit der zeitgleichen Ablösung der «Opferthese» durch die ‚Mitverantwortungsthese‘ im vergangenheitspolitischen Diskurs zusammen, wodurch das Gedenken an bisher nicht entsprechend gewürdigte Opfer des Nationalsozialismus in Holocaust-Denkmalen möglich wurde. (Uhl, Denkmäler, 2007: 315ff) In den 1990er-Jahren wurden diese veränderten Sichtweisen auf die NS-Vergangenheit auch auf Gemeindeebene politisch mehrheitsfähig, was sich allerdings selten in sichtbaren Erinnerungszeichen manifestierte (Uhl, Das «erste Opfer», 2001: o. S.). «Mobiles Erinnern» musste deshalb eine Lücke im lokalen Gedächtnis füllen.

Bis zu ihrer Aufstellung sind viele Denkmäler in vergangenheits- und kulturpolitische Konflikte involviert. Die geschichtspolitischen und gedächtniskulturellen Interessen und Strategien, die dabei miteinander konkurrieren (Uhl, Denkmäler, 2007: 318), können Auskunft über die gegenwärtigen Normen und Werte unserer Gesellschaft geben. (Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, 1988: 16) Die Reaktionen der Gemeinden auf Gmeiners E-Mail-Anfrage¹⁹ zur Durchführung seines Projekts,

¹⁸ Wichtiger Teil der Veranstaltungen war das Miteinbeziehen der lokalen Bevölkerung. Durch Wortmeldungen von Zeitzeugen konnten auch neue Hinweise auf andere Orte, durch die Todesmärsche geführt hatten, gewonnen werden. Das Forschungsfeld der Todesmärsche ist also bei Weitem noch nicht erschöpfend beackert worden.

¹⁹ Das E-Mail enthielt u.a. eine Projektbeschreibung, historische Informationen und einen Begleittext des Bundespräsidenten Klestil und lud die Gemeinde dazu ein, die Aufstellung der Skulptur zu genehmigen, an der Auftaktveranstaltung teilzunehmen und den mitgeschickten Einladungs-

die sehr unterschiedlich ausfielen, zeichnen ein Bild der vergangenheitspolitischen Werte auf Gemeindeebene. Positive Bilanz zieht Christian Gmeiner, da 85% seiner Anfragen im ersten Schritt positiv beantwortet worden sind. (Gmeiner, Interview, 2008) Trotzdem sah er sich auch mit Strategien der Schuldabwehr konfrontiert. In einigen Orten wurde geleugnet, dass ein Todesmarsch durch den Ort gekommen wäre, so geschehen in Eisenstadt, Rechnitz, Gunskirchen und Weissenbach an der Triesting. In letzteren beiden Orten wurde jeweils auf einen Nachbarort verwiesen. Diese Schuldabwehr in Form einer Exterritorialisierung von Schuld, wie sie auch der Staat Österreich, als erstes Opfer Hitlers betrieben hat, findet auf diese Art und Weise seine Fortsetzung auf regionaler Ebene. Nachdem in Rechnitz Bürgermeister Josef Saly (SPÖ) die E-Mail-Anfrage noch positiv beantwortet hatte, leugnete er im persönlichen Gespräch mit Christian Gmeiner, dass es einen Todesmarsch durch Rechnitz oder auch nur Tote gegeben hätte – sonst gäbe es ja ein Grab im Ort. Diesem Zynismus angesichts der Tatsache, dass die Suche nach dem Massengrab ungefähr 200 ermordeter ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter bisher nicht erfolgreich gewesen ist, begegnete Gmeiner mit dem Hinweis auf die bekannten Fakten, worauf sich der Bürgermeister erkundigte, ob er vom Verein RE.F.U.G.I.U.S wäre. (Gmeiner, Interview, 2008; Gmeiner, Mobiles Erinnern, 2006: 127) Im Endeffekt wurde die Aufstellung der Skulptur gegenüber dem Kriegerdenkmal aber genehmigt, eine Involvierung politischer Repräsentanten in die Gedenkveranstaltung aber abgelehnt. (Uhl, Denkmäler, 2007: 325) Solche Reaktionen und die Entscheidung über die Aufstellung waren einerseits sehr stark von der Persönlichkeit, andererseits von der Partei- bzw. Koalitionszugehörigkeit des jeweiligen Bürgermeisters abhängig.²⁰ Parteipolitisch verlaufen die Grenzen für die Unterstützung dieses Projekts wenig überraschend zwischen FPÖ und Grünen, was Heidemarie Uhls These unterstützt, dass symbolische Schlachten im Feld der Erinnerungskultur vor allem als Kulturkampf zwischen «rechts» und «links» geführt werden, während in anderen Politikfeldern die ideologischen Grenzziehungen erodierten. (Uhl, Denkmäler, 2007: 317f.)

Trotz der hier angeführten teilweise negativen Reaktionen ist insgesamt die Zustimmung und Akzeptanz, die «diese Konfrontation mit der lokalen Tätergeschichte des Holocaust» (Uhl, Denkmäler, 2007: 326) erfahren hat, hervorzuheben. «Mobiles Erinnern» hat gezeigt, dass sich der seit Ende der 1980er-Jahre auf staatlicher Ebene hegemoniale «Bekanntnisdiskurs» auch auf lokaler Ebene durchgesetzt hat, den es gleichzeitig rituell reproduzieren und festigen konnte. (Uhl, Denkmäler, 2007: 324ff.)

text an jeden Haushalt zu verschicken. (Gmeiner, Mobiles Erinnern, 2006: 126)

²⁰ Ein weiterer Faktor waren Vorwahlzeiten, die sich als ungünstig für die Organisation erwiesen.

7. Fazit

Ausgelöst durch die 1986 aufkommende Debatte über die Mitverantwortung Österreichs für die nationalsozialistischen Verbrechen, setzt Ende der 1980er-Jahre die Beschäftigung mit dem Rechnitzer Judenmassaker ein. Die beiden Dokumentarfilme «Alles Schweigen» und «Totschweigen» leisten in ihren Recherchen Grundlagenarbeit, da der Themenkomplex der Endphasenverbrechen bis dahin weder wissenschaftlich noch gesellschaftlich umfassend aufgegriffen worden war. Die Merkmale von Endphasenverbrechen werden in allen künstlerischen Werken hervorgehoben, wie beispielsweise die Beteiligung und Mitschuld der örtlichen Bevölkerung an den Verbrechen oder die Verübung derselben in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges. Das Theaterstück und die beiden Filme bemühen sich in Bezug auf die Abläufe des Rechnitzer Judenmassakers (und die Todesmärsche) um eine detailgetreue Rekonstruktion. In der Inszenierung von «März. Der 24.» wurden realistische bzw. naturalistische Darstellungsformen vom Leiden und Sterben der Menschen abgelehnt und man begab sich auf die Suche nach alternativen Kunstgriffen. Statt des Massakers selbst stehen in den anderen drei künstlerischen Auseinandersetzungen die Erinnerung daran und der Umgang der österreichischen Gesellschaft mit ihrer Vergangenheit im Mittelpunkt. Deren kollektives Nicht-Erinnern stellte für alle Kunstschaffenden die Motivation dar, ihre jeweiligen Projekte in Angriff zu nehmen. Die hier vorgestellten Werke haben dazu beigetragen, dass Endphasenverbrechen in das kulturelle Gedächtnis Eingang gefunden haben, wie auch die grossteils positiven öffentlichen Reaktionen zeigen.

LITERATURVERZEICHNIS

Primärquellen

Filme

Erne, Eduard / Heinrich, Margareta: Totschweigen (Ö / D / NDL 1994, 88 Min.)

Waltensdorfer, Gudrun / Zuzanek, Michael: Alles Schweigen. Von Opfern, Tätern und anonymen Helden (Ö 1993, 46 Min.)

Literatur

Wagner, Peter (1995): Tetralogie der Nacktheit. 4 Stücke, Oberwart

Sekundärliteratur

Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: ders. (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main

- Bayerdörfer, Hans-Peter (1997): Theater gegen das Vergessen. Bühnenarbeit und Drama bei George Tabori, Tübingen
- Friedländer, Saul (1986): Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus, München
- Gmeiner, Christian (2006): Mobiles Erinnern. Ein transnationales Erinnerungsprojekt für die Opfer der Todesmärsche, in: Eigner, Peter/Hämmerle, Christa u.a. (Hrsg.): Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht, Innsbruck (= Konzepte und Kontroversen 4), 123-130
- Grabe, Hans-Dieter (1992): Mein Weg zum Gesprächsfilm, in: Zimmermann, Peter (Hrsg.): Fernseh-Dokumentarismus. Bilanz und Perspektiven, München (= Close Up Schriften aus dem Haus des Dokumentarfilms 1), 181-196
- Hattendorf, Manfred (1994): Dokumentarfilm und Authentizität. Ästhetik und Pragmatik einer Gattung, Konstanz
- Hohenberger, Eva (1988): Die Wirklichkeit des Films. Dokumentarfilm; ethnographischer Film, Hildesheim (= Studien zur Filmgeschichte 5)
- Howe, Irving / Lang, Berel (1988): Writing and the Holocaust, New York
- Keller, Sven (2006): Verbrechen in der Endphase des Zweiten Weltkrieges. Überlegungen zu Abgrenzung, Methodik und Quellenkritik, in: Arendes, Cord / Wolfrum, Edgar / Zedler, Jörg (Hrsg.): Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges, Göttingen, 25-50
- Lappin, Eleonore (2007): Der Zwangsarbeitereinsatz und die Todesmärsche ungarischer Juden 1944/45, in: Programmheft «Jedem das Seine», Stadttheater Klagenfurt
- Nieraad, Jürgen (1996): Engagement als ästhetische Radikalität. Shoah-Literatur zwischen Gelächter und Schweigen, in: Poetica, Bd. 28, 408-431
- Öhner, Vräth (2005): Fernsehen – Geschichte – Gedächtnis. Zur Transformation dokumentarischer Inszenierungsweisen der Historie, in: Gerbel, Christian (Hrsg.): Transformationen gesellschaftlicher Erinnerung. Studien zur «Gedächtnisgeschichte» der Zweiten Republik, Wien, 131-157
- Peulings, Birgit / Weih, Ulrich (1994): Einblicke, aber keine Einsichten. Bemerkungen zur Sendereihe «Unter deutschen Dächern» von Radio Bremen, in: Heller, Heinz-Bernd (Hrsg.): Reichen und Aspekte des Dokumentarfilms im Fernsehen der Gegenwart, Siegen (= Arbeitshefte Bildschirmmedien 45), 7-22
- Pohl, Ronald (1991): Fragen, Rhetorik und das Schweigen. Zeitgeschichte am Schauspielhaus, in: Der Standard, 16.01.1991, o. S.
- Prack, Michael (1993): Blutspur, in: Täglich Alles, 17.11.1993, o. S.
- (red.) (1994): Historiker kritisieren Busek, in: Die Presse, 14.11.1994, o. S.
- Roth, Markus (2003): Theater nach Auschwitz. George Taboris' «Die Kannibalen» im Kontext der Holocaust-Debatten, Frankfurt am Main
- Roth, Wilhelm (1982): Der Dokumentarfilm seit 1960, München
- Stachowitsch, Saskia Anna (2003): The Way of the West. Die Bedeutung der Pionier-Ideale in der politischen Identität der US-Amerikaner. Unterhaltungsfilm als politikwissenschaftliche Daten, Diplomarbeit, Universität Wien, Wien
- Steiner, Stefan (1994): Der Blick der Täter, in: Falter, Nr. 47, 59

- Stowasser, Josef M. / Petschening, Michael / Skutsch, Franz (1997): Stowasser. Lateinischdeutsches Schulwörterbuch, Wien
- Strümpei, Jan (2000): Vorstellungen vom Holocaust. George Taboris Erinnerungs-Spiele, Göttingen
- Uhl, Heidemarie (2001): Das «erste Opfer». Der österreichische Opfermythos und seine Transformationen in der Zweiten Republik, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, Heft 1, 19-34
- Uhl, Heidemarie (2007): Denkmäler als Konfrontation mit der Holocaust-Erinnerung. Zu Christian Gmeiners Projekt «Mobiles Erinnern» für die Opfer des Todesmarsches, in: Eberlein, Johann Konrad (Hrsg.): Festschrift für Götz Pochât zum 65. Geburtstag, Wien (= Grazer Edition 2), 315-328
- Wagner, Peter (1994): Gespräch zwischen Peter Wagner und Eduard Erne über den Film «Tot-schweigen», Peter Wagner-Homepage, http://www.peterwagner.at/html/arbeiten/kommentare_todschweigen.htm [Stand: 24.06.2008]
- Waltenstorfer Materialsammlung, Private Materialsammlung von Waltenstorfer, Gudrun / Zuzanek, Michael
- White, Hayden V. (1987): The Content of the Form. Narrative discourse and historical representation, Baltimore
- Young, James E. (1997): Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation, Frankfurt am Main

Internetquellen

- Gmeiner, Christian (Hrsg.) (2005): Mobiles Erinnern. Gedenken: Todesmarsch ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter 1944-45, unveröffentlichte Begleitbroschüre zu «Mobiles Erinnern» – <http://www1.yadvashem.org/education/german/RighteousDoc.pdf> [Stand: 29.06.2008]
- Grözinger, Lisa / Henning, Kerstin (2005): Vom Dokumentarfilm zu hybriden Formaten. Die Auflösung von Genregrenzen im Fernsehen. Diplomarbeit Hochschule der Medien Stuttgart – http://www.filmakademie.de/fileadmin/PDF_Dokumente/Lehre/Dokumentarfilm/DA-Dokfilm.pdf [Stand: 27.06.2008]
- <http://stephanscom.at/gedenkjahr/15/articles/2005/06/22/a8690/> [Stand: 02.04.2008]
- <http://www.refugius.at/aktivitaten.html#top> [Stand: 23.06.2008]
- <http://www.oezp.at/online/online.htm>, o. S. [Stand: 20.06.2008]
- Koebner, Thomas (2000): Der «Volkswagen» unter den Filmen – <http://www.3sat.de/dynamic/stiegen/bin/sitegew.php?tab=2&source=/specials/12309/index.html> [Stand: 12.08.2009]

Erinnerung in Rechnitz – Mikrostudie über den Umgang mit Toten

Der Umgang einer Gesellschaft mit ihren Toten lässt Rückschlüsse auf die Gesellschaft selbst zu. Anhand von diversen Indikatoren können Erinnerungsorte für Verstorbene auf ihren Stellenwert in der Gemeinschaft untersucht werden. Die Qualität einer Gedenkstätte, der Standort, die InitiatorInnen, der Zeitpunkt der Errichtung und die Quantität von eventuellen Erinnerungsaktivitäten geben Aufschlüsse über die Selbstwahrnehmung/darstellung und Interessen einer Gesellschaft. U. a. anhand von Erinnerungskultur soll ein kollektives Gedächtnis und ein allgemein gültiger Umgang mit der Geschichte konstruiert werden.

Der Beitrag ist eine Mikrostudie über die Erinnerungskultur im südburgenländischen Rechnitz. Es geht dabei um die Gräber, Erinnerungsorte und -Stätten für Verstorbene und Tote des Ortes bzw. im Ort Beigesetzten. Rechnitz bietet eine hervorragende Grundlage um die Realisierung österreichischer Richtlinien und Gesetze in Bezug auf Verstorbene und Ermordete des NS-Regimes nachzuzeichnen, da es im Ort drei Friedhöfe verschiedener Konfessionen (Katholizismus, Protestantismus, Judentum), ein Massengrab aus dem Zweiten Weltkrieg und Gedenkstätten für Soldaten und NS-Opfer gibt. Anhand dieser anschaulichen Beispiele soll geklärt werden, welche rechtlichen Grundlagen es für die Erinnerung an Tote gibt und wie sie von dieser Gemeinde umgesetzt werden.

Um die Erinnerungskultur in Rechnitz zu verstehen, muss zuerst ein Blick auf die Geschichte des Ortes geworfen werden. Dazu wird die Entstehung der Gemeinde, ihre religiöse, herrschaftliche und ethnische Zusammensetzung genauer betrachtet. Darauf aufbauend kann dann eine Analyse der Gedenkaktivitäten in Rechnitz unternommen werden, die auf gesamtösterreichische Richtlinien und Gesetze Bezug nimmt.

RECHNITZ VOR DER ZEIT DES NATIONALSOZIALISMUS

Die Gemeinde Rechnitz entstand aus zwei Orten, dem Deutschmarkt und dem Ungarmarkt. Sie wurde im Lauf der Geschichte von mehreren Geschlechtern beherrscht. Am prägendsten für den Ort war das Geschlecht der Batthyánys. Dieses Adelsgeschlecht brachte im 16. Jahrhundert Rechnitz unter seine Herrschaft. Am Ende dieses Jahrhunderts dürfte auch das Schloss Rechnitz erbaut worden sein. (Mandl, Rechnitz, 2002: 53)

Die Batthyánys herrschten bis 1871. In diesem Jahr verkauften sie, aus finanziellen Nöten heraus, das Schloss und die Gründe an einen Privaten. Dieser verkaufte Schloss und Liegenschaft 1906 an den deutschen Grossindustriellen Dr. Heinrich Thyssen-Bornemisza, in dessen Familie es bis zum Brand zu Kriegsende 1945 verblieb. Die Tochter von Dr. Thyssen-Bornemisza heiratete den Grafen Ivan Batthyány. So kam es, dass ab 1933 wieder ein Batthyány im Schloss wohnte. Als das Schloss 1945 komplett abbrannte, flüchtete die Familie in die Schweiz. (Mandl, Rechnitz, 2002: 47ff.)

DIE KATHOLISCHE UND DIE EVANGELISCHE KIRCHE IN RECHNITZ

Die erste Religion, die sich in der Gemeinde formierte, war der Katholizismus. Im 13. Jahrhundert erbaute der Güssinger Graf die erste Kirche. Im Zuge dessen entstand vermutlich auch der Friedhof rund um die Kirche. Im Laufe der Jahre wechselte er seinen Standort mehrmals und wurde zeitweise von Protestanten mitbenutzt.

Im 16. Jahrhundert, zur Zeit der Reformation, formte sich auch eine protestantische Gemeinde. Es wurde eine Kirche gebaut und ein Friedhof angelegt. Neben der katholischen und der protestantischen gab es auch eine kroatische Kirche. Diese war zum Grossteil katholisch, und ihre Messen wurden auf kroatisch abgehalten. Im 18. Jahrhundert vereinigten sich die deutsche und die kroatische Pfarre. (Mandl, Rechnitz, 2002: 129ff.)

DIE JÜDISCHE GEMEINDE IN RECHNITZ

Die jüdische Gemeinde in Rechnitz war eine der ältesten und grössten im Südburgenland. Sie entstand im 15. Jahrhundert. Drei Jahrhunderte später erreichte sie einen Bevölkerungshöchststand von ca. 900 Personen, bei einer Gesamtbevölkerungszahl von rund 4000. Juden siedelten sich in Rechnitz an, da in der Steiermark eine Judenausweisung stattgefunden hat. Im 17. Jahrhundert zogen sie von Wien, Nieder- und Oberösterreich aus denselben Gründen in die Gemeinde. Ein weiterer Grund für ihre Ansiedelung war der Schutzbrief des Grafen Adam II. Batthyány von 1687, der unter seinem Vater schon mündlich bestanden hatte. Dieser Schutzbrief sah u.a. vor, dass die jüdische Gemeinde einen eigenen Richter bestellen durfte. Sie war aber auch Diskriminierungen ausgesetzt. So musste z.B. von jeder Familie Schutzgeld entrichtet werden, der Zugang zu den Zünften war Juden bis ins 18. Jahrhundert verwehrt und sie durften am Sabbath nicht ihre Geschäfte schliessen. (Mandl, Rechnitz, 2002: 227) Das Zusammenleben der Menschen im Ort war jedoch von einem friedlichen Neben- bzw. Miteinander geprägt. Ab 1649 gab es eine erste Synagoge, 1718 und 1834 wurden aus Platzmangel neue errichtet und die alten abgetragen. (Mandl, Rechnitz, 2002: 231 ff.)

Es existierte seit 1847 auch eine jüdische Schule, die aber 1923 aufgrund von Schülermangel geschlossen wurde, (<http://www.vhs-burgenland.at/downloads/judgem/12rechnitz.pdf>) Weitere Elemente des jüdischen Lebens in Rechnitz waren diverse Vereine, wie z.B. die jüdische Musikkapelle. (Temmel, Die jüdische Gemeinde in Rechnitz, 1992: 94f.) Heute zeugt nur mehr der 1682 angelegte jüdische Friedhof vom einstigen Leben von Juden in Rechnitz. (Mandl, Rechnitz, 2002: 238)

DIE JÜDISCHE GEMEINDE UND IHR ERBE

Mit dem «Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 verschlechterte sich die Lage der jüdischen Bevölkerung drastisch. Auch vor Rechnitz machten Diskriminierungen und Ausschreitungen gegen Juden nicht halt. Am 26. März 1938 erging die Anordnung der Bezirkshauptmannschaften an die Gemeinden, alle Juden listenmässig zu erfassen und Nachweise über ihr Vermögen zu erstellen. (Mandl, Rechnitz, 2002: 238) Auch wurden jüdische Geschäfte boykottiert. Gleichzeitig befahl die Gestapo, dass alle Juden bis zum 30. März 1938 die Gemeinde Rechnitz zu verlassen hatten. Viele reisten daraufhin nach Wien, um dort ihre Flucht aus Österreich vorzubereiten oder retteten sich zu Verwandten nach Ungarn. Diejenigen, die es sich nicht leisten konnten oder wollten zu flüchten, wurden im April 1938 vertrieben. 43 Juden wurden im April mit Bussen zur jugoslawischen Grenze gebracht. Da sie nichts ausser 20 Mark mitnehmen durften, also auch keine Pässe, wurden sie daran gehindert in Jugoslawien einzureisen. Nach wochenlangem Aufenthalt im «Niemandland» gelang es internationalen Organisationen ihnen eine Aufenthaltsgenehmigung für Jugoslawien zu beschaffen. Danach verlieren sich ihre Spuren grossteils. Man weiss nur von wenigen, denen die Flucht nach Palästina und Shanghai gelang.

Vom Schicksal jener, die nach Wien flüchteten, ist noch weniger bekannt. Diejenigen, die nicht ausreisen konnten, wurden in Konzentrationslager oder in Ghettos im Osten deportiert.

So ist nur von wenigen Gemeindemitgliedern ihr weiteres Schicksal bekannt. Einer der jüdischen Gemeindeärzte, Dr. Graner, durfte bis Sommer 1938 im Ort bleiben. Danach gelang ihm die Flucht nach Amerika. Der letzte Kantor, Josef Glück, wurde in Dachau ermordet.

Die Kultusgemeinde Rechnitz dürfte sich im Mai 1938 aufgelöst haben. Ihr Vermögen, die Synagoge, Schule und Kantorwohnung, wurden von der Gemeinde Rechnitz «arisiert». (Temmel, Die jüdische Gemeinde in Rechnitz, 1992: 81ff.) Die Synagoge wurde zu einer Jugendherberge umgebaut. Seit Kriegsende fungiert sie als Feuerwehr- und Wohnhaus. Zum Gedenken wurde 1990 an der ehemaligen Synagoge eine Tafel angebracht. Die Anbringung der Tafel war allerdings keine Eigeninitiative der Gemeinde Rechnitz. 1989 schickte die IKG Graz einen Brief an die Gemeinde, mit der Bitte, eine Erinnerungstafel an der ehemaligen Synagoge anzubringen, m Textvorschlag

inklusive. Das Ansuchen wurde im Gemeinderat diskutiert und einstimmig angenommen. Der vorgeschlagene Text wurde übernommen und die Tafel angebracht. (Uslu-Pauer, Erinnerung in Rechnitz: www.kreuzstadl.net)

Die Enthüllung fand nicht in einer öffentlichen Feier statt, sondern geschah «still und heimlich»¹. RE.F.U.G.I.U.S., der Verein «Grenzenlos» und das Unabhängige Antifaschistische Personenkomitee Burgenland holten die öffentliche Enthüllung ein Jahr später nach.

Die ehemalige jüdische Schule wurde zum Kindergarten bzw. zur Volksschule umfunktioniert, seit den 1970-er Jahren dient sie als Bauhof, (vgl. <http://www.vhs-burgenland.at/downloads/judgem/12rechnitz.pdf>)

Der zurückgebliebene Privatbesitz wurde von NSDAP-Mitgliedern billig gekauft, Häuser und Geschäfte wurden «arisiert». (Mandl, Rechnitz, 2002: 241) 1953 kaufte Rechnitz von der IKG das ehemalige Schulgebäude, die Synagoge und andere Grundstücke um den Preis von ATS 105.000,-. (Uslu-Pauer: www.kreuzstadl.net)

Nach Kriegsende kamen nur vier Rechnitzer Juden in ihre Heimat zurück. In den 1980-er Jahren verstarb die letzte Rechnitzer Überlebende. (Mandl, Rechnitz, 2002: 242)

Der jüdische Friedhof ist als einziges Zeugnis der Existenz einer jüdischen Gemeinde in Rechnitz erhalten geblieben. Während der NS-Zeit wurde er zwar geschändet, konnte aber 1988 von der Grazer IKG wieder in Stand gesetzt werden. (Mandl, Rechnitz, 2002: 236) Aber auch in den letzten Jahrzehnten kam es zu Schändungen und ein steter Verfall geht vor sich.

Am 8. Juni 1988 wurden die Leichen von sieben ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern, die in den 1960-er Jahren in Kalch entdeckt worden waren, auf den jüdischen Friedhof in Rechnitz umgebettet. Vermutlich starben sie an Typhus, da die dortige Schule während des Krieges in ein Typhuskrankenhaus umgewandelt wurde. Es scheint, als hätten Leidensgefährten die Toten begraben, da auch ein Grabstein angelegt wurde. Dieser Stein steht jetzt in der Mitte des jüdischen Friedhofs in Rechnitz, er markiert die Stelle, an der die umgebetteten Leichen ruhen. (Uslu-Pauer: www.kreuzstadl.net)

ROMA IM GEBIET VON RECHNITZ

Da es in diesem Beitrag um Erinnerungsorte von Verstorbenen bzw. Getöteten geht, dürfen auch Roma im Gebiet von Rechnitz nicht ausser Acht gelassen werden. Leider gibt es dazu sehr wenig Informationen. Sicher ist, dass in und rund um Rechnitz immer wieder Roma gesiedelt und gearbeitet haben. Denn es gibt einen Schutzbrief von Graf

¹ Vortrag von Eva Schwarzmayr an der Universität Wien, 20.11. 2007.

Christof Batthyány aus dem Jahr 1674, ausgestellt für den Woiwoden Martin Sárközi und seine Anhänger. In diesem wird Schutz geboten und das Recht, in der Grafschaft zu siedeln und zu arbeiten. Als Tagelöhner, Musiker, Korb- und Sesselflechter verdienten sie sich ihr Geld. In der Karwoche 1943 wurden Roma aus dem Gebiet Rechnitz in Arbeits- und Konzentrationslager abtransportiert. (Temmel, Die jüdische Gemeinde in Rechnitz, 1992: 105f.)

Es gibt keinen Ort an dem den getöteten Roma aus der Umgebung von Rechnitz gedacht wird. Ihr Leben «am Rande der Gesellschaft» setzt sich auch nach ihrer Ermordung fort.

RECHNITZER WIDERSTANDSKÄMPFER

Am 2. November 1991 wurde von der Rechnitzer Flüchtlings- und Gedenkinitiative und Stiftung (RE.F.U.G.I.U.S.) im ehemaligen Schlosspark der Gedenkstein für die Opfer des Nationalsozialismus enthüllt.² Darauf wird an vier Rechnitzer Widerstandskämpfer und an die etwa 200 ermordeten jüdisch-ungarischen Zwangsarbeiter gedacht.

Im Zuge der Neugestaltung des Schlossparks wurde dieser Gedenkstein aufgelöst, und dafür am 6. Mai 2007 ein neuer enthüllt. Im Schlosspark gibt es seitdem einen Erinnerungsplatz, der allen Verstorbenen und Ermordeten der beiden Weltkriege gewidmet ist – ausser den deportierten Roma rund um Rechnitz.

GEDENKEN AN GETÖTETE SOLDATEN UND ZIVILISTEN DER BEIDEN WELTKRIEGE

Im Zweiten Weltkrieg sind 177 Rechnitzer an diversen Fronten gefallen bzw. wurden für vermisst erklärt. Und 31 Personen sind zu Kriegsende, bei Kämpfen mit der «Roten Armee», ums Leben gekommen. (Mandl, Rechnitz, 2002: 533; 550)

Diesen Rechnitzern wurde 1968 im ehemaligen Schlosspark von der Gemeinde ein Kriegerdenkmal errichtet, welches 2006 abgetragen und im neuen Denkmal integriert wurde. Jedes Jahr zu Allerheiligen findet eine Gedenkfeier statt, die ursprünglich auf den Kriegsoffer- und Behindertenverband zurückgeht. Ein paar Jahre wurde die Feier vom Österreichischen Kameradschaftsbund – Ortsgruppe Rechnitz ausgetragen, der diese Aktivität aus ungeklärten Gründen einstellte. Zur Zeit übernimmt die Ausführung die Gemeinde.³

² Zum Vereien RE.F.U.G.I.U.S. und seinen weiteren Aktivitäten siehe Gangl/Gleirscher in diesem Band.

³ Auskunft Klaus Herist, Gemeindeamt Rechnitz, 11.06.2008.

1961 wurde für die gefallenen und vermissten burgenländischen Soldaten beider Weltkriege ein Landesehrenmal am Geschriebenstein errichtet. Initiiert wurde es vom Österreichischen Kameradschaftsbund – Landesverband Burgenland. Es besteht aus einer Gedächtniskapelle und sieben Gedenksteinen mit Opferschale, für jeden Bezirk eine. Im Laufe der Zeit wurden zusätzliche Gedenksteine angebracht. Gestiftet wurden sie vom Roten Kreuz, der Zollwache, der Gendarmerie und dem Landesfeuerwehrverband. (http://www.rechnitz.at/de/detail.htmlFtx_ttnews%5Btt_news%5D=55&tx_ttnews%5BbackPid%5D=4&cHash=2205ffabaa)

ERINNERUNGSORTE

Im Folgenden wird auf die rechtlichen Vorschriften im Bereich der Erinnerungskultur eingegangen und auf Aktivitäten, die keiner rechtlichen Regelung unterliegen. Es wird dargelegt, wo und für wen es Gedenkaktivitäten gibt, wer diese initiierte und ob kontinuierlich Veranstaltungen stattfinden.

a) Kriegerdenkmäler und Landesehrenmal

In Bezug auf Kriegerdenkmäler bzw. Denkmäler, die in irgendeiner Art an die gefallenen und vermissten Soldaten, an die Angehörigen der SS und anderer NS-Terrororganisationen erinnern, gibt es keine Vorgaben. Für sie müssen keine Denkmäler aufgestellt werden, dürfen aber. Dabei ist wichtig, dass sie nicht gegen das Verbotsgesetz verstossen und den Nationalsozialismus verherrlichen. Bei vielen Kriegerdenkmälern in Österreich ist die Gestaltung jedoch sehr widersprüchlich. Sieglinde Rosenberger und Reinhold Gärtner gaben zu diesem Thema 1991 das Buch «Kriegerdenkmäler – Vergangenheit in der Gegenwart» heraus. Sie widmen sich genau dieser Ambivalenz. Rosenberger/Gärtner betonen, dass Denkmäler für die verstorbenen und nicht mehr zurückgekehrten Soldaten – vor allem für deren Hinterbliebene – wichtig sind, und sie ihnen nicht ihr Existenzrecht absprechen wollen, da sie als Grabsteine dienen. Schon immer hätten Menschen Verstorbenen Denkmäler gesetzt um sich ihrer zu erinnern und sie zu ehren, deswegen sei es auch korrekt dies bei Soldaten der Weltkriege zu tun. (Rosenberger/Gärtner, Kriegerdenkmäler, 1991: 19) Aber es gehe vor allem um das Wie. Bei ihrer Untersuchung stellten sie fest, dass auf fast allen Kriegerdenkmälern Widersprüchliches zu finden ist, wie z.B. Inschriften für die «Helden der Heimat» oder für die «Vaterlandsverteidiger». (Rosenberger/Gärtner, Kriegerdenkmäler, 1991: 19) Welche Heimat haben die Soldaten der Wehrmacht, Mitglieder der Waffen-SS und anderer nationalsozialistischer Organisationen verteidigt? Die nationalsozialistische. Dem/r Betrachterin wird suggeriert derselben Heimat zu entstammen und zu gedenken wie die gefallenen Soldaten. Es ist also unangebracht hier diesen Begriff zu verwenden. Dies bedeutet die Heimat hat sich nicht verändert, ist dieselbe geblieben. Man bezieht sich nicht auf Öster-

reich, sondern auf das Dritte Reich. Auch der Begriff «Held» sorgt für Verwirrung oder die Auflistung der verstorbenen Soldaten beider Weltkriege nebeneinander und im selben Stil:

«Formensprache wie Textlogik der Kriegerdenkmäler in den untersuchten Regionen führen zu einer Wahrnehmung, in der der Zweite Weltkrieg als ein Krieg wie jeder andere zuvor auch erscheint. Nämlich ein Krieg, der den eingerückten Soldaten den Tod brachte. Diese Gleichsetzung durch Aneinanderreihung wird durch die spezifisch bauliche Anordnung symbolisiert und durch die symmetrische Plazierung der Inschriften verstärkt [...].

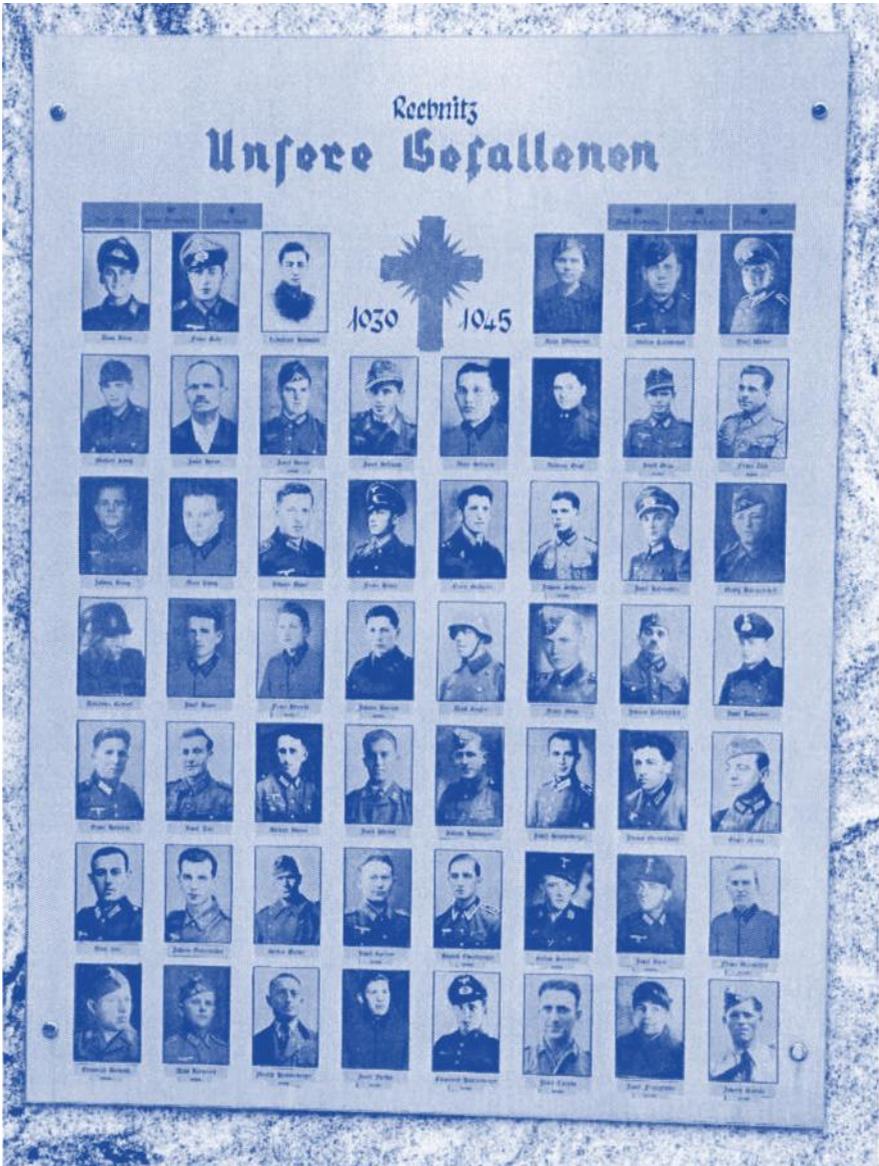
Die Gleichsetzung des Zweiten Weltkrieges mit anderen Kriegen, insbesondere mit dem Ersten Weltkrieg, wird in der geschichtswissenschaftlichen Fachliteratur wiederholt kritisch aufgegriffen.» (Rosenberger/Gärtner, Kriegerdenkmäler, 1991: 50f)



Ein Teil des Rechnitzer Kriegerdenkmals, Foto 2009

Beim neu errichteten Rechnitzer Kriegerdenkmal im Schlosspark ist ein Anflug dieser Gleichsetzung erkennbar. Beide Weltkriege sind mit Opferzahlen auf einem Stein zusammengefügt. Der Zweite Weltkrieg wird jedoch auf einem zweiten Stein gesondert behandelt. Alle gefallenen und getöteten RechnitzerInnen sind darauf verewigt. Erstaunlich ist dabei, dass die zivilen Opfer mit zivilen Photos aber die Gefallenen und Vermissten in Uniform abgebildet sind. Dies ist eine Weiterführung bzw. Steigerung der von Gärtner/Rosenberger angeführten Gedanken. Die Photos zeigen den verstorbenen Soldaten, Gefreiten, SS-Sturmabführer etc., nicht den Menschen. Durch die Photos in

Uniform tritt das Kriegsmotiv noch mehr in den Vordergrund. Es suggeriert, dass sie als mutige, ihre Pflicht erfüllende Soldaten ihr Leben liessen und die Hinterbliebenen zwar traurig aber auch stolz darauf sein dürfen. Der Krieg steht im Mittelpunkt, wird aber nicht thematisiert oder hinterfragt.



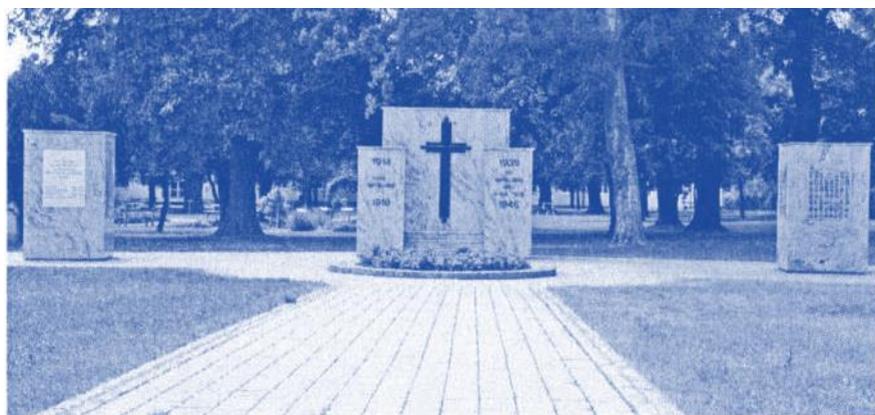
Gefallene und Getötete des Zweiten Weltkrieges, Foto 2009

Hätte bei den Gestaltern der Denkmäler eine kritische Aufarbeitung des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges und der Verstrickungen der Soldaten in die spezifische Form dieses Krieges stattgefunden, wäre es kaum denkbar, dass diese Männer in der «blutigen» Uniform zur Erinnerung angeboten worden wären.

Eine weitere Besonderheit des Rechnitzer Kriegerdenkmals ist seine Nähe zum Denkmal für die Opfer des Nationalsozialismus. Beide Denkmäler sind auf drei Steinen in eine Anlage integriert, es wird allen an ein und derselben Stelle gedacht. Während auf dem Gedenkstein der Widerstandskämpfer, der vertriebenen jüdischen Gemeinde und der 200 ermordeten jüdischen Zwangsarbeiter gedacht wird, befindet sich gegenüber das Kriegerdenkmal für die Gefallenen und Vermissten des Ersten und Zweiten Weltkrieges.

Zur Enthüllung des Denkmals war auch die IKG eingeladen, die daran jedoch nicht teilnehmen wollte, da sie die undifferenzierte Gestaltung als inakzeptabel ablehnt.⁴

Es gibt auf diesem Denkmal keine Versuche, die Geschehnisse und Verbrechen des Nationalsozialismus zum Thema zu machen. Es werden Tote aufgezählt, teilweise mit Namen (Soldaten, Zivilisten, Widerstandskämpfer), und man wird zum ewigen Erinnern ermahnt. Aber an was? Es kann nicht genau definiert werden, wer auf diesen beiden Erinnerungsseiten verewigt ist. Auf der einen Seite sind es unbestritten Opfer des Nationalsozialismus. Aber wer steht ihnen gegenüber? Wenn es wo Opfer gibt, muss es dann nicht auch Täter geben? Die Zuordnung der Betroffenen des Nationalsozialismus in ein solches Schwarz-Weiss-Schema funktioniert nicht. Die Bevölkerung des Dritten Reichs setzte sich nicht nur aus Tätern, sondern auch aus Mitläufer, Opportunisten und Zuseher zusammen. Es kann nicht klar und pauschal gesagt werden, wer zu welcher Gruppe ge-



Denkmalanlage im Schlosspark von Rechnitz, Foto 2009

⁴ Vgl. Interview mit dem Generalsekretär der IKG, Mag. Raimund Fastenbauer. 05.06.2008.



hörte, aber unter den 177 Rechnitzer Gefallenen und Vermissten des Zweiten Weltkrieges waren auch Personen höheren Ranges, Angehörige der SS, der Waffen-SS und nicht nur die «einfachen Wehrmachtssoldaten».

Wobei nicht jeder Wehrmachtssoldat ein «einfacher» war, es ist müßig festzustellen, wer sich inwieweit schuldig gemacht hat. Aber allen Angehörigen von militärischen NS-Organisationen auf einem Gedenkstein völlig undifferenziert zu gedenken, bedeutet, sie derselben Gruppe zu zuordnen. Der Täter-, Mitläufer-, Zusehergruppe. Welche Gruppe dies ist, darf der/die Betrachterin entscheiden.

Auf der einen Seite gibt es also die klaren Opfer und auf der anderen Seite «den Rest».

Während der Krieg und seine Soldaten auf zwei der drei Steinen genannt werden, finden die Opfer auf vier Seiten eines Steines Erwähnung. Während die Gefallenen und getöteten Zivilisten des Zweiten Weltkrieges mit Namen (und sogar Photos) angeführt sind, ist dies nur bei den vier Rechnitzer Widerstandskämpfern der Fall

Die vertriebene und ausgelöschte jüdische Gemeinde, deren Namen leicht zu eruieren wären, und die Opfer des «Kreuzstadtmassakers» verschwinden in der Gruppe der Opfer.

Nur auf der «Undefinierten» Soldaten / Zivilisten – Eine der vier Seiten des Opfergedenksteines, Foto 2009 Seite gibt es kontinuierliche Erinnerungsaktivitäten. Der Gemeindehomepage lässt sich entnehmen, dass im Schlosspark jedes Jahr zu Allerheiligen eine «eindrucksvolle Gedenkfeier stattfindet», (http://www.rechnitz.at/de/detail.html?tx_ttnews%5Btt_news%5D=55&tx_ttnews%5BbackPid%5D=4&cHash=2205)

ffabaa) Die Angabe bezieht sich zwar noch auf das alte Kriegerdenkmal, aber laut Auskunft der Gemeinde wird auch jetzt noch jedes Jahr zu Allerheiligen eine von der Gemeinde organisierte Feier gestaltet.

Die Gedenkanlage im Rechnitzer Schlosspark spiegelt einen typisch österreichischen Umgang mit der Vergangenheit wider. Seine einförmige, lineare Gestaltung drückt den Wunsch nach einem Schlussstrich aus. Jedem/Jeder Tote/n ist ein Denkmal errichtet worden, nun kann mit der Vergangenheit abgeschlossen werden.

Errichtet wurde die Anlage von der Gemeinde Rechnitz unter Einbeziehung von RE.F.U.G.I.U.S. Wobei der Gedenkverein darauf hinweist, dass die Anlage ein Kompromiss war und eigentlich ganz anders hätte aussehen sollen. RE.F.U.G.I.U.S. konnte hier mildernd eingreifen.⁵

Eine zweite Anlage, am Geschriebenstein, gedenkt ebenfalls der Gefallenen und Vermissten beider Weltkriege. Sie wurde zwar nicht von der Gemeinde oder von einem ortsansässigen Verein errichtet, soll aber in die Arbeit Eingang finden, da sie auf Rechnitzer Boden steht und auf der Gemeindehomepage als Sehenswürdigkeit aufscheint. Dieses so genannte Landesehrenmal hat also einen hohen Stellenwert für die Gemeinde.

Die Anlage ist grosszügig, sowohl von der Fläche wie von der Symbolik her, und aufwendig gestaltet. Es gibt eine Kapelle, sieben Gedenksteine für jeden Bezirk, inklusive Opferschale, und die Steine der eben erwähnten Organisationen. Auch an dieser Anlage finden sich genug Beispiele, an denen man vorher zitierte Widersprüche festmachen kann. Gepflegt, betreut und finanziert wird das Landesehrenmal vom Kameradschaftsbund Burgenland. Wobei nicht vergessen werden darf, dass sich Kameradschaftsbünde nicht nur durch Mitgliederbeiträge und Spenden erhalten, sondern durch öffentliche Gelder subventioniert werden. (Rosenberger/Gärtner, Kriegerdenkmäler, 1991: 78)

Es fließen in beiden Fällen, beim Denkmal im Schlosspark und beim Landesehrenmal, öffentliche Mittel in die Errichtung und Pflege der fragwürdigen und widersprüchlichen Anlagen. Letzteres wird subventioniert, während Ersteres von der Gemeinde bezahlt und gepflegt wird.

Es ist nichts dagegen einzuwenden, dass staatliche Mittel zu diesem Zwecke herangezogen werden. Es ist wichtig sich dieser Soldaten zu erinnern. Aber die Gelder sollten nicht zu ihrer Ehrung verwendet werden, sondern zu einer differenzierten und aufgeklärten Aufarbeitung der Vergangenheit. Dadurch würde sich den Nachkommen der Kriegsgeneration ein annähernd wahres Bild der Geschehnisse zeigen, und nicht eines, das durch Verdrängung verzerrt ist.

⁵ Vortrag von Eva Schwarzmayr an der Universität Wien, 20.11.2007.

ERINNERUNGSORTE FÜR VERFOLGTE UND ERMORDETE DES NATIONALSOZIALISMUS

1990 brachte die Gemeinde Rechnitz – nach einer Bitte der IKG Graz – eine Gedenktafel an der ehemaligen Synagoge an. Wie bereits erwähnt, geschah dies nicht in einem öffentlichen Rahmen. Dieses Verhalten macht den Eindruck, als ob sich die Gemeindeleitung ihrer Aktion schäme, oder sie nicht für eine öffentliche Veranstaltung für würdig empfindet, bzw. Angst vor Anfeindungen durch die Bevölkerung oder von anderer Stelle hätte.

Die Tafeln an der Synagoge und am neuen Erinnerungensembel im Schlosspark sowie der Friedhof legen als einzige Zeugenschaft für die ehemalige jüdische Gemeinde ab.

Erst Anfang der 1990er-Jahre erklärte sich die Gemeinde bereit, den jüdischen Friedhof zu pflegen. Wobei diese Aufgabe nicht sehr würdevoll ausgeführt wird. Tina Walzer, die eine Untersuchung zum Zustand jüdischer Friedhöfe in Österreich durchführte, musste feststellen, dass das Mähen und das Zurückschneiden des Naturbewuchses, der den Friedhof überwuchert, nur sehr sporadisch geschieht und das Mähgut auch nicht weggeschafft wird. (Walzer, Weissbuch, Band 2)

Der Umgang mit den ehemaligen jüdischen Mitbewohnern bzw. ihrem Erbe ist sehr verhalten und still. Es scheint als sei die Gemeinde über die Geschehnisse betroffen und beschämt. Sie will sich ihnen aber nicht stellen, da sonst ebenso die Frage nach den Tätern bzw. die eigene Mitverantwortung aufkäme.

Noch ein heikleres Thema ist die Ermordung der ca. 180-200 ungarischjüdischen Zwangsarbeiter im März 1945. Die Gemeinde unternahm keine selbstständige Initiative, um sich des Gedenkens anzunehmen. Anders als bei der eigenen jüdischen Gemeinde, die «irgendwo von irgendjemanden» ermordet wurde, waren hier Menschen aus dem Ort am brutalen Töten beteiligt. Wenn den Opfern dieses Massakers gedacht wird, muss zwangsläufig zugegeben werden dass es auch in Rechnitz Mitläufern und vor allem Täter gab, und Rechnitz keine Insel der Seligen war.

Erst RE.F.U.G.I.U.S. nahm sich der ermordeten Zwangsarbeiter an. Dadurch kam die Gemeinde in Zugzwang und integrierte ein Denkmal für die Opfer des Nationalsozialismus in der neuen Erinnerungsanlage im Schlosspark.

Im Jahr 2001 wurde der Burgenländische Landtag auf diesem Gebiet tätig. Nach einem Antrag von Landtagsabgeordneten der Parteien SPÖ, Die Grünen und FPÖ wurde am 13. Juli beschlossen:

«Der Burgenländische Landtag gedenkt anlässlich des 80-Jahr-Jubiläums des Burgenlandes der Opfer des Nationalsozialismus und aller Widerstandskämpfer, die im Kampf für Demokratie und Freiheit ihr Leben verloren haben und ersucht die Burgenländische Landesregierung, sich

dafür einzusetzen, dass in den Heimatgemeinden der Widerstandskämpfer und Opfer des Nationalsozialismus Gedenkstätten/bzw. -tafeln errichtet werden.⁶

Bei der Entschliessung des Antrags mahnte der Landtagsabgeordnete Mag. Vlasich (Grüne), dass neben den Widerstandskämpfern «... die weiteren Opfer des Nationalsozialismus, wie Juden und Roma, [...] nicht in Vergessenheit geraten.»⁷ Und weiters, dass entsprechende Erinnerungsaktivitäten gesetzt hätten werden müssen:

«... in der Mehrzahl der betroffenen burgenländischen Ortschaften ist dies noch nicht der Fall.»⁸

Es fällt unangenehm auf, dass die Erinnerungsarbeit für Widerstandskämpfer und Opfer des Nationalsozialismus im Burgenland – und das gilt wahrscheinlich für ganz Österreich – sehr schleppend vorangeht. Sonst hätte es wohl nicht einer Entschliessung des Burgenländischen Landtags zu diesem Thema bedurft. Wie Mag. Vlasich in seiner Rede im Landtag anmerkte, gibt es noch viel zu wenige Ortschaften, die sich nicht nur ihrer Soldaten erinnern, sondern auch der Opfer der Verfolgung gedenken.

Rechnitz betrifft dieser Landtagsbeschluss jedoch nicht, da schon vor 2001 ein Gedenkstein für Widerstandskämpfer und Opfer des Nationalsozialismus bestand. Dieser wurde aber nicht von der Gemeinde, sondern von RE.F.U.G.I.U.S. – dem zivilen player auf dem Gebiet der Erinnerungskultur im Ort – errichtet. Doch eine Gruppe von Verfolgten wurde wieder einmal ausgelassen. Obwohl der Landtagsbeschluss auf die Opfergruppe der Roma hinweist, fand sie keine Erwähnung bei der Gedenkanlage.

GESETZLICHE REGELUNGEN FÜR MAHN- UND KRIEGERDENKMÄLER

Für Mahn- und (Kriegerdenkmäler gibt es drei Gesetzgebungen und Richtlinien, die regelnd in die Initiierung bzw. Instandhaltung eingreifen.

Im Burgenland der Beschluss des Landtages des Jahres 2001. Dieser besagt, dass in jeder Gemeinde, in der es Widerstandskämpfer und/oder politisch wie rassistisch Verfolgte gab, eine Gedenkstätte bzw. -tafel errichtet werden muss.

Weiters ist der Umgang mit Denkmälern und Ehrungen der Alliierten gesetzlich geregelt. Im Bundesgesetz vom Juli 1948 über die Fürsorge und den Schutz der Kriegs-

⁶ Aussendung von Walter Prior, Präsident des Burgenländischen Landtages, an alle burgenländischen Bürgermeister, 2001.

⁷ Burgenländischer Landtag, XVIII. Gesetzgebungsperiode – 9. Sitzung – Donnerstag, 12. und Freitag 13. Juli 2001, S. 1286.

⁸ Ebd.

gräber und Kriegsdenkmäler aus dem Zweiten Weltkrieg für Angehörige der Alliierten, Vereinten Nationen und für Opfer des Kampfes um ein freies, demokratisches Österreich und Opfer politischer Verfolgung, geht hervor, dass Alliiertendenkmäler, wie auch Denkmäler für Widerstandskämpfer und Opfer der NS-Verfolgung auf ewig erhalten bleiben müssen. All diese Bauten stehen unter Denkmalschutz. (Bundesgesetze Nr. 175 und 176 vom 7. Juli 1948)

Dieser Gedanke wurde dann auch im Staatsvertrag von 1955 noch einmal festgehalten und im Artikel 19 verewigt. Wobei er sich nicht auf österreichische Widerstandskämpfer und deren Denkmäler bezieht. Laut Staatsvertrag sollen Gräber und Denkmäler für Angehörige der Armeen, die gegen Hitlerdeutschland kämpften bzw. deren Staatsangehörige auf österreichischen Boden verschleppt und getötet wurden, auf ewig erhalten bleiben. (Brandweiner, *Der österreichische Staatsvertrag*, 1955: 57f)

Die Bundesgesetze Nr. 175 und 176 vom 7. Juli 1948, kurz Kriegsgräberfürsorgegesetz (KFG), regeln die Handhabe von Kriegsgräbern auf österreichischem Boden.

Das KFG besagt, dass alle Gräber vom Staat instandgesetzt und auf ewig erhalten bleiben müssen, wobei diese Aufgabe an eine Organisation übergeben werden kann. Das Österreichische Schwarze Kreuz – Kriegsgräberfürsorge (ÖSK) hat sich dessen angenommen.⁹

Der Begriff Kriegsgräber meint sowohl Soldatengräber wie auch die letzte Ruhestätte von Verfolgten und Ermordeten des Nationalsozialismus. Die Staatsangehörigkeit der Personen ist dabei unerheblich.

Es fällt auf, dass das KFG bald nach Kriegsende zustande kam. Dieser Umstand ist erstaunlich, da Österreich sonst nicht so gewillt war eine Handlung zu setzen, die mit der «Opferthese» kollidierte. Als es sich um die Pflege der Gräber von alliierten Soldaten und Opfern der NS-Verfolgung annahm, gab es auch indirekt zu, an den Verbrechen und am Krieg mitverantwortlich zu sein. Man erhoffte sich wohl von diesem «noblen» Verhalten einen Pluspunkt bei den Alliierten im Hinblick auf den Staatsvertrag.

Die Pflege übernahm nach Kriegsende das ÖSK. Es ist ihm ein Anliegen, sichtbar und mahnend der Kriegstoten zu gedenken, den Frieden zu festigen, durch seine Tätigkeit die Hinterbliebenen zu trösten und gegebenenfalls Exhumierungen und Überführungen vorzunehmen. (Österreichisches Schwarzes Kreuz, *Dokumentation*, 1987: 23)

Der Verein finanziert sich aus Mitgliedsbeiträgen und Spenden. Erstaunlich ist, dass ihm der Staat nur finanziell unter die Arme greift, wenn er seinen Aufgaben nicht mehr nachkommen kann.

Obwohl sich das ÖSK bereit erklärte alle Kriegsgräber, die im KFG angeführt sind, zu pflegen, investiert es doch mehr Energie in die Betreuung von Soldatengräbern. Ver-

⁹ Das ÖSK gründete sich bereits 1919 und besteht bis heute mit einer Unterbrechung von 1938 bis 1946.

gleichet man Soldatenfriedhöfe mit z.B. Gräbern von Opfern der Todesmärsche, springt einem ein qualitativer Unterschied in der Gestaltung entgegen. Laut dem Landesgeschäftsführer des ÖSK-Burgenland, Otto Jaus, liege das daran, dass niemand wisse, wo sich die Gräber der Opfer der Todesmärsche befänden.¹⁰ Es gibt jedoch Aufzeichnungen darüber, die der Öffentlichkeit zugänglich sind, siehe z.B. Eleonore Lappin, (<http://www.ejournal.at/essay/todmarsch.html>)

Der ewige Fürsorgegedanke wurde auch im Staatsvertrag (Artikel 19) festgeschrieben. Der entsprechende Artikel übernimmt die Opfergruppen aus dem KFG, ausser österreichische Widerstandskämpfer.

Kriegsgräber und Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus und für die alliierten Armeen müssen auf ewig erhalten bleiben. Dafür gibt es drei Gesetze: das KFG (B.G.B1. Nr. 175 und 176/1948), das Denkmalschutzgesetz (B.G.BI. Nr. 533/1923) – unter welches nur Gedenkstätten und -tafeln fallen, nicht die Kriegsgräber – und der Staatsvertrag (Art. 19).

Da das Grab mit den in Rechnitz ermordeten jüdischen Zwangsarbeitern noch nicht gefunden ist, hat der Kreuzstadl eine ganz besondere Bedeutung. Er diene als letzte Sammelstätte für die Opfer; von dort wurden sie zur Erschiessungsstätte geführt. Daher kommt dem Kreuzstadl die Rolle zu, als Mahnmal an dieses Verbrechen zu erinnern.

«DER FRIEDHOF ALS SPIEGELBILD DER GEMEINDE»¹¹

Hans-Kurt Boehlke beschäftigte sich in den 1970-er Jahren mit Gemeindefriedhöfen in Europa. Für ihn sind sie Ausdruck des Umgangs der Gesellschaft mit ihren Verstorbenen. Die Pflege von Gräbern weise daraufhin, dass die hinterbliebene Gemeinde die Toten nicht aus ihrer Obhut entlassen möchte, und sie am Ort des Friedhofs in spezifischer Weise weiterleben lasse. (Boehlke, Der Gemeindefriedhof, 1973: 18f.)

Zuvor waren Gräber und Friedhöfe Angelegenheit des Einzelnen bzw. der Kirchen. Seit dem Erstarken der Selbstverwaltung der Gemeinden wurden sie aber vom privaten in den öffentlichen Raum verlagert.

Heute sieht es so aus, dass Kosten für Errichtung und Instandhaltung eines Friedhofs, sanitäre Anlagen etc. von der Gemeinde bezahlt werden. Die Verwaltung und Pflege wird je nach Vereinbarung von der Kirche oder der Gemeinde ausgeführt, wobei die Gemeinde finanziell dafür aufkommt.

Grabstellen werden in Österreich nicht für immer erworben, sondern angemietet. In den meisten Fällen beträgt das Nutzungsrecht zehn Jahre; es kann länger sein, wenn es sich um eine spezielle Art des Grabes handelt. Nach Verstreichen der zehn Jahre kann

¹⁰ Auskunft Otto Jaus, Landesgeschäftsführer ÖSK-Burgenland. 19.6.2008.

¹¹ Hans-Kurt Boehlke, Der Gemeindefriedhof, 1973: 17.

das Nutzungsrecht verlängert werden, dies geht solange bis die Nachkommen bereit sind das Grab aufzulösen.

Der/Die Angehörige/r eines/r Verstorbenen/r, der/die das Nutzungsrecht innehat – es kann nur an eine Person vergeben werden – hat dafür Sorge zu tragen, «... das Grab in einem guten für das Auge gefälligen Zustand...» (<http://www.paternion.at/behoerde/abteil/friedhof/fdhord.html#Nutzungsrecht>) zu erhalten. Auch Boehlke weist darauf hin, dass die Träger des Nutzungsrechtes eines Grabes der Gemeinde und Gesellschaft gegenüber verpflichtet sind, die «Würde des Ortes» aufrecht zu erhalten. (Boehlke, Das Bestattungs- und Friedhofswesen in Europa, 1977: 60)

DER JÜDISCHE FRIEDHOF IN RECHNITZ

Der jüdische Friedhof in Rechnitz wurde 1682 von der jüdischen Gemeinde angelegt. Es kam aus Platzmangel zu mehreren Grundankäufen. 1827 erfolgte der letzte, wobei er auch umfriedet wurde. (Mandl, Rechnitz, 2002: 235f.) Während der Zeit des Nationalsozialismus kam es zu mehreren Schändungen und Verwüstungen, die erst Anfang der 1990er-Jahre teilweise und notdürftig behoben wurden.

Ebenfalls zwischen den Jahren 1938 und 1945 wurden von der Gemeinde Grabsteine entfernt und verkauft. Diese gingen in den Besitz des Steinmetzbetriebes Fiedler über, der 1964 einen Vergleich mit der Sammelstelle A abschloss. Er musste für alle übernommenen Grabsteine der jüdischen Friedhöfe Rechnitz, Güssing, Grosspetersdorf und Stadtschlaining ATS 60.000,- bezahlen und in allen diesen Friedhöfen einen Gedenkstein errichten. 45 dieser Grabsteine konnten ausfindig gemacht werden und wurden umgehend zurückgegeben. (Walzer, Weissbuch, Band 2)

Erst Anfang der 1990er-Jahre kam wieder Bewegung rund um den Friedhof auf. Alois Mandl schreibt in seiner Gemeindechronik, dass in diesem Zeitraum die IKG Graz den Friedhof wieder einigermaßen instand setzte. (Mandl, Rechnitz, 2002: 236) Ebenfalls seit dieser Zeit gibt es eine mündliche Pflegevereinbarung mit der Gemeinde, wobei diese verbesserungswürdig ist.

In den 1990er-Jahren kam es wieder zu Schändungen, die Täter konnten ausgeforscht und zur Verantwortung gezogen werden. (Mandl, Rechnitz, 2002: 236)

Heute ist der jüdische Friedhof Rechnitz in Besitz der IKG Graz. Seine Fläche beträgt 8.288 m²; er ist vollständig und in gutem Zustand umfriedet, wobei auf einer Länge von 10 m Schuttreste und Abfallteile auf der Mauerkrone abgelagert sind. Das Tor ist ebenfalls in gutem Zustand, die Wege und der Bewuchs sind hingegen sanierungsbedürftig und die einzige Familiengruft ist aufgebrochen. Insgesamt beinhaltet der Friedhof 186 Grabsteine, von denen 30 an der Umfriedung lehnen. Die meisten Grabsteine sind provisorisch wieder aufgestellt worden und wirken durch Wildbewuchs verwahrlost. Das Friedhofsgebäude, vermutlich eine Zeremonienhalle, wurde entfernt. Der Rasen wird nur um die Gräber gemäht, das Mähgut aber nicht beseitigt. (Walzer, Weissbuch, Band 2)



Starker Wildbewuchs schädigt Grabsteine und reisst sie sogar nieder, Foto 2009



Laut der IKG sollte der Friedhof aber in einer anderen Verfassung sein. Der Halacha gemäss – der rechtliche Teil der Überlieferungen des Judentums – muss ein Grab bzw. Friedhof auf ewig von der Gemeinde erhalten bleiben, da Gräber den Toten gehören und unantastbar sind. Die IKG wünscht sich eine Sanierung der jüdischen Friedhöfe in Österreich entsprechend der Halacha und fordert dazu staatliche Mittel. Bisher wurden punktuelle Sanierungen durch Mitgliedsbeiträge der IKG, Spenden und einzelne Vereinbarungen mit Ländern und Gemeinden finanziert. (Walzer, Weissbuch, Band 1)

Teilweise liegt Müll auf dem Friedhofsgelände, wie hier ein Schuh. Foto 2009

Die IKG hat österreichweit ca. 7.000 MitgliederInnen, aufgrund dieser kleinen Zahl können nicht viele Finanzen zur Pflege und Sanierung aufgestellt werden – moralische Bedenken einmal ausser Acht gelassen. Mit vielen österreichischen Gemeinden konnte die IKG Pflegevereinbarungen ausmachen, – wie in Rechnitz auch – doch ist der Begriff Pflege ein dehnbarer.

In Rechnitz hätte sich in den Jahren 2001/2002 der finanzielle Aufwand für die Sanierung der Friedhofsanlage auf ATS 862.365,50 brutto belaufen. Da der Verfall aber stetig voranschreitet, verursacht jedes untätige Jahr zusätzliche Kosten. Die jährlichen Erhaltungskosten wurden mit ATS 288.793,86 brutto bemessen. Wäre im Jahr 2002 mit den Sanierungsarbeiten begonnen worden hätte dies ATS 1.169.159,36 (€ 84.966,12) brutto gekostet. Für Gesamtösterreich hätten alle jüdischen Friedhöfe 2001/2002 Sanierungs- und Erhaltungskosten von ATS 657.279.661,84 (€ 47.766.375,87) verursacht. (Walzer, Weissbuch, Band 2) Anbetracht dieser Summe ist es verständlich, dass nicht alle Friedhöfe aus Spenden und Mitgliedsbeiträgen renoviert werden können. Eine prinzipielle Frage ist hingegen, ob diese Gelder überhaupt von der jüdischen Gemeinde aufgebracht werden sollten.

Einerseits gebietet der Respekt vor dem jüdischen Glauben eine Einhaltung der Regeln und Traditionen. Aber viel wichtiger ist die erinnerungskulturelle Aussage, die durch den Umgang mit jüdischen Friedhöfen getroffen wird.

Jüdische Friedhöfe fallen unter das Denkmalschutzgesetz (§ 2 Denkmalschutzgesetz), da sie ein Kulturerbe von öffentlicher Bedeutung darstellen. Doch regelt dieses Gesetz nur die Aufrechterhaltung und nicht die Instandsetzung und Pflege. (Denkmalschutzgesetz: § 1 Abs. 1)

Durch den Staatsvertrag von 1955 ist ebenfalls keine Instandsetzung gewährleistet. Artikel 25 und 26 StV sprechen nur von einer Rückgabepflichtung des Vermögens. Kann dies nicht restituiert werden, da es z.B. zerstört oder aufgelöst wurde, muss es entschädigt werden. (Simma/Folz, Restitution, 2004: 216)

Erst mit dem Washingtoner Abkommen 2001 ging Österreich hinsichtlich der Pflege der jüdischen Grabstätten eine völkerrechtliche Verbindlichkeit ein. Im Vertrag heisst es lapidar:

«Austria will provide additional support for the restoration and maintenance of Jewish cemeteries, known or unknown, in Austria.» (Simma/Folz, Restitution, 2004: 100)

Seitdem wird diskutiert, wer nun für die Umsetzung verantwortlich ist: der Bund, die Länder oder die jeweiligen Gemeinden? Auch eine Gesetzesinitiative der Grünen und der IKG aus dem Jahr 2008 brachte bisher keine Lösung.

Die rechtliche Verpflichtung einer Friedhofspflege ist gegeben, auch wenn diese erst sehr spät eingegangen wurde. Trotzdem fühlen sich nur wenige staatliche Akteure für die Umsetzung verantwortlich. Keiner Institution ist daran gelegen, dem Verfall der Friedhöfe und damit der Kränkung der Würde der dort Begrabenen ein Ende zu setzen. Dabei sind diese Grabstellen in vielen Gemeinden die einzigen Zeugen für die Existenz

der ehemaligen jüdischen Mitbürger. Boehlke meint, der Friedhof sei die letzte Bastion des Lebens, er gewähre Weiterleben durch Erinnerung. (Boehlke, Das Bestattungs- und Friedhofswesen in Europa, 1977: 68) Und darin besteht eine Aufgabe der österreichischen Vergangenheitspolitik: Durch Erinnerung an die toten jüdischen Mitbürger einer ganzen zerstörten Kultur, Gesellschaft und Identität zu gedenken. Ihr Erbe muss in würdiger Form aufrecht erhalten bleiben. Es geht dabei nicht nur um das Gedenken an die Opfer der Shoa, sondern um die Erinnerung an einen Teil österreichischer Kultur und Geschichte.

RESÜMEE

Leider ist der Rechnitzer Umgang mit seiner Vergangenheit sehr unausgeglichen. Während Soldaten und zivile Opfer des Krieges bald Erinnerungsorte von der Gemeinde erhielten, brauchte es beim Gedenken an Opfer einen Anstoss von aussen, wie bei der Gedenktafel an der Synagoge und beim neuen Denkmal im Schlosspark. Gebe es die IKG und RE.F.U.G.I.U.S. nicht, hätten die Opfer vielleicht heute noch keinen Gedenkort.

Auch die Gestaltung und Würdigung der Erinnerungsorte von Seiten der Gemeinde ist sehr unreflektiert und verhalten. Sie organisiert nur kontinuierliche Feierlichkeiten für die gefallenen und vermissten Soldaten. Zwar besteht eine Pflegevereinbarung mit der IKG für den jüdischen Friedhof, doch ist diese unspezifisch. Für eine Lösung des verfallenden Friedhofs braucht es zuerst eine gesamtösterreichische Einigung.

Rechnitz hadert noch immer mit seiner (Täter)Vergangenheit. Ob und wann restlose Aufarbeitung betrieben wird ist schwer zu sagen, doch so lange es Gedenkvereine und -Initiativen gibt, die darauf drängen, wird die Vergangenheit immer wieder ins Gedächtnis gerufen.

Auch wenn sich dieser Text auf Rechnitz konzentriert, haben die Ergebnisse auch Gültigkeit für Gesamtösterreich. Der Zeigefinger sollte nicht immer auf diese eine Gemeinde gelegt werden. Auch andere Ortschaften bzw. der Staat im allgemeinen sollte/n ihre/seine Erinnerungskultur noch einmal näher betrachten. Kriegerdenkmäler gibt es in fast jeder Gemeinde, aber in den wenigsten wird der vertriebenen und ermordeten Mitbürger gedacht oder der Opfer, die auf Gemeindeboden begraben liegen.

LITERATUR UND QUELLEN

- Boehlke, Hans-Kurt (1973): Der Gemeindefriedhof. Gestalt und Ordnung, Köln
- Boehlke, Hans-Kurt (1977): Das Bestattungs- und Friedhofswesen in Europa, Wien
- Brandweiner, Heinrich (1955): Der österreichische Staatsvertrag. Vorgeschichte und Wortlaut, Leipzig/Jena
- Bundesministerium für auswärtige Angelegenheiten (Hrsg.) (2001): Österreichische Massnahmen zur Restitution und Entschädigung von Opfern des Nationalsozialismus, Wien
- Club Niederösterreich (Hrsg.) (2006): Denkmale, Wien
- Folz, Hans-Peter (2007): Die vermögensrechtlichen Bestimmungen des Staatsvertrages, in: Hummer, Waldemar (Hrsg.): Staatsvertrag und immerwährende Neutralität Österreichs. Eine juristische Analyse, Wien, 139-158
- Temmel, Johann (1992): Die jüdische Gemeinde in Rechnitz. Rechnitz und die Roma, in: Gruber, Georg (Hrsg.): «... und da sind sie auf einmal dagewesen.» – Zur Situation von Flüchtlingen in Österreich. Beispiel Rechnitz, Oberwart, 69-107
- Mandl, Alois (2002): Rechnitz. Chronik einer Gemeinde, Oberwart
- Österreichisches Schwarzes Kreuz – Kriegsgräberfürsorge (1987). Dokumentation, Wien
- Rosenberger, Sieglinde/Gärtner, Reinhold (1991): Kriegerdenkmäler, Innsbruck
- Schwarzmayr, Eva (Hrsg.) (2008): Jüdische Erinnerungen in der West-Pannonischen EuRegion, Szombathely
- Simma, Bruna/Folz, Hans-Peter (2004): Restitution und Entschädigung im Völkerrecht. Die Verpflichtungen der Republik Österreich nach 1945 im Lichte ihrer ausserpolitischen Praxis, Wien/München
- Stiftung Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.) (1994): Handbuch des österreichischen Rechtsextremismus, Wien
- Uslu-Pauer, Susanne: Erinnerungszeichen in Rechnitz: www.kreuzstadl.net
- Walzer, Tina: Weissbuch jüdischer Friedhöfe in Österreich. Band 1-2, Untersuchungszeitraum 2001/2002
- Abschrift des Bundesministeriums des Inneren. Geschäftszeichen III 6 – 36 220-6051/58, 20.2.1958
- Aussendung von Walter Prior, Präsident des Burgenländischen Landtages, an alle burgenländischen Bürgermeister, 2001
- Brief des VDK e.V an das BMI Abtl. 1V/4 Wien, 18. 10. 1990
- E-Mail von Eva Glawischnig, Dritte Nationalratspräsidentin (u.a.), an die Klubobleute der Parlamentsfraktionen, 16. 01. 2008
- Antrag: Bundesverfassungsgesetz, mit dem das Bundes-Verfassungsgesetz geändert und ein Bundesgesetz, mit dem ein Gesetz über die Instandsetzung und Fürsorge jüdischer Friedhöfe erlassen wird, 17. 01. 2008
- BGBL Nr. 170/1999: Art. 1.
- Bundesgesetze Nr. 175 und 176 vom 7. Juli 1948
- Burgenländischer Landtag, XVIII. Gesetzgebungsperiode – 9. Sitzung – Donnerstag, 12. und Freitag, 13. Juli 2001

Internetquellen

<http://www.vhs-burgenland.at/downloads/judgem/12rechnitz.pdf>
<http://www.vhs-burgenland.at/downloads/judgem/12rechnitz.pdf>
http://www.nachkriegsjustiz.at/ns_verbrechen/juden/rechnitz_eh.php
http://www.kreuzstadl.net/massengrab_long.html.
www.refugius.at
<http://www.osk.at/>
<http://www.refugius.at/mahnmal.html>
http://www.rechnitz.at/de/detail.html?tx_ttnews%5Btt_news%5D=55&tx_ttnews%5BbackPid%5D=4&cHash=2205ffabaa
www.david.juden.at
www.ojm.at

Bildnachweis

Alle Fotografien in diesem Beitrag © by Helga Traxler

Vergangenheitspolitik aus der Mikroperspektive – der Verein RE.F.U.G.I.U.S. in Rechnitz

Einleitung

Der folgende Beitrag soll die Vereinsgeschichte von RE.F.U.G.I.U.S. aus vergangenheitspolitischer Sicht analysieren. Um das Entstehen des Vereins nachvollziehen zu können, werden im Folgenden die Geschehnisse rund um Rechnitz und das Massaker beim Kreuzstadl kurz erläutert. Da es sich um eine vergangenheitspolitische Untersuchung handelt, wird der Begriff Vergangenheitspolitik erklärt, sowie dessen Handhabung in Österreich dargestellt. Die Etablierung der 2. Republik funktionierte vor allem vor dem Hintergrund der sogenannten Opferthese, die zwar mittlerweile an Wirkmächtigkeit eingebüsst hat, aber bis heute auf die österreichische Gesellschaft und Politik abfärbt und diese auch prägt. Eng verknüpft mit der Vergangenheitspolitik ist die Erinnerungskultur, da seitens der politischen Elite bestimmt wird, was erinnert wird und was nicht und dies auf nationaler, regionaler und lokaler Ebene bedeutend ist. Da es sich hier um keine Vereinschronik handeln soll, war das Bestreben gegeben, den Verein als «zivilgesellschaftlichen player» mit einem gewissen Handlungsspielraum zu fassen, der gegen allgemeine Widerstände versucht, Vergangenheitspolitik und Erinnerungskultur im Kleinen zu implementieren. In diesem Sinne haben wir uns für bestimmte Zäsuren in der Politik entschieden, anhand derer der Arbeits- und Entwicklungsprozess des Vereins RE.F.U.G.I.U.S., als auch die staatlichen und zivilgesellschaftlichen Widerstände, mit denen er konfrontiert war/ist, aufgezeigt werden sollen. Dementsprechend versuchen wir in dieser Arbeit eine Verbindung zwischen den gesamtpolitischen Ereignissen (Makroebene) in Österreich und den Aktivitäten des Vereins RE.F.U.G.I.U.S. (Mikroebene) herzustellen.

Der Verein RE.F.U.G.I.U.S. wiederum zeigt, dass es auch einen Bezug auf die Vergangenheit von «unten» geben kann, dass Vergangenheitspolitik gemacht und Erinnerung gelebt werden kann – jenseits von staatlicher Räson und auch entgegen grosse Widerstände.

Rechnitz und das Kreuzstadlmassaker selbst sind nur ein Teil der nationalsozialistischen (österreichischen) Geschichte, aber doch einer, an dem sehr viel über den allgemeinen Charakter des Nationalsozialismus abgelesen werden kann. (Vgl. allgemein zu Rechnitz und den Massakern beim Südostwallbau Strassl/Vosko, Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter, 1999) Vom wahnhaften Töten aus Eigeninitiative, obwohl eigentlich allen bereits hätte klar sein müssen, dass das Ende der nationalsozialisti-

schen Herrschaft nahte, bis zur exemplarische Nachkriegsmentalität aus Schweigen, Opfermentalität, ja bis zu realer Einschüchterung, welche bis heute in gewisser Form fortlebt, da die Opfer des Massakers noch immer nicht aufgefunden wurden. All diese Phänomene sind und waren nicht auf Rechnitz beschränkt, zeigen ihre Ausformungen dort aber in besonders beispielhafter Weise. Genau in diesem Rahmen und Klima hat RE.F.U.G.I.U.S. seine Tätigkeiten aufgenommen. Doch bevor wir auf die Aktivitäten des Vereins eingehen, wollen wir noch die Konjunkturen der österreichischen Vergangenheitspolitik etwas genauer beleuchten. Denn, neben dem lokalen (Meinungs-)Klima, ist das Handeln von RE.F.U.G.I.U.S. auch von dieser – grossteils bundesweit verordneten – Form der Politik abhängig.

VERGANGENHEITSPOLITIK

Der Begriff Vergangenheitspolitik wird in der Sozialwissenschaft in Abgrenzung zu dem Begriff Vergangenheitsbewältigung verwendet. Während Vergangenheitsbewältigung die moralische Auseinandersetzung einer Gesellschaft mit ihrer geschichtlich belasteten Vergangenheit meint, dient Vergangenheitspolitik der Analyse von Demokratien, welche auf diktatorische Regime folgten. Im Mittelpunkt der vergangenheitspolitischen Untersuchung steht folglich die Frage,

«wie nach der Überwindung eines diktatorischen oder autoritären Systems mit dessen unmittelbaren personellen und materiellen Hinterlassenschaften umgegangen wird.»
(Bock/Wolfrum, *Umkämpfte Vergangenheit*, 1999: 8f)

Das bedeutet, im Zentrum des Forschungsinteresses stehen die justiziellen, legislativen und exekutiven Handlungsoptionen und Entscheidungen der Staaten.

Die Vergangenheitspolitik und das Selbstverständnis Österreichs, bezogen auf seine nationalsozialistische Vergangenheit, wurden bis in die 1980er-Jahre von der sogenannten Opferthese bestimmt: Dahinter steht die Annahme, dass das Land 1938 von NS-Deutschland gewaltsam besetzt und im April/Mai 1945 von den Alliierten und dem österreichischen Widerstand befreit wurde. Dieser These gemäss war Österreich das erste Opfer des Nationalsozialismus und befand sich 1938-1945 unter Fremdherrschaft. Das bedeutet in weiterer Folge, dass im Zuge der Legitimation des österreichischen Staates der Nationalsozialismus als ein «exogener Faktor» interpretiert wurde. Mit dem Fall Waldheim in den 1980er-Jahren wurde Österreich sodann mit seiner eigenen NS-Vergangenheit konfrontiert. Der Kommentar des Präsidentschaftskandidaten der ÖVP, Kurt Waldheim, auf seine Vergangenheit angesprochen – «Ich habe im Krieg nichts anderes getan als Hunderttausende Österreicher, nämlich meine Pflicht als Soldat erfüllt» (zit. n. Uhl, *Das «erste» Opfer*, 2001: 26) – offenbarte den Widerspruch zwischen der nach aussen hin propagierten Opferthese und den innenpolitisch wirksamen Pflichterfüllungs- und Vaterlandverteidigungskonzepten, als auch den immanenten Bruch des traditionel-

len Geschichtsbildes selbst. (Manoschek/ Geldmacher, Vergangenheitspolitik, 2006: 584)

Trotz der Erosion der Opferthese findet bis heute immer wieder eine Gleichsetzung von Opfern und Tätern statt, was beispielsweise durch das 2000 in Kraft getretene «Bundesgesetz über den Fonds für freiwillige Leistungen der Republik Österreich an ehemalige Sklaven- und Zwangsarbeiter des nationalsozialistischen Regimes (Versöhnungsfonds-Gesetz)» augenscheinlich wird. Parallel dazu wurden Entschädigungsleistungen für ehemalige Wehrmachtsangehörige, die lange in sowjetischer Gefangenschaft waren, beschlossen. Aussagen, wie etwa jene des BZÖ-Bundestagsabgeordneten Siegfried Kampl, der 2005 Wehrmachtsdeserteure als Kameradenmörder bezeichnete, veranschaulichen die nach wie vor gängige Haltung zum «Opfermythos» und stehen symbolhaft für den sich langsam im Bewegung befindlichen aber dennoch noch von der Opferthese geprägten politischen «Umgang» mit der NS-Vergangenheit.

ERINNERUNGSKULTUR

Bei Erinnerungskultur handelt es sich um ein Konzept, welches auf das Erinnern und auf die Einhaltung einer sozialen Verpflichtung zielt. Dabei steht die Frage «Was dürfen wir nicht vergessen?» im Vordergrund. Die Erinnerungskultur beruht daher weitgehend auf dem Bezug zur Vergangenheit, welcher durch selbige (re)konstruiert wird. Zudem ist auch die negative Seite dessen gegeben: Verdrängen und Vergessen der Vergangenheit. Dabei sollte man Vergessen nicht als einen allmählichen Prozess verstehen, sondern vielmehr den aktiven Aspekt betonen:

«Es muss vielmehr etwas beiseitegeschoben, verdrängt werden, und damit es verdrängt bleibt, muss eine Gegenbesetzung aufgerichtet werden. Das Vergessen versteht sich also nicht mehr von selbst, sondern erscheint als ein mühsamer, energierauber Prozess.» (Erdheim, «I hab manchmal furchtbare Träume...» (Herr Karl), 1993:15)

Das heisst, für den Akt des Vergessens bedarf es einer gewissen Anstrengung und Energie.

Das kollektive Gedächtnis nach Maurice Halbwachs (Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, 1988: 9ff.) geht von einer sozialen Bedingtheit des Gedächtnisses aus. Dies bedeutet, dass das Gedächtnis des Menschen im Prozess seiner Sozialisation wächst und von dieser massgeblich bestimmt wird. Das individuelle Gedächtnis erfährt folglich über die Gesellschaft eine kollektive Prägung. Persönliche Erinnerungen entstehen durch die Kommunikation und Interaktion mit sozialen Gruppen. Der Mensch bleibt zwar immer das Subjekt von Erinnerung und Gedächtnis, aber der gesellschaftliche Rahmen organisiert diese. (Assmann, Das kulturelle Gedächtnis, 1992: 34ff.)

«Wenn ein Mensch – und eine Gesellschaft – nur das zu erinnern instande ist, was als Vergangenheit innerhalb der Bezugsrahmen einer jeweiligen Gesellschaft rekonstruierbar ist, dann wird genau das vergessen, was in einer solchen Gegenwart keine Bezugsrahmen mehr hat.» (Assmann, Das kulturelle Gedächtnis, 1992:36)

Gedächtnis entsteht und lebt daher von Kommunikation, denn man erinnert sich nur, wenn etwas auch (intersubjektiv) kommuniziert wird. Vergangenheit wird nicht als solche bewahrt, sondern unter dem sich ständig ändernden Bezugsrahmen der gesellschaftlichen Gegenwart reorganisiert. Gesellschaftliche Erinnerung kann somit nicht für alle Zeit festgeschrieben werden, da sie von den Interessen und Problemen der Gegenwart bestimmt wird. (Assmann, Das kulturelle Gedächtnis, 1992: 34ff.) Erinnerungskultur bringt ethische und moralische Vorstellungen einer Gesellschaft zum Ausdruck und «so sind gerade Erinnerungszeichen ein Indikator, an dem eine Gesellschaft sichtbar wird und in Kommunikation tritt.» (Kuretsidis-Haider, Gedenken und Mahnen, 2005: 105) Dabei stehen die Fragen: wer Erinnerungszeichen veranlasst, wo diese angebracht werden, wie diese von der Öffentlichkeit wahrgenommen werden, etc. im Mittelpunkt des Interesses. Denkmäler können als «Speicher» und materielle Gerüste des Gedächtnisses gesehen werden, die im Spannungsfeld von Gesellschaft, Kultur und Identität stehen. (Kuretsidis-Haider, Gedenken und Mahnen, 2005: 105f.)

«In ihrer Gedächtniskultur formuliert eine Gesellschaft, auf welchen historischen Bezugspunkten ihre Identität, ihr Selbstbild beruht, wie sie ihre Vergangenheit interpretiert und an nachkommende Generationen weitergeben will.» (Uhl, Vorwort, 1998: 7)

So spiegeln Denkmäler politische Verhältnisse wider, indem sie politische Symbole darstellen, welche grösstenteils von den Interessen und Intentionen der herrschenden politischen Elite bestimmt werden. Und diese entscheiden darüber, an was wie erinnert wird und welchen Stellenwert das Vergangene in unserem Gedächtnis erhält. (Sandner, Hegemonie und Erinnerung, 2001: 14)

In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde der Freiheitskampf zur Grundlage der unabhängigen Republik Österreich hochstilisiert und mit der Errichtung von Denkmälern gewürdigt. Im Kontext des Kalten Krieges und der Niederlage der KPÖ bei den Wahlen in den 1950er-Jahren gingen aber SPÖ und ÖVP zunehmend auf Abstand und intensivierten ihre Bemühungen um das beträchtliche Wählerreservoir der ehemaligen Nationalsozialisten, was ebenso bedeutete, dass sich die Distanz zu den Widerstandskämpfern und Opfern des Nationalsozialismus verbreiterte. Dies wirkte sich auch auf die österreichische Denkmallandschaft aus, indem Ende der 1940er-Jahre auf regionaler Ebene die letzten Denkmalstiftungen für Widerstandskämpfer und Regimeopfer errichtet wurden. (Uhl, Transformationen des österreichischen Gedächtnisses, 1999: 51 f.) Stattdessen wurden Anfang der 1950er-Jahre Gefallenengedenkstätten errichtet, die als «öffentliches Bekenntnis zu den Soldaten und damit als Zeichen für die Rehabilitierung

auch der überlebenden Kriegsteilnehmer [...]» (Uhl, Das «erste» Opfer, 2001: 24) dienen. Ein Paradigmenwechsel trat insofern im Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit ein, als dass Soldaten zu Helden, die ihre Pflicht erfüllt hätten, undefiniert wurden. So wurde in fast jeder Gemeinde ein Kriegerdenkmal errichtet bzw. wurden die Gefallenendenkmäler des Ersten Weltkriegs ausgebaut. Diese Denkmälbewegung wurde vom Kameradschaftsbund, wo sich Veteranen des Ersten und Zweiten Weltkrieges zusammengeschlossen hatten, um das Ansehen der Soldaten zu verbessern, getragen

(Uhl, Transformationen des österreichischen Gedächtnisses, 1999: 53f):

«Während 1945 und später der Soldat in jeder erdenklicher Weise diffamiert wurde, soldatische Pflichterfüllung als Verbrechen, Desertion und Mord an den eigenen Kameraden jedoch als Heldentat gewertet wurde, hat sich nunmehr in Österreich eine gesunde Auffassung durchgesetzt.»⁴ (Sonntagspost, 30.11.1952)

So störten überlebende jüdische Opfer das Selbstbild Österreichs als unschuldiges Land, da viele von ihnen Opfer von österreichischen Tätern waren. Infolgedessen wurde der Begriff Opfer beinahe inflationär verwendet, sodass alle, gerade auch die Täter, als Opfer des Nationalsozialismus galten. Diese Jahre sind von einem sogenannten «double speak» bzw. einer «Logik der Opportunität» (Pelinka, Von der Funktionalität von Tabus, 1996: 24) gekennzeichnet. Das heisst, gegenüber den Alliierten wurden andere Positionen vertreten, als im innenpolitischen Alltag. Während nach aussen der Widerstandskampf nach wie vor hervorgehoben wurde, verlor er in den innerstaatlichen Debatten jegliche Bedeutung und wurde als Vaterlandsverrat interpretiert. Zudem war die KPÖ die einzige politische Partei, welche entschieden für die Opfer des NS-Regimes auftrat, während sich die beiden Grossparteien um die Integration der ehemaligen Nationalsozialisten bemühten. So nahmen prominente Politiker an den Aufmärschen der Veteranenvereine teil, während der Widerstandskampf als kommunistisch diffamiert wurde.

Mit der Waldheim-Debatte 1986 wurde die Auseinandersetzung mit der eigenen Verantwortung an den NS-Verbrechen verstärkt. So erfuhren insbesondere österreichische Juden als Opfer von nationalsozialistischen Verbrechen eine entsprechende Würdigung, die ihnen bis dahin verwehrt geblieben war. Jedoch handelte es sich dabei um kulturpolitische Kämpfe, wie beispielsweise die Konflikte um das Hrdlicka-Denkmal am Albertinaplatz als «Mahnmal gegen Faschismus und Krieg» und um die Aufführung von Thomas Bernhards Stück «Heldenplatz» zeigten. Nun wurde das Medium Denkmal von staatlichen Institutionen, politischen Parteien, Kirchen, etc. als Ausdrucksmittel verwendet, um die veränderte Einstellung gegenüber der NS-Vergangenheit sichtbar im öffentlichen Raum zu dokumentieren. (Uhl, Erinnern als Vergessen?, 2000, o. S.) Zudem wurden bislang nicht beachtete Opfergruppen wie Homosexuelle, Wehrdienstverweigerer, Roma und Sinti, Euthanasieopfer und vor allem ermordete Juden symbolisch in die kollektive Erinnerung aufgenommen. Nun wurden auch Denkmäler für die Opfer in Gemeinden durchgesetzt, die über Jahrzehnte hinweg verhindert worden waren.

*«Die neue Erinnerungskultur bedarf zwar nach wie vor der Durchsetzung gegenüber der traditionellen Gedenkformen, hat Widerstände zu überwinden [...]. Aber der Grundgedanke, dass die Erinnerung an die ‚dunklen Seiten‘ der eigenen Geschichte Voraussetzung für die Befreiung von der Last der Vergangenheit ist, hat sich weitgehend durchgesetzt.»
(Uhl, *Erinnern als Vergessen?*, 2000, o. S.)*

ERINNERUNGSKULTUR IM BURGENLAND¹

1921 wurde das gemischtsprachige, ethnisch vielfältige Burgenland in die Republik Österreich eingegliedert, aber bereits am 15. Oktober 1938 aufgelöst und auf die Reichsgaue Niederdonau und Steiermark aufgeteilt. Der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik fielen der grösste Teil der burgenländischen Roma zum Opfer, und das jüdische Leben im Burgenland wurde ausgelöscht. Nur mehr jüdische Friedhöfe und einige Gedenktafeln erinnern an die jüdische Gemeinde, (vgl. Rettl, *Erinnerungskultur im Burgenland*, 2006: 66f.)

In der unmittelbaren Nachkriegszeit entstanden den Parteien nahestehende Opferverbände, der Bund sozialdemokratischer Freiheitskämpfer, der KZ-Verband sowie die ÖVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten. Nach Rettl muss dabei aber festgehalten werden, dass

*«zwischen 1945 und 1955 von dieser Seite offenkundig nur wenige Erinnerungszeichen geschaffen werden konnten, die an Widerstand und Verfolgung bzw. an die Leistungen von Einzelpersonen in diesem Kontext erinnerten.» (Rettl, *Erinnerungskultur im Burgenland*, 2006: 69)*

Erst im Zuge der Feierlichkeiten zu «60 Jahre Burgenland» wurde eine Gedenktafel für die Opfer des NS-Regimes am Eisenstädter Landhaus enthüllt. Vor allem Initiativen aus der Bevölkerung in den 1980er-Jahren, sogenannte Graswurzelbewegungen, als auch Einzelpersonen mit Engagement, wie etwa Stefan Billes, Hans Anthofer, Horst Horvath und andere, waren um eine Aufarbeitung der lokalen NS-Vergangenheit bemüht. Anfang der 1990er-Jahre wurde die Mehrzahl der heute vorhandenen Gedenkzeichen, die an die jüdische Bevölkerung erinnern, errichtet.

*«Eestzuhalten ist, dass angesichts des Ausmasses der an der jüdischen Bevölkerung im Burgenland begangenen Verbrechen immer noch verhältnismässig wenige Erinnerungszeichen gesetzt wurden.» (Rettl, *Erinnerungskultur im Burgenland*, 2006: 72)*

Der folgende Teil bezieht sich hauptsächlich auf einen Text von Lisa Rettl, der im Rahmen des Projekts «Erinnerungskultur und Vergangenheitspolitik im Burgenland» als ein erster Zwischenbericht im Jahrbuch 2006 des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes (DOW) erschienen ist.

So wird in ehemals grossen jüdischen Gemeinden wie Kittsee oder Frauenkirchen nur anhand der Existenz von Friedhöfen an das ehemals prosperierende jüdische Leben erinnert. Zudem ist die Opfergruppe der Roma in der öffentlichen Wahrnehmung und in der Gedenkzeichensetzung nach wie vor unterrepräsentiert.

Beim Bombenattentat vom 4. Februar 1995 wurden vier Roma getötet und das Land mit dem schwersten rassistischen Anschlag seit dem Bestehen der Zweiten Republik konfrontiert. Dieses schreckliche Ereignis stellte eine Zäsur in der burgenländischen Vergangenheitspolitik und Erinnerungskultur dar. Initiiert wurde eine gedächtnispolitische Entwicklung, «die im österreichischen Vergleich durchaus als Sonderweg bezeichnet werden kann.» (Retzl, Erinnerungskultur im Burgenland, 2006: 73) Vor allem das Engagement von Superintendentin Gertraud Knoll und des Bischofs Paul Iby, die sich für eine Auseinandersetzung mit den rassistischen Tendenzen in der österreichischen Gesellschaft sowie mit der NS-Vergangenheit einsetzten, wirkte sich nachhaltig positiv auf Vereine wie RE.F.U.G.I.U.S. und auf Opferverbände aus. So kam es zu einem Entschliessungsantrag des burgenländischen Landtages vom 20. Juni 2001 durch die grüne Landtagsfraktion anlässlich der Feierlichkeiten zum 80-jährigen Bestehen des Burgenlandes. Dabei wurde der Antrag eingebracht, dass sich die burgenländische Landesregierung mehr um die Errichtung von Gedenkzeichen bemühen und diesbezügliche Massnahmen unterstützen solle. Trotz der Unterstützung aller Parteien – auch der FPÖ – hatte die Initiative kaum Auswirkungen auf die Errichtung von Gedenktafeln. Nach wie vor wurden Massnahmen verzögert oder gar nicht erst verwirklicht. Dennoch können sich nun Vereine und Opferverbände auf die politische Willenserklärung der burgenländischen Landesregierung beziehen. (Retzl, Erinnerungskultur im Burgenland, 2006: 75ff.) Trotz dieser Transformation der Gedenkpolitik im gesamten Burgenland sind nach wie vor gesellschaftliche Widerstände vorhanden, welche das Errichten von Gedenkstätten und die namentliche Nennung der Opfer sehr erschweren. So gibt es bis heute keine Gedenkzeichen in Eisenstadt, die an die Opfer der Shoah in der Landeshauptstadt bzw. im Burgenland erinnern. Die bestehenden Erinnerungsorte, wie anhand des jüngeren jüdischen Friedhofs in Eisenstadt offenkundig zu beobachten ist, dienen mehr dem Vergessen als dem Erinnern. So ist der Friedhof mit Gras überwachsen und im Eingangsbereich erinnert nichts an die Opfer der Shoa, die hier in Massengräbern beigesetzt worden sind oder an die jüdischen Eisenstädter, die dem NS-Regime zum Opfer fielen.

RE.F.U.G.I.U.S. ALS ZIVILGESELLSCHAFTLICHER AKTEUR. VERGANGENHEITSPOLITIK AUS DER MIKROPERSPEKTIVE

Beim Namen RE.F.U.G.I.U.S. fällt auf, dass er eine lange Abkürzung zu sein scheint. In Anlehnung an das lateinische «refugium», das jenen Ort benennt, an dem man Zuflucht finden kann, steht RE.F.U.G.I.U.S. für «Rechnitzer Flüchtlings- und Gedenkinitiative Und Stiftung». Erste indirekte Ansätze und Vorläufer des Vereines lassen sich

ins Jahre 1982 datieren². Während der 1980er-Jahre gab es mehrere Initiativen, die in den gleichen Themenfeldern wie RE.F.U.G.I.U.S. aktiv waren – insbesondere in den Bereichen Antifaschismus und Flüchtlingsarbeit. 1987 kam dann zum ersten Mal die Forderung auf, in Rechnitz einen Gedenkstein für die ermordeten ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter zu errichten. Im Februar 1991 entstand die Initiative RE.F.U.G.I.U.S., die sich damals zum Ziel setzte: «Gedenken an die Opfer der Naziherrschaft in Rechnitz sowie Errichtung eines Hauses der Flüchtlinge in Rechnitz» (Schwarzmayr/Teuschler, *Der Kreuzstadl in Rechnitz*, 2002: 98). 1991 wurde – auf Initiative von RE.F.U.G.I.U.S. und anderen Gruppen – auch ein Gedenkstein für die ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter wie die von den Nazis ermordeten Rechnitzer Widerstandskämpfer im Schlosspark der Stadt eröffnet. Schliesslich kam es im Jahre 1992 zur Konstitution des Vereines RE.F.U.G.I.U.S.

Für RE.F.U.G.I.U.S. war auch damals schon der Gegenwartsbezug sehr wichtig. Denn nicht nur die Aufarbeitung der Nazigräuere – insbesondere des Kreuzstadlmassakers – war dem Verein ein Anliegen, sondern auch das Hier und Jetzt. Deshalb wurde auch Anfang der 1990er-Jahre, im Bann der Ereignisse in Jugoslawien, die Forderung nach einer Flüchtlingsunterkunft in Rechnitz erhoben. RE.F.U.G.I.U.S. stellte sich auch die Aufgabe, das Areal um den Kreuzstadl zu erwerben. Dies konnte durch Spenden auch erreicht werden, und so wurde der Grund im Jahre 1993 der Israelitischen Kultusgemeinde übergeben. Die Anliegen von RE.F.U.G.I.U.S. polarisierten dennoch weiterhin die Öffentlichkeit, und die Stimmung im Ort war nicht unbedingt eine dem Verein gegenüber wohl gesonnene.

Diese kurze Auflistung der Tätigkeiten von RE.F.U.G.I.U.S. erhebt keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit³, vielmehr will sie nur zeigen, wie vielfältig die bisherigen Aktivitäten dieses Vereines waren. RE.F.U.G.I.U.S. war und ist ein umtriebiger Verein. Seine Aktivitäten beinhalten das, was man landläufig unter Gedenken und Erinnern versteht. Dafür stehen insbesondere die seit 1999 abgehaltenen Symposien und das jährliche feierliche Gedenken an das Kreuzstadlmassaker. Die Vereinstätigkeiten gehen aber über dieses unmittelbare Gedenken hinaus, wie die bisweilen zähen Verhandlungen mit öffentlichen Stellen auf verschiedenen Ebenen zeigen. Ein vergangenheits- und gedächtnispolitischer Verein agiert nicht im luftleeren Raum, sondern muss versuchen, seine Anliegen in einem Vermittlungsprozess mit öffentlichen Stellen und anderen gesellschaftlichen Akteuren durchzusetzen. Dieses Wechselspiel, dieses Kräfteverhältnis und Ringen um Hegemonie soll im Folgenden dargestellt werden. Um die diffizilen Vermittlungen punktuell anhand gewisser Ereignisse aufzeigen zu können, wollen wir zuerst

² So Horst Horvath im Interview; und zwar war mit der Mobilisierung gegen Norbert Burger und seine NDP in diesem Jahre die Initialzündung für neue antifaschistische Initiativen gegeben.

³ Eine Aufzählung aller Aktivitäten von RE.F.U.G.I.U.S. findet sich auch auf deren Homepage unter <http://www.refugius.at/eckdaten.html> [Stand: 28.05.2008]. Leider ist diese aber nicht ganz auf dem neuesten Stand und endet mit dem Jahre 2004.

noch klären, was es heisst als «zivilgesellschaftlicher player» in der – immer umkämpften und niemals statischen – Vergangenheitspolitik zu agieren. Denn ein zivilgesellschaftlicher Akteur wie RE.F.U.G.I.U.S. hat immer gewisse Handlungsspielräume. Und im Falle von RE.F.U.G.I.U.S. heisst dies eben, gegen allgemeine Widerstände eine spezifische Vergangenheitspolitik im Kleinen implementieren zu wollen. Ausserdem wollen wir an bestimmten Ereignissen zeigen, wie diese Handlungsspielräume aussahen und welche Form von Widerstand es von staatlicher und auch zivilgesellschaftlicher Seite gab. Denn es ist und bleibt immer eine konkrete Frage wie RE.F.U.G.I.U.S. als «zivilgesellschaftlicher player» den jeweilig, von oben herab brausenden vergangenheitspolitischen (Rücken- bzw. Gegen-)Wind aus der Bundespolitik zu nutzen verstand. Weiters versuchen wir zu zeigen, wie der Verein mit gesamtpolitischen Verhältnissen umgegangen ist, und diese – mitsamt ihren mannigfaltigen Restriktionen – dann auf der Mikroebene der Gedenkpoltik in Rechnitz und Umgebung umgesetzt bzw. in emanzipatorischer Art und Weise zu transformieren versucht hat. Schliesslich möchten wir uns fragen, was Gedenken und Gedenkpoltik überhaupt sein kann, und zwar konkret anhand des von RE.F.U.G.I.U.S. im Laufe der Zeit Erreichten. Denn grundsätzlich kann gelten: «Ein Ort [...] hält Erinnerungen nur dann fest, wenn Menschen auch dafür Sorge tragen.» (Assmann, Das Gedächtnis der Orte, 1999: 75)

RE.F.U.G.I.U.S. ALS ZIVILGESELLSCHAFTLICHER AKTEUR – KURZE THEORIE DER ZIVILGESELLSCHAFT

RE.F.U.G.I.U.S. ist als Verein organisiert und im politischen Alltagsverständnis dementsprechend der Zivilgesellschaft zugeordnet. Zivilgesellschaft wiederum ist ein sehr schillernder Begriff, welcher der weiteren Auskonzeptualisierung bedarf. Denn unter diesem politischen Modebegriff wird so einiges verstanden (Adloff, Zivilgesellschaft, 2005: 17ff.) – umso wichtiger ist es, dass wir genau benennen, was wir unter einem «zivilgesellschaftlichen Akteur» verstehen. Die Modelle reichen hier von der sich selbst organisierenden Gesellschaft, die ihre allgemeinen Belange deliberativ und herrschaftslos verhandelt, bis zum Ruf nach der Zivilgesellschaft als wirtschaftlicher Spielwiese jenseits staatlicher Gängelung, allein begrenzt durch Marktkräfte und deren angeblich «unsichtbare Hand». Klar ist jedenfalls, dass in jedem Konzept der Zivilgesellschaft der Staat eine gewichtige Rolle zu spielen hat. Zivilgesellschaft ist nur in polarischem Verhältnis zum Staat zu denken. Die Zivilgesellschaft ist neben dem und jenseits des Staates. Der Staat hat nämlich das allgemeine Gewaltmonopol inne und setzt mit diesem die allgemeinen Verkehrsformen durch: als legitime Gesetze, an die sich – prinzipiell – alle Unterworfenen zu halten haben.⁴ Alle anderen Akteure, die sich auf diesem Feld tum-

⁴ Natürlich ist der Staat nicht allmächtig, und als «ideeller Gesamtkapitalist» (Friedrich Engels) ist er seinerseits von der gelingenden Kapitalakkumulation abhängig. Hier können allgemein

meln, sind nun eben diesen Gesetzen unterworfen, und ihnen fehlt auch das Monopol der bzw. die Lizenz zur legitimen Gewaltausübung. Dies wiederum meint, dass sich Akteure der Zivilgesellschaft auf einen Aushandlungsprozess mit dem Staat, aber auch mit anderen (Interessen-)Gruppen einlassen müssen. Sie können eben ihre Interessen nicht so einfach qua Gewaltmonopol durchsetzen. Die Arena, in welcher zivilgesellschaftliche Akteure auftreten, ist nun diejenige der Öffentlichkeit. Diese kann in gewissem Sinne als vorpolitischer Raum definiert werden. (Demirovic, *Demokratie und Herrschaft*, 1997: 165ff.)

In der Öffentlichkeit versuchen zivilgesellschaftliche Akteure Zustimmung für ihre Anliegen zu erheischen. Die Öffentlichkeit selbst wiederum ist aber auch ein sehr vermachteter Ort, an welchem es auch durchaus eher darauf ankommen kann, wer spricht, bevor einmal darüber geredet wird, was denn überhaupt gesprochen wurde. Innerhalb der Öffentlichkeit sind die Informationsmedien das wichtigste Medium. Auch diese verfolgen zum Teil ihre eigene Agenda, und es bedarf bereits einer gewissen Ansehnlichkeit und Breitenwirkung, um überhaupt über die mediale Wahrnehmungsschwelle zu gelangen. Die Medien wie auch die Staatsapparate weisen in diesem Sinne eine gewisse «strukturelle Selektivität» (Bob Jessop) auf; nicht alles, was ein Verein oder eine andere zivilgesellschaftliche Akteurin so macht, stösst bei diesen beiden Institutionen auf offene Ohren oder Wohlwollen.⁵ Dieses Wohlwollen hängt immer von einem bestimmten Vermittlungsprozess des konkreten Inhalts selbst ab, bleibt aber für den Erfolg von zivilgesellschaftlichen Initiativen essentiell.

Die Zivilgesellschaft ist somit ein vorpolitischer Hof, auf dem der Staat mittels Gesetzen immer anwesend, aber auch gleichsam abwesend ist. Durch diese Art von Abwesenheit lassen sich eben auf zivilgesellschaftlichem Terrain auch Pläne aushecken, Druck aufbauen, Koalitionen schmieden und dergleichen. Genau diese Handlungen ändern dann aber auch wieder das Kräfteverhältnis zum Staat – wie kapillarisch auch immer. Weil Öffentlichkeit in der Topografie der Gesellschaft an zentraler Stelle im Vorhof der Macht platziert ist, ist sie immer auch ein umkämpftes Gebiet. Akteure der Gesellschaft versuchen ihre Themen durchzusetzen und ihre Meinungen als verallgemeinerte Meinungen zu plausibilisieren. Gegenmeinungen kommen auf und werden von anderen Akteuren profiliert, die ihrerseits versuchen ihre Sicht der Dinge durchzusetzen. (Demirovic, *Demokratie und Herrschaft*, 1997: 174). Öffentlichkeit ist also immer auch

staatstheoretische Fragen aber nicht weiter behandelt werden, da es nur um dessen Verhältnis zur Zivilgesellschaft geht.

⁵ Natürlich sind Medien und Staat nicht automatisch aufeinander geeicht. Was bei Staatsapparaten auf taube Ohren stösst, kann von Medien aufgegriffen werden, was wiederum den Druck auf staatliche Stellen erhöhen kann (Stichwort: öffentliche Meinung). Grundsätzlich gilt aber, dass die Medien – in ihrem eigenen demokratischen Verständnis – dem Staat wohlwollend gegenüberstehen.

eine umkämpfte Arena, in der Konsens erarbeitet wird, genauso, wie es um diskursive Hegemonie geht.⁶

RE.F.U.G.I.U.S handelt nun als eben solcher Verein in der Öffentlichkeit als zivilgesellschaftlicher Akteur. So befindet der Verein sich auch in einem Aushandlungsprozess mit dem Staat auf verschiedenen Ebenen, von der Gemeinde bis zum Bund. RE.F.U.G.I.U.S hat bestimmte Ziele, die zum einen finanziert werden müssen, zum anderen aber eben auch politisch der Durchsetzung harren. Auf der anderen Seite des Grabens stehen staatliche Stellen, auf welcher Ebene auch immer, die – womöglich – eine andere Agenda verfolgen, und so treten die Interessen zuallererst in einen Verhandlungsprozess. Wobei der Verein keine anderen Durchsetzungsmittel hat als die moralische Dignität seiner Anliegen und eine mögliche, nicht garantierte, Medienunterstützung. Kurzum, ein Verein wie RE.F.U.G.I.U.S ist immer in einem bestimmten Masse auch auf das Wohlwollen staatlicher Stellen angewiesen. Die Medien selbst nehmen in diesem Prozess eine Mittlerposition ein. Diese können als Transmissionsriemen den eigenen Anliegen mehr Resonanz verschaffen, allein schon durch das schiere Berichten über selbige, wie sie eine weitere Verbreitung der Anliegen durch eine etwaige Schmähung oder Nichtbeachtung auch verhindern können. Konkret anhand von Tätigkeiten des Vereins RE.F.U.G.I.U.S soll im Folgenden das eben benannte Spannungsverhältnis zwischen zivilgesellschaftlichem Akteur und Staat ausgelotet werden.

ARBEITS- UND ENTWICKLUNGSPROZESS AUF LOKALER EBENE

Der Verein RE.F.U.G.I.U.S konstituierte sich unter anderem unter der Prämisse, die Erinnerung an die unaufgearbeiteten NS-Verbrechen zu bewahren. Die Finanzierung erfolgt dabei durch freiwillige Spenden, sowie durch Benefizveranstaltungen.⁷ So wurde gemeinsam mit dem Verein Grenzenlos und dem Unabhängigen Antifaschistischen Per-

⁶ Auch wenn der von Antonio Gramsci geprägte Begriff des Stellungskrieges (vgl. Adloff, Zivilgesellschaft, 2005: 42f.) um Hegemonie allzu martialisch ist, sollte klar sein, dass mit Hegemonie in der Zivilgesellschaft allein noch nicht viel gewonnen ist. Denn der Staat ist ja noch immer mit seinen Gewaltmitteln ausgestattet. Dennoch ist gerade RE.F.U.G.I.U.S ein Beispiel dafür, wie – against all odds – durch beharrliches zivilgesellschaftliches Engagement so einiges erreicht werden kann; was wiederum auf die gesamtgesellschaftliche Hegemonie wie auch den Staat zurückwirkt.

⁷ U.a. 20. Mai 1991 Klavierkonzert mit Paul Gulda und Lesung mit Peter Wagner
5. Juli 1991 Konzert mit klassischen Komponisten
22. März 1992 Konzert mit Paul Gulda und Solobläsern der Wiener Philharmoniker
9. Juni 1993 Benefizkonzert für ein Haus der Flüchtlinge in Rechnitz
17. September 1993 Benefizkonzert: Haydn alla Zingarese
1. Mai 1994 Benefizkonzert mit Paul Gulda
3. Dezember 1994 Benefizkonzert

sonenkomitee Burgenland am 2. November 1991 ein Gedenken an die Opfer des NS-Regimes und ein Musikfest organisiert.

«Gerade im Jahr der 70jährigen Zugehörigkeit des Burgenlandes zu Österreich erscheint es uns statthaft, dessen kulturelle Vielfalt zu feiern, gleichzeitig aber auch den Verlust des jüdischen Elementes bewusster zu machen.»

(Schwarzmayr/Teuschler, Der Kreuzstadl in Rechnitz, 2002:99)

Dabei wurden sowohl ein Gedenkstein für die Opfer des Kreuzstadlmassakers vom März 1945 und für die vier Rechnitzer Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus im Schlosspark von Rechnitz, als auch eine Gedenktafel, die bereits 1990 an der ehemaligen Synagoge angebracht worden war, feierlich enthüllt. Die Inschrift auf der Gedenktafel lautete:

«Zum Gedenken an den Leidensweg unserer ehemaligen jüdischen Mitbürger.

Hier stand ihr Bethaus. Es wurde 1938 von den Nationalsozialisten zerstört. Gewidmet Gemeinde Rechnitz.» (Schwarzmayr/Teuschler, Der Kreuzstadl in Rechnitz, 2002: 99)

Der Erlös der Veranstaltung sollte an das geplante Projekt Haus der Flüchtlinge gehen.

Interessant ist in diesem Kontext die Tatsache, dass der von den Initiatoren gewünschte Entwurf des bildenden Künstlers Wolfgang Horvath nicht umgesetzt wurde. Dieser plante neben dem Kriegerdenkmal im Park ein Mahnmal, bestehend aus den Steinen des Rechnitzer Steinbruchs, zu errichten. Der Gemeinderat lehnte diese Konzeption aufgrund der Grösse des Mahnmals ab, sodass «ein kleines Denkmal an der Hinterseite des Schlossparks errichtet» (Schwarzmayr/Teuschler, Der Kreuzstadl in Rechnitz, 2002: 99) wurde. Zu beachten ist dabei auch die Berichterstattung der Medien. So widmete etwa die *Kronen Zeitung* dem Gedenkstein ein grosses Bild, der Verein selbst wurde aber nicht genannt; ebenso wenig erfolgte eine genauere Beschreibung der Geschehnisse und der Initiativen in Rechnitz rund um den Kreuzstadl:

«Den Opfern der Naziherrschaft wurde nun in Rechnitzgedacht. Aus diesem Anlass liessen die Gemeindevertreter einen Gedenkstein errichten. Er soll die Bevölkerung an die schrecklichen Geschehnisse im Zweiten Weltkrieg erinnern.

[...]» (Kronen Zeitung, 6.11.1991/ Archiv RE.F.U.G. I.U.S.)

Auf regionaler Ebene berichtete unter anderem die *BF* – die Zeitung für das Burgenland:

«Gedenken kann mehr bedeuten, als noch so besinnliche Rückschau – das signalisierte die Benefizveranstaltung in Rechnitz. Im Gedenken an die Opfer der Nazi-Ära wurde eine Tafel und

ein Monument enthüllt. Darüber hinaus gab es ein Musikfest, das die kulturelle Vielfalt des Burgenlandes vor Augen führte.» (BF, 13.11.1991/Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)

Am 8. Juli 1992 konstituierte sich der Verein mit den folgenden Zielen:⁸

- Erinnerung an die unaufgearbeiteten Gräueltaten der Naziherrschaft
- Einrichtung eines für Rechnitz passenden Wohnobjekts und einer Anlaufstelle für Flüchtlinge in Rechnitz
- Ein Rechnitzer Kulturleben, das zu diesem Thema und zur Region Bezüge aufweist
- Diese Zusammenhänge sichtbar und fühlbar machen, sowie eine «Kultur des Zusammenlebens» zu entwickeln
- Vernetzung und Koordination von Aktivitäten zu gleichen oder ähnlichen Zielen

Die innerhalb des Vereins entstandene «Kreuzstadt-Initiative» stellte sich auf Anregung des burgenländischen Bildhauers Karl Prantl und Marietta Torberg die Aufgabe, den Kreuzstadl zu erwerben. Spenden ermöglichten den Erwerb des Grundstücks. Im Rahmen einer Gedenkfeier am 14. November 1993 wurde das Mahnmal Kreuzstadl dem Bundesverband der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien übergeben. Über die Veranstaltung wurde auf lokaler (*bei uns in Rechnitz* u.a.), regionaler (*Burgenland Woche* u.a.) sowie auf nationaler Ebene (*Kurier* u.a.) berichtet.

Neben der Erinnerung an die unaufgearbeiteten NS-Verbrechen, setzte sich der Verein damals als Ziel, eine Brücke zur Gegenwart zu schlagen, indem ein Haus für Flüchtlinge in Rechnitz errichtet werden sollte. Der Erlös der Benefizveranstaltungen sollte an das von dem Verein geplante Haus der Flüchtlinge, das den vorübergehenden Aufenthalt von ein bis zwei Flüchtlingsfamilien ermöglichen sollte, gehen. Dieses Haus sollte dabei zwei Funktionen erfüllen:

«Zum einen hätte das Haus eine Übergangswohnstätte für Härtefälle unter den Flüchtlingen bieten können, die aus der Bundesbetreuung entlassen wurden, aber unmöglich in ihre Heimatländer zurückkönnen (max. 8-10 Personen könnten in 2 Wohneinheiten beherbergt werden). Zum anderen ist beabsichtigt einen/eine FlüchtlingsbetreuerIn in Rechnitz einzusetzen und den Flüchtlingen eine Möglichkeit zur Information und Beratung mit der Flüchtlingsberatung zu bieten sowie auch die Möglichkeit zum Kontakt und zu Gesprächen untereinander zu geben. Wünschenswert wäre hier auch eine Begegnung mit interessierten Rechnitzern.»
(Folder: «Für ein Haus der Flüchtlinge» in Rechnitz/Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)

⁸ Vgl. RE.F.U.G.I.U.S./1991-2002 Veranstaltungen und Termine.
<http://www.refugius.at/aktivitaten.html#1991> [Stand: 26.06.2008]

Zudem bezog der Verein mit dieser Initiative deutlich Stellung zur Funktion und Bedeutung von Flüchtlingspolitik:

«Aktive Flüchtlingspolitik bedeutet, dass sich Österreich auf internationaler Ebene für die weniger reichen Staaten sowie für die Wahrung der Menschenrechte einsetzt, um den Menschen in diesen Ländern den Weg der Emigration zu ersparen. Aktive Flüchtlingspolitik bedeutet aber auch: Hilfe für diejenigen, die diesen Weg bereits gegangen sind.» (Folder: «Für ein Haus der Flüchtlinge» in Rechnitz/Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)

Das Projekt kann somit auch als ein Versuch gesehen werden, die gegebene österreichische Flüchtlings- und Integrationspolitik vor dem Hintergrund des Krieges in Jugoslawien zu verändern. Seitens RE.F.U.G.I.U.S. wurden Arbeitsgespräche geführt und eine genaue Projektbeschreibung erarbeitet. So fand unter anderem ein Treffen mit Vertretern der Katholischen Kirchengemeinde, der Evangelischen Kirchengemeinde und der politischen Gemeinde Rechnitz statt. (Projektbeschreibung für das «FLÜCHTLINGS-PROJEKT RECHNITZ» als Beispiel für multikulturelles Arbeiten/Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)

Das Projekt stieß jedoch auf Widerstände bei zivilgesellschaftlichen und politischen Akteuren und löste eine heftige Kontroverse zwischen Befürwortern und Gegnern aus. So setzte sich vor allem der freiheitliche Ortsobmann Klaus Adelman gegen die Errichtung eines Hauses der Flüchtlinge ein:

«Es ist ganz klar und nicht von der Hand zu weisen, wenn hier einmal ein Flüchtlingshaus – oder nennen wir es ein Flüchtlingslager – stehen wird, können wir unsere Zukunft auf einem kleinen Blatt Papier ausmalen.» (Klaus Adelman in: OZ, 17.7.1991/Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)

Zudem heisst es weiter in dem Artikel:

«Seit Jahren beherbergt die Grenzgemeinde Rechnitz, die seit kurzem durch den Grenzübergang nach Bozsok einen Zugang zu Ungarn hat, ständig weit über 100 Asylanten. Dies wird vom Grossteil der Bevölkerung nicht goutiert, handelt es sich doch überwiegend nicht um politisch Verfolgte, sondern um Wirtschaftsflüchtlinge. Die statt ihre Arbeitskraft ihrem Herkunftsland zum Wiederaufbau zur Verfügung stellen, glauben, im Westen fliegen ihnen die ‚gebratenen Tauben‘ zu. Durchwegs in Bundesbetreuung stehend, leben sie von Steuergeldern und sorgen nicht selten dafür, dass Gendarmeriebeamte, Verwaltungsbehörden und Gerichte Arbeit haben. Nun soll noch der Gendarmerieposten von Rechnitz nach Schachendorf verlegt werden: die Rechnitzer befürchten eine Zunahme der Ausschreitungen.» (Klaus Adelman in: OZ, 17.7.1991/Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)

Des Weiteren trug der *Freiheitliche Gemeindegastgeber* im Juli 1991 auch den Titel «Rechnitz – Ein zweites Traiskirchen» und stellte unter anderem fest:

«Unsere ca. 3'500 Einwohner zählende Gemeinde ist aber schon voll von Flüchtlingen. Seit Jahren beherbergen wir in Rechnitz weit über 100 dieser Menschen. Dies wird vom grössten Teil der Bevölkerung nicht immer gut geheissen. Vor allem auch deshalb, weil es sich hier nicht um politisch – Verfolgte handelt, sondern weil die meisten von ihnen Wirtschaftsflüchtlinge sind, die ihre Heimat nur deshalb verlassen, um bei uns ein besseres und sorgenfreieres Leben führen zu können. [...] 2 km neben der allseits offenen Ostgrenze wird unsere Gemeinde nur mehr ein Treffpunkt fremder Menschen aus aller Welt werden. Sollte dann auch noch der Gendarmerieposten aus Kostengründen gesperrt werden – ich kann nur sagen: ‚Grüss Gott und bleib schön gesund!‘» (Freiheitlicher Gemeindegurier, Folge 42/Juli 1991/Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)

So reagiert man seitens RE.F.U.G.I.U.S., gemeinsam mit dem Verein Grenzenlos und dem Unabhängigen Antifaschistischen Personenkomitee Burgenland, mit einer Unterschriftenaktion, um für ihr Anliegen eine «möglichst grosse Resonanz zu erreichen.» (Unterstützungskomitee «Für ein Haus der Flüchtlinge» in Rechnitz/ Archiv RE.F.U.G.I.U.S.) Mit dem Schreiben des Bürgermeisters von Rechnitz, Josef Saly an RE.F.U.G.I.U.S. wird deutlich, dass die Gemeinde kein Interesse an diesem Projekt hegt bzw. keine Notwendigkeit dafür erachtet:

«[...] Der Gemeinderat der Grossgemeinde Rechnitz begrüsst die kulturellen Veranstaltungen des Vereines Refugius. [...] Der Gemeinderat erachtet ein Haus der Flüchtlinge nicht für notwendig, weil so wie bisher, eine Integration angestrebt werden soll. Der Gemeinderat ersucht den Verein, die Veranstaltungen deshalb nicht unter dem Motto ‚Haus der Flüchtlinge‘ durchzuführen.‘ (Schreiben des Rechnitzer Bürgermeisters Josef Saly an RE.F.U.G.I.U.S. betreffend das «Haus der Flüchtlinge» 27.12.1994/Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)

Schlussendlich scheiterte das Projekt vorhaben des Vereins. Nach Christine Teuschler und Eva Schwarzmayer lässt sich das Verhalten der Gemeinde mit den Vorkommnissen rund um den Film «Totschweigen» erklären. Der Film «Totschweigen» von Eduard Erne und Margareta Heinrich begleitet vier Jahre lang die Suche nach dem Massengrab der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter und beschreibt dabei das Verhältnis der Rechnitzer Einwohner zu den Ereignissen von 1945. Der Film erzählt von den Erinnerungen der Menschen und konfrontiert sie mit den Geschehnissen rund um das Massengrab. Daneben wird auch der historische Hintergrund der Deportationen, der Opfer, der Hinterbliebenen und Überlebenden beleuchtet.

«Was als Dokumentarfilmprojekt begann, änderte sich im Verlauf der ersten Drehphase. Die Filmemacher traten aus ihrer Rolle der Beobachter heraus und beteiligten sich an der Suche und Recherche – in Zusammenarbeit mit der Israelitischen Kultusgemeinde.» (Schwarzmayer/Teuschler, Der Kreuzstadt in Rechnitz, 2002: 101)

Die Gemeindevertretung verweigerte die Unterstützung bei der Uraufführung des Films, «mit dem Argument, dass weite Teile der Bevölkerung dies nicht billigen würden.» (Schwarzmayr/Teuschler, *Der Kreuzstadl in Rechnitz*, 2002: 101) Am 23. Mai 1994 fand die Premiere des Films im Pfarrheim, welches der örtliche katholische Pfarrer zur Verfügung gestellt hatte, statt. Nach Schwarzmayr/Teuschler war der

«grosse Saal derart überfüllt, dass auch in den anderen Veranstaltungsräumen Fernsehapparate aufgestellt werden mussten, um allen Interessierten, die gekommen waren, den Film zeigen zu können.»

*(Schwarzmayr/Teuschler, *Der Kreuzstadl in Rechnitz*, 2002: 101)*

In den Medien wird über den Film berichtet, so etwa in der Zeitschrift *News*, wo es heisst:

«Die Dokumentation, durch die sich ein poetischer, melancholischer Grundton zieht, verzichtet auf jegliche reisserische Sensationshascherei und vermeidet es, Rechnitz und seine Bewohner ins Nazi'Eck zu stellen [...].»

(News, 26.5.1994, 45/Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)

Dagegen steht vor allem die FPÖ dem Film äusserst kritisch gegenüber und fürchtet um den Ruf der Gemeinde:

«Zu verurteilen ist vor allem Aburteilung unseres Ortes, jetzt, fast fünfzig Jahre später, als verschworene Gemeinschaft ewig Gestriger. Unsäglicher Schaden wird dem Bemühen bereitet, Rechnitz als Fremdenverkehrsort zu etablieren. Bedenklich, dass auch einige Rechnitzer diesen Film mitinitiierten, nichtsahnend, wie negativ dabei unser gesamter Ort hingestellt werden sollte.

[...] Auch die negativen Vorkommnisse dieser Zeit werden bei uns aufgearbeitet und auch verurteilt. [...] Werden nämlich schwere Fehler der Vergangenheit immer wieder und wieder aufgeführt, so führt dies oft zu Abstumpfung und zum Schweigen aus Übersättigung, kaum aber zum unterstellten Totschweigen.» (Der Schmetterling, Freiheitlicher Gemeindekurier Rechnitz: 10/Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)

Zum Entsetzen der FPÖ bewirbt das Amtsblatt der Landeshauptstadt Eisenstadt den Film und eine Veranstaltung, welche von den Burgenländischen Volkshochschulen und dem Offenen Haus Oberwart organisiert und von der Stadtgemeinde Eisenstadt und dem Landesjugendreferat unterstützt wird und sich mit diesem Thema auseinandersetzt:

«Mit Ihren Steuergeldern wurde im Oktober 1994 nicht nur der Film ‚Totschweigen‘ hunderten Jugendlichen in Eisenstadt, die zu dieser Veranstaltung zwangsverpflichtet wurden, vorgeführt, sondern es erging auch vom Magistrat der Freistadt Eisenstadt (ÖVP!!!) eine Einladung an die

*Bevölkerung [...]» (Aussendung des Freiheitlichen Gemeindeguriers Rechnitz betreffend Auf-
führung des Films «Totschweigen» Dezember 1994/ Archiv RE.F.U.G.I.U.S)*

Infolge dieser Ereignisse rund um den Film und dem Haus der Flüchtlinge, welche auf Widerstände der Gemeinde, Bevölkerung und Parteien (insbesondere FPÖ) stiessen und die Arbeit enorm erschwerten, verlegte der Verein seine kulturellen Aktivitäten auf die Bezirks- bzw. Landesebene. Es fanden Veranstaltungen u.a. in Eisenstadt, Oberpullendorf, Kobersdorf, Oberwart und Oberschützen statt. Bei der Gedenkfeier am 26. März 1995 «50 Jahre danach...» beim Kreuzstadl in Rechnitz erfolgte die Enthüllung eines Gedenksteins des Bildhauers Karl Prantl. Der Rechnitzer Bürgermeister Saly verwehrt sich dabei gegen die Zuweisung einer Kollektivschuld an die RechnitzerInnen. Zudem habe sich die Gemeinde immer um ein gutes Verhältnis zur Israelitischen Kultusgemeinde bemüht und werde dies auch weiter tun. (*WienerZeitung*, 28.3.1995/Archiv RE.F.U.G.I.U.S) Im freiheitlichen Gemeindegurier *Schmetterling* wird die Rede Salsy folgendermassen wiedergegeben:

«[...] richtete Bgm. Saly klare Worte an das Publikum. Es gebe in Rechnitz nichts zu vertuschen, Rechnitz trüge schwer an seiner Vergangenheit und Rechnitz würde auch weiterhin der ermordeten Juden gedenken. Aber eine pauschale Schuldzuweisung an die heute lebende Generation müsse entschieden zurückgewiesen werden.» (Der Schmetterling, Freiheitlicher Gemeindegurier Rechnitz, Sommer 1995: 7/Archiv RE.F.U.G.I.U.S)

VOM LANDESEHRENMAL ZUR BAUMPATENSCHAFT – MEHR PRIVAT ALS STAAT

Nachdem RE.F.U.G.I.U.S seine Aktivitäten Mitte der 1990er-Jahre auf die Landesebene verlegt hatte, kam 1996 zum ersten Mal die Idee auf, den Kreuzstadl zum Landesmahnmal auszubauen.⁹ Im Protokoll der Vorstandssitzung von RE.F.U.G.I.U.S anno 1996 heisst es dazu «Betreff Kreuzstadl: Ziel = Landesehrenmal». (Mahnmal Kreuzstadl, März 2002/ Archiv RE.F.U.G.I.U.S) Schon in der Einladung zur Gedenkfeier des folgenden Jahres wurde die Errichtung eines vom Land getragenen Mahnmahls am Kreuzstadl gefordert. Daraufhin begannen die Gespräche mit dem Land Burgenland. Das Land war in dieser Causa der erste Ansprechpartner, da es das Landesehrenmal zumindest

⁹ Horst Horvath beschreibt die «Grundidee» eines Landesmahnmals in einem Interview folgendermassen: «Das Einzige was da klar war: eine Zeitlang wollten wir ein Landesmahnmal. Da war die Idee, dass das Land das Kreuzstadl übernimmt, quasi die Pflege etc. übernimmt. Dass wir so etwas haben, wie in Lackenbach. Da gibt's ein Denkmal für Roma, und das muss das Land pflegen. Das war die Grundidee einmal.» (Interview Schwarzmayr/Horvath, 10.5.2008, unveröffentlichtes Transkript)

finanziell hätte tragen sollen. Die Gespräche, an denen zum Teil auch die Israelitische Kultusgemeinde (IKG) teilnahm, verliefen zumindest der Atmosphäre nach durchwegs positiv. Noch im Mai 1997 kam es zu einer

„ [g]rundsätzliche[n] Einigung über das gemeinsame Anliegen, dass das jetzige lokal orientierte ‚Mahnmal Kreuzstadl‘ zu einem zentralen Mahnmal für die Jüdischen Opfer des Südostwallbaus erklärt und erweitert wird».

(Mahnmal Kreuzstadl, März 2002/ Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)

In diesem Sinne gingen die Gespräche auch weiter, wobei RE.F.U.G.I.U.S. als primärer Akteur auftrat. Im Herbst 1997 sollte ein zwischen Land, IKG und RE.F.U.G.I.U.S. akkordiertes Konzept entstehen, welches dann von der Landesregierung Anfang November hätte beschlossen werden sollen.

Diese rasche Vorgehensweise konnte jedoch nicht in die Praxis umgesetzt werden, da sich das Land in gewisser Weise sperrte und die ganze Sache somit verzögert wurde. Zu Beginn des Jahres 1998 gab es sodann weitere Gespräche zwischen dem Land Burgenland und RE.F.U.G.I.U.S. In einem dieser Gespräche war es der Landesregierung ein Anliegen eine «breite Plattform» (Mahnmal Kreuzstadl, März 2002/Archiv RE.F.U.G.I.U.S.) zu bilden. Dies meint vordergründig, dass auch die lokale Ebene – Rechnitz selbst und seine politischen Parteien – mit einbezogen werden sollte. Nach der anfänglichen prinzipiellen Übereinstimmung war nun schon gut ein Jahr ohne konkrete Fortschritte vergangen. Dies registrierte auch eine weitere involvierte Akteurin: die IKG. In einem Brief der IKG vom Juni 1998 an die burgenländische Landesregierung heisst es:

«Wir verbanden damit [der Errichtung eines Landesmahnmals, d.A.] die Hoffnung, dass das Land Burgenland im Bewusstsein dieser bedeutsamen und längst überfälligen Geste dieses unser Anliegen durch Erhebung dieser Stätte zum Landesehrenmal weithin sichtbar auch zu dem ihren machen würde, doch alle bislang in dieser Richtung gesetzten politischen Schritte sind aus uns unerfindlichen Gründen bislang ohne greifbares Resultat geblieben.» (Brief der IKG an Landeshauptmann Stix, 03.06.1998/ Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)

Im Herbst 1998 begannen dann die Gespräche von RE.F.U.G.I.U.S. mit den lokalen Parteien, um die geforderte breite Plattform entstehen zu lassen. Die einzelnen Fraktionen des Gemeinderats signalisierten RE.F.U.G.I.U.S. auch, dass es, sobald alle Fraktionen unterrichtet seien, und sofern das Land und nicht die Gemeinde das Mahnmal trage, zu einem positiven Gemeinderatsbeschluss kommen würde. RE.F.U.G.I.U.S. versandte auch erklärende Briefe an die einzelnen Gemeinderatsfraktionen, um das Landesmahnmal auch im spezifischen Kontext von Rechnitz zu situieren. So heisst es z.B. im Brief an die freiheitliche Gemeinderatsfraktion:

*«In der Zwischenzeit ist die Ruine zu einem beeindruckenden Symbol des Gedenkens geworden. Wir sind uns hier auch durchaus der Tatsache bewusst, dass wir hier ein heikles Thema in Rechnitz ansprechen und es in den Jahren unserer Aktivitäten zu einigen Missverständnissen hinsichtlich unserer Intention gekommen ist [...]. Es geht hier einzig und allein um die Annahme eines Geschehnisses in diesem Ort, die Annahme eines geschichtlichen Erbes, dessen negative Seiten ebenso wenig abgelegt werden können wie es mit den positiven Seiten auch nicht getan wird.» (Brief von RE.F.U.G.I.U.S. an die FPÖ-Gemeinderatsfraktion, 22.10.1998/
Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)*

In der Vorstandssitzung vom 17.12.1998 resümiert RE.F.U.G.I.U.S. nochmals die auf Gemeindeebene geführten Gespräche. Dort heisst es:

*«Gut, dass dieses Informationsgespräch stattgefunden hat – aber – ausser RE.F. U.G.I. US. will niemand dieses Landesehrenmal in diesem Land. [...] Weitere Gespräche auf allen Ebenen sind zu führen. « (Protokoll der Vorstandssitzung vom 17.12.1998 /
Archiv RE.F.U.G.I.U.S.)*

Um diese weiteren Ebenen nun einzubinden, sandte RE.F.U.G.I.U.S. auch Informationsschreiben an andere Gemeinden. Anfang 1999 kam es zum Gespräch mit dem damaligen Bürgermeister von Rechnitz, Josef Saly, wobei dieser der ganzen Sache betont ablehnend gegenüberstand, da RE.F.U.G.I.U.S. angeblich das Image von Rechnitz zerstört habe. Schliesslich startet RE.F.U.G.I.U.S. auch eine Unterschriftenliste für die Errichtung des Landesmahnmals. Doch auch diese konnte weder beim Land noch bei der Gemeinde irgendetwas erreichen.

Dabei ist auch der «Argumentationsleitfaden ‚Landesehrenmal Kreuzstadl‘» sehr aufschlussreich. In diesem hält RE.F.U.G.I.U.S. fest, wie gegenüber den Stellen des Landes zu argumentieren am Vorteilhaftesten erscheint. So heisst es dort, Bezug nehmend auf Rechnitz:

«Durch die Einbindung anderer Gemeinden würde die einseitige Belastung von Rechnitz genommen werden, als DER Ort dazustehen, wo diese schrecklichen Morde passiert sind, also in der Öffentlichkeit immer wieder so dazustehen als ob sie die einzige betroffene Gemeinde wäre». (Argumentationsleitfaden «Landesehrenmahnmal Kreuzstadl», Februar 1999/Archiv RE.F. U.G.I. US., Hervorhebung i. O.)

Doch alle Bemühungen fruchteten nicht. Die politischen Handlungsträger, auf welcher Ebene auch immer, waren nicht willens, ein solches Mahnmal von staatlicher Seite her zu unterstützen. Im Laufe des Jahres 1999 – drei Jahre nach dem ersten offiziellen Beschluss, ein Landesmahnmal zu errichten und der prinzipiellen Bereitschaft des Landes Burgenlands, ein solches zu unterstützen – stellte sich beim Verein eine gewisse Ernüchterung ein:

«Das Hinhalten und die Weigerung seitens der politischen Verantwortungsträger Entscheidungen zu treffen, veranlasste RE. E. U.G.I.U. S. nicht länger geduldig zu sein. Unter dem Motto, mehr Privat – weniger Staat’, entschloss sich der Vereinsvorstand auf die Unterstützung der Politiker zu verzichten und die Mittel für die Erweiterung des Areal und das, Mahnmahl Kreuzstadt für alle Opfer des Südostwallbaus durch private Spenden aufzubringen.»
(Schwarzmayr/ Teuschler, *Der Kreuzstadt in Rechnitz*, 2002: 104)

Diese privaten Spenden sollten durch Baumpatenschaften zu je ATS 1000,- pro Baum aufgebracht werden. Wiederum startete RE.F.U.G.I.U.S. eine breiter angelegte öffentliche Kampagne, um das Projekt privat zu realisieren. RE.F.U.G.I.U.S. schrieb in einem Bittbrief an burgenländische Bürgermeister zur Baumpatenschaft das Folgende:

«Im vorliegenden Projekt soll durch die Übernahme von Baumpatenschaften (siehe Beilage) die Einbindung und Solidarisierung weiterer Kreise erzielt werden. Das Gelände (Endausmass 15.000m²) soll mit Bäumen und Sträuchern eingefriedet werden: Eine geschützte Stätte, die zur Besinnung einlädt.» (Brief an Bürgermeister, Juni 2000/Archiv R. E.F.U.G. I.U.S.)

Diese gesamte «mehr privat – weniger Staat-Initiative» (vgl. Schwarzmayr/ Teuschler, *Der Kreuzstadt in Rechnitz*, 2002: 104f.) war auch von den bundespolitischen Wehen dieser Zeit, also der Wende hin zu Schwarz-Blau, mit ausgelöst. Denn RE.F.U.-G.I.U.S. wollte eine Einmischung von politischer Seite, insbesondere von rechter, deziert vermeiden.¹⁰ Im Februar 2001 war es schliesslich soweit. Dank der Spenden «[v]on einigen Gemeinden des Burgenlandes» sowie «viele [r] Privatpersonen» (Pressemitteilung 09. 02. 2001/Archiv RE.F.U.G.I.U.S.) konnten die Patenschaften realisiert werden. Schliesslich wurden am 9. Februar 2001 die ersten Bäume gepflanzt. Diverse burgenländische (Lokal-)Medien berichteten über die Baumpflanzung und das gesamte Patenschaftsprojekt.

¹⁰ Horst Horvath drückt dies im geführten Interview etwas nonchalanter aus: «2000 war dann ganz klar, wenn wir uns da einen blauen Wappler hinsetzen, dann belassen wir es Privateigentum und kümmern uns selbst darum. Das war sicherlich ein wesentlicher Schritt in dieser 2000er Geschichte. Es hat z.B. in Mauthausen die Diskussion lange gegeben – wer darf dort reden? In Mauthausen war kurz die Überlegung, dass die FPÖ dort reden darf, die an der Regierung damals schon war. Das Kasperltheater wollen wir da nicht haben, war unser Gedanke damals. Damit ist die Idee dieses Landesehnmals- [...] gestrichen.» Und Eva Schwarzmayr auf Horst Horvath direkt antwortend: «Genau, dieses Philharmonikakonzert in Mauthausen war für uns das Zeichen dafür, was passiert, wenn die Politik mitreden kann. Per Vorstandsbeschluss, steht im Protokoll drinnen, mehr privat weniger Staat, wir machen das selbst. Und haben eben diese Spendenaktion, die Baumpatenschaft, ausgerufen, und das Gelände erweitert. Und auch beschlossen, dass keine Politiker reden dürfen.»
(Interview Schwarzmayr/Horvath, 10.05.2008, unveröffentlichtes Transkript)

Die Initiative zur Schaffung eines Landesehrenmals zeigt sich im Nachhinein als drei Jahre andauerndes Hin und Her. Grundsätzlich gaben sich die staatlichen Stellen verhandlungsbereit und kooperativ; im Nachhinein gesehen dürften sie dies nur bis zu einem gewissen Grade gewesen sein. Wer jetzt genau den Keil in die gesamte Sache getrieben hat, lässt sich kaum eruieren. Fest steht aber, dass sich das Projekt irgendwie im Orkus zwischen Länder- und Gemeindeebene verloren hat. Dezierten und auch ausgesprochenen Widerstand gab es nur vom Bürgermeister von Rechnitz selbst. RE.F.U.G.I.U.S., mithin auch die Israelitische Kultusgemeinde, haben als zivilgesellschaftliche player versucht, ihren Anliegen Gewicht zu verleihen. Es wurden Briefe geschrieben, Treffen arrangiert, genaue Erklärungen zum geplanten Mahnmal gegeben, und es wurde auch eine Unterschriftenliste zur Unterstützung des eigenen Anliegens initiiert. Ganz zu schweigen von den vielen kleinen Vermittlungs- und Koordinations-tätigkeiten, die erst gar nicht Eingang finden in schriftliche Dokumente (auf die wir uns in diesem Text hauptsächlich stützen). Kurzum, RE.F.U.G.I.U.S. hat versucht, die Öffentlichkeit zu erreichen und dadurch Druck auf staatliche Stellen auszuüben. Schlussendlich kam der Verein jedoch zum Schluss, dass das Land eben doch kein Mahnmal haben will – weitläufiges und langfristiges Ignorieren ist eben auch eine Art der Antwort auf den eigenen Aktivismus. Daraus wurde der Schluss gezogen, dass in dieser Sache die gesteckten Ziele – vordergründig die Errichtung einer würdevollen Gedenkstätte für die Opfer beim Bau des Südostwalls – nur jenseits des Staates sinnvoll zu erreichen sind. In diesem Sinne initiierte RE.F.U.G.I.U.S. die Baumpatenschaften. Diese Entscheidung war auch in besonderem Masse von der veränderten politischen Grosswetterlage beeinflusst. Damit sicherte RE.F.U.G.I.U.S. das Gedenken aber auch gegen jedwede politische Einflussnahme und Instrumentalisierung ab.

RE.F.U.G.I.U.S. trat zuerst mit einem Begehren an den Staat heran, welcher sich zwar kulant, aber im Endeffekt nicht als kooperativ erwies. Schlussendlich wurde das Projekt dann auch ohne staatliche Unterstützung in die Wege geleitet, wobei auch ein bundespolitisches Ereignis dafür (mit-)ausschlaggebend war.

RE.F.U.G.I.U.S. ALS AKTIVER PART VON VERGANGENHEITS- UND GEDENKPOLITIK

«Eine Erinnerungsleistung [...], in der sich die Beteiligten der Vergangenheit vergewissern, um die Gegenwart zu erklären und die Zukunft zu perspektivieren.»

(Borsdorf/Grütter, Orte der Erinnerung, 1999: 2)

Gedächtnis und Erinnerung sind nichts Statisches. Ohne Erinnerung an die Vergangenheit, ohne sich ihrer zu vergewissern, sind Menschen dazu verdammt, sie als Farce zu wiederholen. Genauso wie das Wissen über die Vergangenheit helfen kann, das Hier und Jetzt mit seinen geschichtlichen Kontinuitäten wie Brüchen zu verstehen. Schliesslich gibt die Vergangenheit, richtig verstanden, auch Handlungsanweisungen für die Zu-

kunft – all diese Forderungen kulminieren in Bezug auf den Nationalsozialismus im «Nie wieder». RE.F.U.G.I.U.S leistet einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zu diesem Ansinnen, insbesondere in Österreich, wo einer solchen Form von Vergangenheits- und Gedenkpolitik historisch gehörige Prügel in den Weg geworfen wurden und zum Teil auch noch werden.

Der Beitrag sollte aufzeigen, dass Vergangenheits- und Gedenkpolitik eben auch von einzelnen machtlos wirkenden Akteuren beeinflusst werden kann. Sind die Konjunktoren und Rahmenbedingungen zwar staatlich vorgegeben, so haben einzelne Akteure doch die Möglichkeit zur Intervention und zum Setzen einer eigenen Agenda. Die kontinuierliche Arbeit von RE.F.U.G.I.U.S beweist dies. Spätestens seit 1991 formuliert der Verein seine Einsprüche in die Gedenklandschaft und dabei ist ihm so einiges gelungen. Schaut man sich z.B. das heutige Kreuzstadlareal an, so ist dieses wahrlich ein Gedenk- und Gedächtnisort. RE.F.U.G.I.U.S ist es gelungen

*«Orte zu schaffen und zu sichern, die nicht nur Schauplätze ihrer Interaktion abgeben, sondern Symbole ihrer Identität und Anhaltspunkte ihrer Erinnerung sind.»
(Borsdorf/Grütter, Orte der Erinnerung, 1999:4)*

Erinnerung selbst kann sich zwar in Dingen und Orten materialisieren, bedarf aber zu ihrer Entfaltung noch immer umtriebiger Menschen, die Erinnerungsarbeit leisten. Aus unserer Darstellung geht hervor, dass RE.F.U.G.I.U.S so einiges wollte, wie z.B. das Überführen des Kreuzstadls in ein Landesehrenmal oder die Entstehung eines Hauses der Flüchtlinge in Rechnitz, dies aber nur sehr begrenzt realisieren konnte. Der Widerstand besonders der staatlichen Stellen, war einfach zu mächtig. Dennoch lässt sich der Erfolg von RE.F.U.G.I.U.S nicht alleine am Erreichen vorher gesteckter Ziele bemessen. Denn eine Sache, die RE.F.U.G.I.U.S beständig tut, ist Widerspruch anzumelden. Was auch bedeutet, Geschichte anders, ja manchmal sogar überhaupt zur Erzählung zu bringen und beredt werden zu lassen. RE.F.U.G.I.U.S formuliert vergangenheitspolitische und erinnerungskulturelle Einsprüche, die ins kulturelle und kollektive Gedächtnis dringen. Dieses wiederum, ein «Sammelbegriff für alles Wissen, das im spezifischen Interaktionsrahmen einer Gesellschaft Handeln und Erleben steuert und von Generation zu Generation zur wiederholten Einübung und Einweisung ansteht» (Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, 1988: 9), weist gerade in Österreich eine spezifische Form und auch Materialität auf.

Wie es zwar nur ein historisch Reelles gibt, also Geschichte sich in einer bestimmten Art und Weise zugetragen haben muss, so gibt es dennoch viele mehr oder minder identitätsstiftende Erzählungen über diese. Von diesen haben einige, da von staatlicher Stelle und anderen Seiten befördert und mittels Denkmälern und dergleichen auch in eine gewisse Materialität übersetzt, mehr Deutungsmacht und Hoheit als andere. Umso wichtiger sind aber die Gegenerzählungen, wie sie z.B. von RE.F.U.G.I.U.S formuliert werden. Dennoch ist die Durchsetzung der eigenen Ziele für einen Verein wie RE.F.U.G.I.-

U.S. immer noch ein Verhandlungs- und Vermittlungsprozess mit übermächtigen Kontrahenten. Wie übermächtig die grossen Erzählungen von Österreich als erstem Opfer und ihre Materiaturen auch sein mögen, sie bleiben nicht unwidersprochen und RE.F.U.G.I.U.S. konnte, trotz seiner sehr begrenzten menschlichen wie finanziellen Ressourcen, in diesem Bereich durch beharrliche Arbeit so einiges zum Besseren wenden. RE.F.U.G.I.U.S. leistet somit seinen spezifischen Beitrag zum kategorischen Imperativ nach Auschwitz:

«Hitler hat den Menschen im Stande der Unfreiheit einen neuen kategorischen Imperativ aufgezwungen: ihr Denken und Handeln so einzurichten, dass sich Auschwitz nicht wiederhole, nichts Ähnliches geschehe». (Adorno, Negative Dialektik, 1973: 358)

LITERATUR

- Adloff, Frank (2005): Zivilgesellschaft. Theorie und politische Praxis, Frankfurt/Main
- Adorno, Theodor W. (1973): Negative Dialektik, Frankfurt/Main
- Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: ders. (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis, Frankfurt/Main, 9-19
- Assmann, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis, München
- Assmann, Aleida (1999): Das Gedächtnis der Orte, in: Borsdorf, Ulrich/Grütter, Heinrich Theodor (Hrsg.): Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum, Frankfurt/ Main, 59-77
- Bock, Petra/Wolfrum, Edgar (Hrsg.) (1999): Umkämpfte Vergangenheit. Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich, Göttingen
- Borsdorf, Ulrich/Grütter, Heinrich Theodor (Hrsg.) (1999): Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum, Frankfurt/Main
- Demirovic, Alex (1997): Demokratie und Herrschaft. Aspekte kritischer Gesellschaftstheorie, Münster
- Erdheim, Mario (1993): «I hab manchmal furchtbare Träume... Man vergisst Gott sei Dank immer gleich...» (Herr Karl), in: Ziegler, Meinrad/Kannonier-Finster, Waltraud (Hrsg.): Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen in der NS-Zeit, Wien, 9-20
- Kuretsidis-Haider, Claudia (2005): Gedenken und Mahnen. NS-Herrschaft, Erinnerungskulturen und Gedächtnislandschaften nach 1945, in: Grzanic, Marina/Bonvicini, Monica (Hrsg.): Medialisierung/Arbeit/Spatialisierung/(Re)Politisierung, Wien, 105-113
- Manoschek, Walter/Geldmacher, Thomas (2006): Vergangenheitspolitik, in: Dachs, Herbert u.a. (Hrsg.): Politik in Österreich. Das Handbuch, Wien, 577-593
- Pelinka, Anton (1996): Von der Funktionalität von Tabus. Zu den «Lebenslügen» der Zweiten Republik, in: Kos, Wolfgang/Rigele, Georg (Hrsg.): Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik, Wien, 23-32

- Rettl, Lisa (2006): Erinnerungskultur im Burgenland. Tendenzen und aktuelle Entwicklungen, in: Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hrsg.): Jahrbuch 2006. Schwerpunkt Erinnerungskultur, Münster, 66-99
- Sandner, Günther (2001): Hegemonie und Erinnerung: Zur Konzeption von Geschichts- und Vergangenheitspolitik, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 30, 1,5-18
- Schwarzmayr, Eva/Teusch 1er, Christine (2002): Der Kreuzstadl in Rechnitz – ein Mahnmal für die Opfer des Südostwallbaus, in: Schulheft 105/2002, 94-107
- Strassl, Harald/Vosko, Wolfgang (1999): Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter am Beispiel des Südostwallbaus 1944/45 im Bezirk Oberwart unter besonderer Berücksichtigung der Massenverbrechen bei Rechnitz und Deutsch Schützen, unveröffentlichte Diplomarbeit am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien
- Uhl, Heidemarie: Vorwort, in: Exenberger, Herbert (1998): Gedenken und Mahnen in Wien 1934-1945: Gedenkstätten zu Widerstand und Verfolgung, Exil, Befreiung. Eine Dokumentation. Dokumentationsarchiv des Österr. Widerstandes (Hrsg.), Wien, 7-10
- Uhl, Heidemarie (1999): Transformationen des österreichischen Gedächtnisses, in: Brunnbauer, Ulf (Hrsg.): Eiszeit der Erinnerung. Vom Vergessen der eigenen Schuld, Wien, 49-64
- Uhl, Heidemarie (2000): Erinnern als Vergessen? «Vergangenheitsbewältigung» und Denkmalkultur. Referat gehalten bei der Tagung «Zweierlei Gedenken», Oberwart/Rechnitz, 25./26. März 2000, Archiv RE.F.U.G.I.U.S.
- Uhl, Heidemarie (2001): Das «erste» Opfer. Der österreichische Opfermythos und seine Transformationen in der Zweiten Republik, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 30, 1, 19-34

Weitere Quellen

- Archiv RE.F.U.G.I.U.S. (diverse Text, Berichte)
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes: Erinnerungskultur und Vergangenheitspolitik im Burgenland,
<http://www.doew.at/frames.php?/projekte/wuv/bgld/gedenken2.html> [Stand: 21.6.2008]
- Interview mit Eva Schwarzmayr und Horst Horvath, geführt am 10.05.2008 in Oberwart, unveröffentlichtes Transkript
- Sonntagspost, Ehrenrettung der Soldaten, 30.11.1952. www.refugius.at

Ein Massaker als Partyvergnügen

Der Diskurs zum Fall Rechnitz

Einleitung

Das Massaker von Rechnitz an jüdischen Zwangsarbeitern im März 1945 beschäftigt die Öffentlichkeit. Neben regelmässigen Medienberichten zu Symposien, Gedenkfeiern oder neuen Erkenntnissen bei der Suche nach den bisher nicht gefundenen Gräbern, wurde durch die Veröffentlichung eines Zeitungsartikels im Oktober 2007 eine intensive Debatte ausgelöst. Im folgenden Beitrag wird ein Aspekt dieser Debatte aufgezeigt und diskutiert: Die Deutung des Massakers von Rechnitz als ein zur Unterhaltung von Festgästen durchgeführtes Verbrechen.

Im ersten Kapitel wird die Arbeitsweise dargestellt, der die Betrachtung der Debatte zum Massaker von Rechnitz als Diskurs zugrunde liegt. Anschliessend wird der Inhalt des Diskurses umrissen und die Deutung eines «Massaker als Partyvergnügen» beschrieben. Der Schwerpunkt des vorliegenden Artikels liegt auf der Analyse des systematischen Sprachgebrauchs der Debatte und der erfolgten nachhaltigen Veränderung der Berichterstattung über Rechnitz. Abschliessend wird auf einen alternativen Deutungsvorschlag des Dramas von Rechnitz eingegangen.

DAS MASSAKER VON RECHNITZ ALS DISKURS

Ausgehend von der Annahme, dass Sprache Dinge nicht beschreibt, sondern diese erst hervorbringt, betrachte ich die öffentliche Debatte zum Massaker von Rechnitz als Diskurs. (Hanke, Diskursanalyse, 2004: 98; Bublitz, Differenz und Integration, 2006: 258) Als Diskurse verstehe ich die Menge von aufeinander bezogenen Texten zu bestimmten Themen. Texte sind die materiell beständigen Produkte sprachlicher Handlungen. (Wodak, The discourse-historical approach, 2001b: 66) Diskurse sind Gegenstand von öffentlich ausgetragenen Konflikten, in denen Deutungen für Ereignis- und Handlungszusammenhänge produziert werden, die über Wahrnehmung und Bewertung dieser Zusammenhänge entscheiden. Demnach bestimmen Diskurse, was an einem Ort zu einer bestimmten Zeit als wahr oder falsch akzeptiert wird. (Schwab-Trapp, Diskurs als soziologisches Konzept, 2006: 263ff.; Hanke, Diskursanalyse, 2004: 98) Verschiedene Diskurse sind in einem «diskursiven Gewimmel» miteinander verflochten und verschränkt. Indem Diskursanalyse die Entstehung, Verbreitung und Institutionalisierung von Deutungen untersucht, versucht sie dieses «Gewimmel» zu entwirren. (Jäger, Diskurs und Wissen, 2006: 86)

Dem diskurshistorischen Ansatz der kritischen Diskursanalyse entnommen, untersuche ich im Besonderen Intertextualität und Interdiskursivität. Beide Konzepte beziehen sich auf die Tatsache, dass Texte selten alleine stehen, sondern aufeinander bezogen sind. (Wodak, *What CDA is about*, 2001a: 11) Ein Beispiel: Ein Text zu Rechnitz enthält stets Informationen aus anderen Texten des Diskurses zum Massaker von Rechnitz, beispielsweise einem Gerichtsakt. Der Akt bezieht sich auf Gesetzestexte und unzählige andere Texte des «diskursiven Gewimmels», wie solchen, die sich mit Nationalsozialismus, Krieg oder Mord auseinandersetzen. Die Texte, die Mord beschreiben, sind hingegen wiederum mit Gesetzestexten verschränkt, in denen Mord und Totschlag definiert wird. Das Wissen über gewisse Texte wird bei der Leser- und Hörerschaft vorausgesetzt. So wird in manchen Texten zu Rechnitz mit der Aussage «*Unaufhaltsam rückte die Rote Armee heran*¹ ein imaginärer Text vorausgesetzt, der beschreibt, dass die russische Armee von Osten in Richtung Westen vorrückte. Es ist in vielen Fällen unmöglich, alle verschränkten Texte zu kennen. Auf analytischer Ebene kann Interdiskursivität beispielsweise in Metaphern aufgezeigt werden: «*Die Rechnitzer verstecken sich hinter einer Schweigemauer*». Eine weitere analytische Perspektive eröffnet sich, wenn ein Argument des einen Diskurses in einem anderen Diskurs zum Einsatz kommt. (Wodak, *The discourse-historical approach*, 2001b: 66) So zum Beispiel, wenn die Aussage «*weil die Bevölkerung ihr Schweigen brach, wurde das Massengrab gefunden*» aus dem Diskurs zum Massaker von Deutsch Schützen, als Argument im Diskurs zum Massaker von Rechnitz eingesetzt wird: «*Wegen dem Schweigen der Rechnitzer, wird das Grab nicht gefunden.*»¹

Meine Darstellung erfolgt auf vier Ebenen. Erstens beschreibe ich den Inhalt des Diskurses und stelle meine These, die Deutung des Massenmordes von Rechnitz als ein «Massaker als Partyvergnügen» vor. Zweitens gehe ich auf diskursive Strategien wie Referenz- und Argumentationsstrategien ein. Drittens zeige ich die nachhaltige Wirkung der Debatte. Im abschliessenden Abschnitt diskutiere ich eine alternative Sichtweise gegenüber der dargestellten These. Im Sinne der Kritischen Diskursanalyse stehe ich auch als wissenschaftlicher Betrachter nicht ausserhalb des Diskurses. (Jäger, *Diskurs und Wissen*, 2006: 85) Darum analysiere ich nicht, ob die Berichterstattung Sachverhalte richtig oder falsch darstellt, sondern nehme – indem ich die Deutung des Verbrechens als ein «Massaker als Partyvergnügen» ablehne – einen Standpunkt ein. (Wodak, *The discourse-historical approach*, 2001b: 65)

Bei der Datensammlung unterscheide ich zwischen Kerndaten und erweiterten Daten. Die Kerndaten bestehen aus 63 Texten deutschsprachiger Medien (Print, TV, Radio und Internet) sowie dem englischen *Independent-Artikel* von David R.L. Litchfield², die

¹ In Deutsch Schützen wurde 1995 nach langer Suche durch Hinweise der Bevölkerung das Grab eines Massakers vom 29. März 1945 gefunden. Zum Deutsch Schützen-Komplex siehe den Beitrag von Andreas Forster in diesem Band.

alle zwischen 7. Oktober 2007 und 10. Dezember 2007 veröffentlicht wurden. Mit «Debatte» und «Diskurs» bezeichne ich im Folgenden diesen Zeitraum. Ergänzt werden die Kerndaten mit den Artikeln «Rechnitz» und «Massaker von Rechnitz» der online Enzyklopädie Wikipedia und dem Buch von Litchfield in englischer (The Thyssen Art Macabre, 2006) und deutscher (Die Thyssen-Dynastie, 2008) Sprache. Die erweiterten Daten bestehen aus veröffentlichten Medientexten ausserhalb des genannten Zeitraumes. In diesen Texten wird das Auftreten der Deutung des «Massaker als Partyvergnügen» untersucht. Die Deitailangaben aller zitierten Nachrichtenmeldungen finden sich im Appendix.

EIN MASSAKER ALS PARTYVERGNÜGEN

In Diskursen koalieren Sprechende durch die Benutzung einer gemeinsamen Grunderzählung. (Keller, Wissenssoziologische Diskursanalyse, 2006: 134E) Die «story line» des Massakers von Rechnitz lautet vereinfacht wie folgt:

Kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs wurden in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 in Rechnitz 180-200 jüdische Zwangsarbeiter ermordet, die unter unmenschlichen Bedingungen beim Südostwallbau eingesetzt waren. Die Mörder kamen von einem Gefolgschaftsfest, welches in Schloss Batthyány in Rechnitz stattfand. Gegen einige Beteiligte gab es einen Prozess, der mit milden Urteilen endete. Die vermeintlichen Haupttäter Franz Podezin und Joachim Oldenburg flohen und entzogen sich somit ihrer Verantwortung. Die Bevölkerung von Rechnitz hüllt sich in Schweigen. Trotz zahlreicher Such- und Grabungsaktionen konnten die Opfer des Verbrechens bis heute nicht gefunden werden.

Die Details dieser Grunderzählung sind Gegenstand des durch die Veröffentlichung eines Zeitungsartikels ausgelösten Konfliktes der Aushandlung von Wahrheit und Falschheit. Der Kampf um die legitime Deutung des Massenmordes beginnt bei grundlegenden Fragen. Beispielsweise, ob das Massaker tatsächlich stattfand und ob bereits Suchaktionen nach den Gräbern durchgeführt wurden. Die Debatte mündet letztlich in die Aushandlung der Rolle von Margit Batthyány, geborene Thyssen, und die Frage, ob das Massaker aus Vergnügen durchgeführt wurde oder ob dem Mord übergeordnete Strukturen und Umstände zugrunde lagen.

Der Massenmord von Rechnitz, gedeutet als ein «Massaker als Partyvergnügen», ist ein zur Unterhaltung von Festgästen durchgeführtes Verbrechen. Es ist nicht geplant,

² Die Veröffentlichung der Artikel von David R.L. Litchfield (*Independent*, 7.10. und *FAZ*, 18.10.) wird in der Analyse des Textensembles als Ausgangspunkt der Debatte betrachtet. Wenn nicht anders angegeben, beziehen sich alle Jahresangaben auf das Jahr 2007.

sondern findet aus einer Partylaune heraus statt. Den Tätern wird der Mord nicht befohlen, sondern sie werden dazu eingeladen. Monokausaler Auslöser des Verbrechens ist das Fest im Schloss Rechnitz. Im Diskurs wird suggeriert, dass das Massaker ohne das Fest nicht stattgefunden hätte. Das «Massaker als Party vergnügen» ist ein diskursiv artikulierter Vorschlag der Deutung der Ereignisse in Rechnitz und wird mit folgendem Zitat eingebracht:

«Um den Gästen eine zusätzliche Unterhaltung zu bieten, brachte man um Mitternacht zweihundert halbverhungerte, als arbeitsunfähig eingestufte Juden mit Lastwagen zum Kreuzstadl, einer vom Schloss aus zu Fuss erreichbaren Scheune. Franz Podezín, NSDAP Ortsgruppenleiter von Rechnitz und Gestapo-Beamter, versammelte fünfzehn ältere Gäste in einem Nebenraum des Schlosses, gab Waffen und Munition an sie aus und lud die Herren ein, ‚ein paar Juden zu erschiesset‘». (FAZ, 18.10., Hervorhebungen G.M.)

Den diskursiven Charakter erreicht die eingebrachte Deutung erst durch deren Auftreten in weiteren Texten. Schon die Betrachtung von Überschriften von Folgetexten weist auf Übernahme der Deutung hin: «NS-Zeit: Juden-Massaker als privater Bluttausch» (*Die Presse*, 18.10.) oder «Die Erschiessung von 200 Juden als Höhepunkt eines Festes». (*Kurier*, 20.10.) Andere Medien gehen auf die Deutung ein, hinterfragen sie jedoch: «Massenmord als Partygag?» (*Der Spiegel*, 43107) Sowohl der Boulevard, als auch sogenannte seriöse Medien bedienen sich bei der Deutung des Ereignis- und Handlungszusammenhangs des Massakers eines ähnlichen Sprachgebrauchs:

«Die Gastgeberin der Hölle» (FAZ, 18. 10.) Batthyány hatte «aus einer Sektlaune heraus» (hr-Fernsehen, 11.11.) «eine perverse Mitternachtsüberraschung parat» (Die Presse, 18.10.)- «Juden wurden aus den Kellern gezerrt und mussten sich nackt ausziehen». (Bild, 19.10.) «Um den Gästen einen zusätzlichen, Kick' zu bieten» (Berliner Kurier, 19.10.), wurden sie «als Mitternachtseinlage zum Abschuss freigegeben». (Kurier, 20.10.) Bisher konnte noch nicht «jenes Massengrab gefunden werden, in dem 180 geschundene, geschändete und schliesslich zum Gaudium einer besoffenen Festgesellschaft ermordete Menschen liegen». (Der Standard, 19.10.)

Der Zusammenhang von Massaker und Party war der Berichterstattung schon zur Zeit der Volksgerichtsprozesse bekannt («Massenmord beim Nazifest», *Arbeiterzeitung*, 29. 6.1948) und ist wissenschaftlich dokumentiert. Als erwiesen gilt die Anwesenheit Margit Batthyánys beim Fest, nicht jedoch deren von Litchfield unterstellte Rolle als Gastgeberin.³ Batthyány als «Gastgeberin» zu bezeichnen, ist im Mediendiskurs zwar strit-

³ Eva Holpfer wies die Anwesenheit von Graf und Gräfin Batthyány nach. Sie stellten ihr Schloss für das Fest zur Verfügung. (Holpfer, Das Massaker an ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern zu Kriegsende in Rechnitz [Burgenland] und seine gerichtliche Ahndung durch die österreichische

tig, aber keinesfalls neu (am «[...] Vorabend des Palmsonntags [sic!], luden ihre Hochgeborenen, Graf und Gräfin Batthyány die Nazibonzen des Bezirkes Oberwart auf ihr Schloss», *Freies Burgenland*, 2.7.1948). Streng genommen ist die im Oktober 2007 eingeführte Ursachendeutung des Verbrechens (Massaker zur Unterhaltung) auch keine neu eingebrachte Idee („Programmpunkt‘ eines Festes der lokalen Nazi-Bonzen [...] auf orgiastische Weise wurden Menschen geradezu geschlachtet«, *Burgenländische Volkszeitung*, 22.3.1995). Tatsächlich eine neue Perspektive erhält die Deutung durch die im Oktober und November 2007 ausgetragene öffentliche Debatte, in der die akzeptierte Deutung (strukturell bedingtes Massaker, auf Befehl) Konkurrenz erhält.

DISKURSIVE STRATEGIEN

In Anlehnung an Reisigl/Wodak (*Discourse and discrimination*, 2001: 44ff.) und Meyer/Wodak (*Methods of Critical Discourse Analysis*, 2001: 27 und 72ff.) bezeichne ich meine Analysekategorien als diskursive Strategien. In diesem Sinne ist eine Strategie «eine Form des systematischen Sprachgebrauchs, also ein mehr oder weniger durchgehaltener und intentionaler Umgang mit Sprache zur Erreichung eines bestimmten sozialen, politischen, psychologischen oder linguistischen Ziels». (Reisigl/Wodak, *Discourse and discrimination*, 2001: 44; Übersetzung nach Beyer, *Hamburg schaut nach Tel Aviv*, 2007: 46)

- (a) Referenzstrategien dienen der Konstruktion und Benennung von Akteuren. Dies geschieht mit verschiedenen Mitteln, insbesondere der Zuweisung zu Gruppen wie Mann und Frau, Opfer und Täterschaft, Gast und Gastgeberin.
- (b) Prädikationsstrategien weisen den benannten Akteuren implizit oder explizit bestimmte Eigenschaften und Tätigkeiten zu. Sie sind nicht immer separat von Referenzstrategien zu betrachten (a/b).
- (c) Argumentationsstrategien begründen u.a. Benennungen und Eigenschaften, die Akteuren, Ereignissen oder Phänomenen zugeschrieben werden. Für mich sind hier vor allem bewahrende und demontierende Argumente von Interesse.
- (d) Strategien der Perspektivierung beschreiben den Standpunkt, von dem aus die Sprecher argumentieren und Akteuren Eigenschaften zuschreiben, aber auch Deutungen begründen.
- (e) Verstärkungs- und Abschwächungsstrategien relativieren, qualifizieren und modifizieren u.a. die Sicherheit oder Unsicherheit der Deutung eines Phänomens oder Ereignisses, indem sie es zuspitzen oder entschärfen.

Volksgerichtbarkeit, 1998) Bei Eleonore Lappin geht Josef Muralter als Gastgeber hervor. (Lappin, *Das Massaker von Rechnitz im zeitgeschichtlichen Kontext*, 2009)

(a/b) Bei der Interpretation von Referenz- und Prädikationsstrategien gehe ich davon aus, dass Medien Akteure sowie Phänomene notwendigerweise benennen müssen. Die Namensgebung beinhaltet seitens der Sprecher stets auch eine Wahlmöglichkeit. Ich betrachte im Folgenden die Gruppe der Opfer und der Täterschaft sowie Margit Batthyány. Die getöteten Menschen werden – stets anonymisiert⁴ – mit «Juden», «Zwangsarbeiter» oder «Opfer» bezeichnet, selten mit «Tote», «Gefangene» oder «Ermordete». Die Bezeichnungen werden mit weiteren Beschreibungen verknüpft, einerseits mit der Nationalität («ungarische Juden») und mit der Anzahl («ein paar», «15», «180»), zumeist jedoch mit Attributen ihres Zustandes («arbeitsunfähig», «erschossen», «nackt», «halbverhungert») oder ihrer Tätigkeit («schufteten», «unter unmenschlichen Bedingungen leben»). In den Texten erfolgt die Benennung und Darstellung des Leidens der Juden komprimiert, indem mehrere Beschreibungen miteinander verknüpft werden («zweihundert halbverhungerte, als arbeitsunfähig eingestufte Juden», FAZ, 18.10.). Durch diese Komprimierung muss den Opfern in Texten kaum Raum gegeben werden. Die getöteten Juden bleiben im Diskurs unterrepräsentiert und werden damit marginalisiert. Über die Opfer des Massakers wird nur so viel gesagt, wie für deren Benennung nötig ist. Mit wenigen Ausnahmen (*Deutschlandradio*, 18.10.; *Kurier*, 21.10.; *Pressemitteilung RE.F.U.G.I.U.S.*, 24.10. und diese zitiert in *ORF-On*, 25.10.) wird an keiner Stelle auf die Notwendigkeit einer würdevollen Bestattung der getöteten Juden oder auf andere religiöse Bedürfnisse von Opfern und Angehörigen eingegangen.

Die Gruppenbezeichnung der Täterschaft erfolgt zumeist durch die an sich nicht mit Vernichtung in Verbindung stehende Bezeichnung «Gäste». Das Wort «Täter» wird deutlich weniger verwendet. In Textpassagen, die der Konstruktion des «Massakers als Party vergnügen» dienen, werden die Mörder als die «Gäste des Festes» bezeichnet («zur Unterhaltung der Gäste»). Die Personenbeschreibungen «Täter» oder «Verantwortliche» werden erst in Textpassagen der strafrechtlichen Aufarbeitung des Verbrechens verwendet («die Haupttäter wurden nie angeklagt»). Die häufige Benennung mit «Gäste» unterstützt sprachlich die Verbindung von Fest und Massaker und lenkt die Aufmerksamkeit nicht nur auf deren vermeintliche Gastgeberin, sondern auch auf das «Massaker als Partyvergnügen» in dessen Rahmen die Gäste zu Mord eingeladen werden. Betont werden der Alkoholkonsum («betrunken», «besoffen», «heiter gestimmt»), die Ausgelassenheit («fröhliches Weiterfeiern bis in den Morgen») und das Prahlens der Mörder nach der Tat («mit eigener Hand sechs oder sieben Juden erschlagen»). Namentlich als Täter genannt werden Franz Podezin und Joachim Oldenburg. Selten genannt werden die weiteren, teilweise freigesprochenen Angeklagten Stefan Beiglböck, Ludwig Groll, Josef Muralter, Eduard Nicka und Hildegard Stadler. Die restlichen der zu Mord eingeladenen Personen bleiben unbekannt.

Da nur wenige Namen von Opfern bekannt sind, ist die Anonymisierung nachvollziehbar. Es ist doch bemerkenswert, dass diese Ungewissheit in der Debatte kaum erwähnt wird.

Bei Margit Batthyány wird einerseits der Adelstitel (Gräfin), andererseits die Herkunft aus dem Haus Thyssen hervorgehoben. Sie wird mit der Metapher «*Gastgeberin der Hölle*»⁵ beschrieben. Durch Metaphern können neuartige und komplexe Phänomene in bekannte und einfache Zusammenhänge übertragen werden. Als bildliche Erläuterungen mit kognitivem Mehrwert dienen sie der Veranschaulichung, der Dramatisierung sowie der Über- und Untertreibung. Metaphern werden weitergesponnen und verknüpft und prägen Texte und Diskurse. (Böke/Niehr, Diskursanalyse unter linguistischer Perspektive, 2006: 330) Die Metapher verpackt Batthyány in zwei allgemein bekannte Begriffe: Die «Gastgeberin» als eine Person, die andere Personen zu einer Tätigkeit einlädt («*trinken*», «*tanzen*», «*mordend*», die «Hölle» als Ort, an den nur wenige gerne eingeladen werden («*Nazifest*», «*Massaker*»). Indem Batthyány von einigen Medien in Folge als die Auftraggeberin des Massakers geführt wird, entfaltet die Metapher ihre Wirkung: «*Thyssen-Gräfin liess auf Nazi-Party 200 Juden erschossen*», (*Bild*, 19.10., Hervorhebungen G.M.).

(c) Der Deutungsvorschlag vom «Massaker als Partyvergnügen» wird nicht explizit durch Argumente konstruiert und begründet, sondern vor allem durch Prädikation (bspw. Benennung als «*Mitternachtseinlage*») und Beschreibungen des Kontextes (Überbetonung des Festes) in den Diskurs gestellt. Von grosser Bedeutung für die Konstruktion ist es, den Massenmord ausserhalb des historischen Kontextes der Todesmärsche darzustellen. Zumeist wird von den «*Zwangsarbeitern*» beim Südostwallbau gesprochen, nur in Ausnahmen wird jedoch erwähnt, dass Tausende der am Bau Beteiligten ermordet wurden. Sogar die erschreckende Schätzung von bis zu 24.000 1944/45 im österreichischen Raum ermordeten Zwangsarbeiter bleibt unerwähnt, (vgl. Szita, Verschleppt, verhungert, vernichtet, 1999: 242) Die quantitative Analyse von Schlüsselwörtern zeigt nicht nur die Schwerpunktesetzung im Diskurs, sondern auch die geringe Relevanz, die den Todesmärschen im Kontext des Massakers von Rechnitz beigemessen wird. Die Wörter «*Todesmarsch*» und «*-märsche*» werden in 63 Texten lediglich drei mal genannt – «*Fest*», «*Feier*» und «*Party*» findet sich hingegen an 397 Stellen. Aus dem Kontext der Todesmärsche gerissen, wird es zu einem isolierten und einzigartigen Verbrechen herabgesetzt und in Verbindung mit bewahrenden Argumenten zu einem «Massaker als Partyvergnügen». Es gibt zahlreiche bewahrende und demontierende Strategien. Ich nenne im Folgenden je zwei sowie eine universell einsetzbare Strategie, die in der Debatte verwendet werden.

Ein Argument der Bewahrung ist es, das Massaker im Kontext der chaotischen Zustände vor dem Einmarsch der «Roten Armee» mit einer «*Art Endzeitstimmung*» zu beschreiben: «[...] dieses allgemeine Chaos, das eingetreten ist, muss zu einer Art overkill von Endzeitstimmung geführt haben, dass es eigentlich egal war was man tut.»

⁵ Eingeführt von der FAZ, 18.10. Metapher steht im Diskurs auch für den Artikel eben dieses Mediums.

(Eduard Erne, *Deutschlandradio*, 18.10.) Die chaotischen Umstände können in Folge mit Alkoholexzessen in Verbindung gebracht werden: «*In der Untergangsstimmung vor Kriegsende habe es durchaus Fälle gegeben, wo, diese Leute, die nun das Ende vor Augen hatten noch ausgiebig gefeiert haben [...] Gleichzeitig existiere eine grosse Anzahl von Beispielen dafür, «dass Trinkgelage – auch in der Zeit vor Kriegsende – durchaus in Verbindung gestanden haben mit Massenerschiessungen».* (Stefan Klemp, *Deutschlandradio*, 19.10.; vgl. auch *Bsat*, 29.10.) Dieses Argument wird nicht direkt auf das «Massaker als Partyvergnügen» bezogen, sondern ist als Antwort auf Zweifel zu verstehen, ob das Massaker von Rechnitz denn überhaupt stattgefunden hat: «*Dieser Fall ist nicht bekannt [...]»* (Wolfgang Benz, *Deutschlandfunk*, 18.10.). Die bewahrende Funktion zeigt sich bspw. in folgendem Zitat durch die Übernahme der Benennung des Festes: «*In den letzten Kriegstagen von 1945 feierten NS-Schergen ein makabres Endzeitstimmungsfest [...] ermordeten ‚zur zusätzlichen Unterhaltung‘ 200 ungarische Juden [...].»* (Österreich, 19.10.)

Ein zweites bewahrendes Argument ist der späte Zeitpunkt des Massakers, wobei «spät» in diesem Fall auf die nächtliche Uhrzeit bezogen wird. In diesem Sinne seien die Menschen «aufgespart» worden, um mit deren Ermordung als Mitternachtseinlage die Gäste zu unterhalten. Das Argument geht auf David R.L. Litchfield und dessen Quelle Josef Hotwagner zurück. «*So hat er [Hotwagner, G.M.] herausgefunden, dass arbeitsunfähige ungarische Juden, die sonst an Ort und Stelle erschossen wurden, mit dem Zug nach Rechnitz transportiert wurden. [...] Der überwältigende Beweis, dass dies zur Unterhaltung geschah, liegt für mich [Litchfield, G.M.] darin, dass entschieden wurde, diese Leute mitten in der Nacht zu töten. [...] Ich sehe also wirklich keinen anderen Grund ausser dem, dass es zur Unterhaltung diene.»* (*hr-Fernsehen*, 11.11.)

Demontierende Strategien beruhen einerseits auf dem Hinweis auf zahlreiche andere Verbrechen zu dieser Zeit, andererseits auf der Erwähnung eines dem Massaker zu Grunde liegenden Befehls, der mit einem Anruf gegen 23 Uhr das Fest erreicht haben soll.

Der Hinweis auf andere Verbrechen zielt auf das Aufzeigen der damals gängigen Praxis ab, geh- und arbeitsunfähige Häftlinge zu ermorden. «*Es war unbestritten ein Massenmord, aber nicht aus einer Partylaune heraus. Überall wurden damals Marschunfähige umgebracht.»* (Winfried Garscha, *Der Spiegel*, 43/07) «*Wenn man den Artikel in der FAZ lese, habe man den Eindruck, dass die ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter aus einer Partylaune heraus erschossen wurden – einfach um den Gästen ein Spektakel zu bieten, sagte Eva Holpfer. In Wirklichkeit sei es so gewesen, – und das gehe auch aus den Gerichtsakten hervor – dass es schon als die total erschöpften und geschwächten Zwangsarbeiter nach Rechnitz kamen, beschlossene Sache war, sie zu ermorden.»* (*ORF-On*, 4.11.) Als Konsequenz ist das Massaker von Rechnitz nicht isoliert, als eigenständiges Verbrechen betrachtbar. Die Deutung eines «Massakers als Partyvergnügen» erscheint in der Folge fragwürdig. Der beim Fest eingehende Anruf von Unbekannt an Franz Podezin, wird von Eduard Erne (*FAZ*, 26.10.) als Argument in die Debatte eingeführt. Er wird eingesetzt, um auf einen das Massaker auslösenden Befehl hinzuwei-

sen: «Aber der Anruf lässt vermuten, dass das Massaker nicht aus einer Partylaune entstand, sondern angeordnet wurde.» (FAZ, 26.10.)

Eine weitere demontierende Strategie ist es, der Deutung die Wissenschaftlichkeit abzusprechen. David R.L. Litchfield sei kein Historiker, lege keinerlei Beweise für seine Darstellung vor und beziehe sich auf eine einzige Quelle – einen damals achtjährigen Ortsbewohner. Ausserdem seien seine Erkenntnisse nicht neu. Die Strategie zielt auf die Untergrabung der Autorität des Sprechers, (vgl. *Deutschlandfunk*, 18.10.; *Stern*, 24. 10.; *Die Zeit*, 25.10.; *3sat*, 29.10.; *hr-Fernsehen*, 11.11.)

Um die eigene Position zu stärken, verweisen mediale Akteure auf Autoritäten. Im untersuchten Fall beziehen sich Sprechende insbesondere auf Eduard Erne, Eva Holpfer und Stefan Klemp. Erne erhält Autorität durch seine dokumentarische Arbeit für den Film «Totschweigen», Holpfer durch ihre wissenschaftlichen Publikationen und Klemp durch die Institution, für die er spricht – das Simon Wiesenthal Center. Die Aussagen dieser Autoritäten werden je nach Bedarf selektiv eingesetzt und können demnach sowohl konstruktiv als auch demontierend verwendet werden. Ein Beispiel ist die Aussage Ernes: «*Ich würde sogar noch viel weiter gehen als Herr Litchfield in seinem Artikel [...]*» (*Deutschlandradio*, 18.10.). Auch wenn diese Aussage auf die Kollaboration der Thyssens mit dem nationalsozialistischen Regime bezogen war, wirkt sie bei entsprechender Kontextualisierung stärkend für die Deutung des «Massakers als Partyvergnügen», (vgl. *FAZ*, 23.10.; hier: «*[...] um ‚zum Spass‘ Juden zu erschiessen [...] Vorwürfe seien eher noch zurückhaltend formuliert*»)

(d) Ohne den Beiträgern das aufrichtige Interesse an Aufklärung und kollektiver Erinnerung des Massakers von Rechnitz abzusprechen, sind weitere persönliche, institutionelle und wirtschaftliche Umstände zu beachten, aus denen heraus Aussagen getätigt werden.

Medien berichten zum einen für ihre Leser und Hörer und verkaufen durch Zeitungen und Abonnements die Nachricht vom «Massaker als Partyvergnügen» als Ware. Um für die Leser- und Hörschaft attraktiv zu sein und profitabel verkauft werden zu können, sollte eine Nachricht einen möglichst hohen Nachrichtenwert aufweisen. In der Nachrichtenwertforschung werden Qualitäten (news values) formuliert, die eine verkaufsfähige Nachrichtenmeldung enthalten sollte. Der hohe Wert der Meldung vom «Massaker als Partyvergnügen» zeigt sich beispielsweise beim Einpassen in die von Hetherington formulierten Qualitätskriterien: Signifikanz (Betroffenheit und Relevanz, Gräber noch immer gesucht), Drama (Endzeitstimmungsfest), Überraschung (Batthyány eine Mörderin?), Persönlichkeiten (Thyssens, ehem. FPÖ-Landesparteiobmann Nicka), Sex (orgiastische Feier), Skandal (Verstrickung der Thyssens, Schweigen der Bevölkerung, Unwille der Justiz), Verbrechen und Kriminalität, Zahlen/Grössenordnung (200 Opfer in einer Nacht) und Nähe (Leserschaft im Spannungsfeld zwischen Opfer- und Tätergesellschaft). (News, Newspaper and Television, 1985, zit. n. Richardson, Analy-

sing Newspapers, 2007: 91) Zweitens sind Medien in hohem Masse Werbeträger. Indem sie einen grossen Teil der Einnahmen durch der jeweiligen Zielgruppe entsprechenden Werbung erwirtschaften, wird die LeserInnen- und Hörerschaft eines Mediums selbst zur Ware, die an Werbekundschaft verkauft wird. Um die Leserschaft mittel- und langfristig nicht als Ware zu verlieren, müssen Medien eine mehr oder weniger objektive, der Blattlinie oder Ideologie entsprechende Berichterstattung forcieren. Diese kann durch das Einbinden der verschiedentlich positionierten Autoritäten eines Diskurses erfolgen. Die Autoritäten benutzen die Medien einerseits als Konsumenten von Information und andererseits als wichtiges Mittel, um eigene Standpunkte öffentlich zu machen. (Ferree/Gerhards/Gamson/Rucht, *Shaping Abortion Discourse*, 2002: 10). Medien sind damit der Ort, an dem der Kampf um die legitime Deutung des Massakers von Rechnitz ausgetragen wird. Ich umreisse nun beispielgebend Standpunkte von drei Akteuren, namentlich Litchfield, den kritisierenden Historikern als Vertreter der Wissenschaft und der «NGO» RE.F.U.G.I.U.S. als Institution:

Litchfields englisches Buch *«verkaufte sich gut, hatte aber keine besondere Aufregung in den Medien oder öffentliche Kontroversen zur Folge.»* (Litchfield, *Die Thyssen-Dynastie*, 2008: 562) Wollte der Autor mit seiner Darstellung – die *NZZ online* nannte es eine *«verschärfte Gangart»* (20.10.) – nun eine Kontroverse provozieren? Auch wenn sich das Buch nur auf wenigen Seiten mit dem Massaker von Rechnitz befasst, scheint das «Massaker als Partyvergügen» dessen Marketingstrategie zu sein. Die ein Jahr später erfolgte deutsche Veröffentlichung des Buches kann als Folge des durch die Kontroverse gestiegenen Interesses seitens des deutschen Marktes gesehen werden, der Litchfield nach eigenen Angaben zuvor 24 mal ablehnte. (Litchfield, *Die Thyssen-Dynastie*, 2008: 561)

Bei etablierten Holocaust-Forschern hingegen sorgt nicht nur Litchfields Arbeitsweise für Aufsehen, sondern wohl auch dessen plötzliche Bekanntheit und der kommerzielle Erfolg eines bis dahin unbekanntem Autors in einer von ihnen dominierten Sphäre. Die traditionelle Holocaust-Forschung hält an der Analyse der Entstehung und Auswirkungen des Massenmordes fest. Aus Pietätsgründen und um nicht dem Vorwurf der «Effekthascherei» ausgesetzt zu werden, wird das Mordgeschehen selbst nur aus der Ferne geschildert. Das Tabu, die suggestive Wucht des Furchtbaren einzusetzen, wird nur selten gebrochen, (wie z.B. durch Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker*, 1996; vgl. Herbert, *Nationalsozialistische Vernichtungspolitik*, 1998: 10)

RE.F.U.G.I.U.S. als mit dem Thema befasste zivilgesellschaftliche Vereinigung bemüht sich um eine differenzierte Betrachtung. Als Instanz der Erinnerung spricht sie für die im Diskurs marginalisierten Opfer sowie die kollektiv des Verschweigens und Verdrängens beschuldigte Rechnitzer Bevölkerung. Die Initiative kann die gestiegene Aufmerksamkeit aber auch nützen, um nicht mit dem Massaker in Verbindung stehende Inhalte zu transportieren. (*«Verein RE.F.U.G.I.U.S. fordert humane Asylpolitik»*, Pressemitteilung, 24.10.)

(e) Die Verstärkung oder Abschwächung der These vom «Massaker als Partyvergnügen» durch Sprechende erfolgt durch die selektive Auswahl der Darstellungsform. Die Aussagen «zur Unterhaltung der Gäste» oder «zu Mord einladen» kann unhinterfragt zitiert, paraphrasiert, re-interpretiert, kommentiert, negiert oder weggelassen werden; die Wortwahl beispielsweise aus folgenden, mehr oder weniger intensiven Benennungen erfolgen: «Gefolgsschaftsfest» / «Mordfest», «Massaker» / «Mitternachtseinlage», «ermorden» / «abschlachten», «zusätzliche Unterhaltung» / «Kick». Milderung erfolgt insbesondere durch das Setzen von Anführungszeichen, Kommentaren wie «angeblich» oder der Verwendung des Konjunktivs. Die Grenze der Milderung liegt bei Aussagen wie «im Zuge eines Festes». Im Diskurs werden gegen Margit Batthyány unterschiedliche Vorwürfe artikuliert: Sie habe selbst geschossen; die Initiative zum Massaker gegeben; dem Morden als Zuschauerin beigewohnt; den Haupttätern die Flucht ermöglicht oder eine ideologische Nähe zum Nationalsozialismus gehabt. Diese Vorwürfe können intensiv oder abgemildert vorgebracht werden («sogar» eine Mörderin oder «nur» eine Nazi-Sympathisantin?). Der Verdacht, sie habe selbst geschossen, ist für die Konstruktion des Deutungsvorschlages gravierend. Als Zivilperson ist Batthyány keiner militärischen Befehlsgewalt unterstanden und es wird nahegelegt, dass sie gemeinsam mit den anderen Tätern in Partylaune zum Morden das Fest verliess.

Eine weitere Strategie der Intensivierung oder Milderung bedient sich der Quantifizierung durch Zahlenangaben. Um die Intensität eines Verbrechens darzustellen, scheinen in Diskursen zu Völkermord «Zahlenspiele» mit Opfern typisch zu sein. Bei Texten zu Rechnitz finden sich zumeist folgende drei Zahlenangaben: Opferzahl: 170-200, Zwangsarbeiter im Keller des Schlosses: 300-600⁶, Zahl der Täter: 10-16⁷.

NACHHALTIGKEIT DER DEBATTE

In Texten zu Rechnitz wird auf das «Massaker als Partyvergnügen» allgemein durch Ausdrücke des Vergnügens wie «Unterhaltung», «Spass», «Mitternachtseinlage», «zu Mord einladen», etc. hingewiesen. Mit der Kreativität der Medien sind klarerweise zahlreiche Benennungen möglich. Nur einige konnte ich oben beispielhaft nennen. Die Debatte hat die Berichterstattung über Rechnitz nachhaltig verändert. Die Deutung geht aus der öffentlichen Debatte weder als institutionalisiert hervor, noch wird sie kollektiv abgelehnt. Es gibt in der Folge Texte, welche die Deutung eines «Massakers als Partyver-

⁶ Die Angabe von 300 Personen erfolgt durch Stefan Klemp. 600 werden bei David R.L. Litchfield und in zahlreichen weiteren Texten genannt.

⁷ 10 Personen (incl. Podezin) laut Ermittlung der Staatsanwaltschaft (vgl. Holpfer 1998); 16 Personen bei Litchfield und den meisten anderen Texten, Lappin (2009) geht von 15-16 Personen aus.

gnügen» ablehnen bzw. bewahren und auch Texte, welche die Deutung nach wie vor aktiv diskutieren.

Bewahrung zeigt sich etwa in der Berichterstattung über Elfriede Jelineks «Rechnitz (Der Würgeengel)». Der Regisseur des Stückes, Jossie Wieler, meint, in dem Stück gehe es «[...] nicht um die dokumentarische Darstellung eines Massakers, sondern es geht um das Berichten darüber, [...] es geht um das Sprechen, Heute – das heutige Sprechen über Geschichte (Radio Ö1, 23.11.2008) Die Berichterstattung des *Profil* zeigt hier beispielhaft, wie das heutige Sprechen über Geschichte in Folge der Debatte realisiert werden kann. Als die Aufführung des Stückes im Juni 2008 bekannt wurde, berichtet das Blatt wie folgt: «Kurz vor Ende des NS-Regimes wurden während einer Party auf dem burgenländischen Schloss Rechnitz zur **Unterhaltung der Gäste** 180 jüdische Zwangsarbeiter erschossen.» (26/08, Hervorhebung G.M.) Nach der Uraufführung Ende November 2008 erfährt die Leserschaft: «Für die geladenen SS-Offiziere und Gestapo-Führer hatte die ‚Gastgeberin der Hölle‘ [...] eine **besondere Überraschung** parat: NS-Schergen **durften – quasi als Mitternachtseinlage – in einer Scheune auf 200 nackte und halb verhüngerte jüdische Zwangsarbeiter schießen.**» (49/08, Hervorhebungen G.M.) Das Nachrichtenmagazin ist hinsichtlich der Wortwahl keine Ausnahme (z.B. *FAZ online*, 30.11.2008 oder *Salzburger Nachrichten*, 1.12.2008), doch muss gesagt werden, dass in der Mehrzahl der Würgeengel-Texte das «Massaker als Partyvergnügen» abgelehnt wird.

Die aktive Diskussion und nicht institutionalisierte Ablehnung des «Massaker als Partyvergnügen» hingegen zeigten sich beispielsweise in der *Presse* (30.11.2008), welche die Frage stellt: «*War es der perverse Gipfel einer apokalyptischen Fete, ein Massenmord als Partyspass?*» Die Frage wird nur indirekt beantwortet (Strategie: fehlende Beweise). Das Massaker von Rechnitz wird zwar in ein Gesamtbild (Strategie: Hinweis auf andere Verbrechen) eingepasst, doch als «*einzigartig*» hervorgehoben: «*200 Opfer in einer Nacht*». Im Gesamtbild – möchte man diese Argumentation fortsetzen (Zahlen-spiel!) – ist Rechnitz aber keineswegs einzigartig. Auch am Präbichl kam es zu einem Massaker an 200-250 jüdischen Zwangsarbeiter. Der «Volkssturm» ermordete sie in einer halben oder dreiviertel Stunde. (Lappin, Das Massaker an ungarischen Juden am Präbichl, 2003: 38; Halbrainer, Wissenschaftliches Dossier zum Massaker am Präbichl, 2003: 32) Einige markante Gewaltverbrechen zu Kriegsende auf dem heutigen Gebiet der Republik Österreich sind untersucht: z.B. Strem (40 Opfer), Engerau (100 Opfer); Persenbeug (223 Opfer), Stein (229 Opfer) und Deutsch Schützen (60-80 Opfer). (Hansisch, NS-Gewaltverbrechen, 2006: 232) Das Massaker von Rechnitz kann im Kontext dieser Endphasenverbrechen also keineswegs als einzigartiges Verbrechen betrachtet werden, wo ein paar Betrunkene auf die Idee kamen, sich einen mörderischen «Spas» zu erlauben.

ALTERNATIVER DEUTUNGSVORSCHLAG

Welche alternativen Erklärungsansätze können angeboten werden, wenn das Massaker von Rechnitz nicht aus einer Partylaune heraus entstanden sein soll? Mit einer monokausalen Erklärung ist es unmöglich zu beschreiben, welche Motive für die Täter von Rechnitz ausschlaggebend für die Ermordungen waren. Selbst differenzierte Betrachtungsweisen lassen eine Erklärung für das Verhalten der Täterschaft bei Todesmarschverbrechen im Allgemeinen nur erahnen (siehe Beitrag von Walter Manoschek in diesem Band).

Mit Sicherheit waren die im Zuge der Todesmärsche verübten Verbrechen keine neue Form der «Endlösung der Judenfrage», wie Goldhagen (Hitlers willige Vollstrecker, 1996) behauptet. Dagegen spricht, dass auch nicht-jüdische Häftlinge Opfer der Selektionen wurden und parallel zu den Ermordungen tausende jüdische Häftlinge in den letzten Kriegstagen frei kamen. (Blatman, Die Todesmärsche, 1998: 1085f.; Hammermann, Die Todesmärsche aus den Konzentrationslagern 1944/45, 2006: 141). Von Seiten der Verantwortlichen für die «Judenfrage» erging kein allgemeingültiger Befehl zur Ermordung der Häftlinge. (Blatman, Die Todesmärsche, 1998: 1066) Die nationalsozialistischen Machthaber waren andererseits jedoch nicht gewillt, die Menschen in die Hände der siegreichen Gegner fallen zu lassen. (Kolb, Die letzte Kriegsphase, 1998: 1128) Der von Himmler Ende März 1945 ausgegebene Befehl zum «ordentlichen Rückzug» der Zwangsarbeiter vor der «Roten Armee» Richtung Westen konnte und sollte möglicherweise willkürlich verstanden werden. (Halbrainer, Wissenschaftliches Dossier zum Massaker am Präbichl, 2003: 32) Die steirische Gauleitung befahl die Erschießung von «unheilbar Kranken», um eine Flecktyphusepidemie zu bekämpfen. (Lappin, Das Massaker von Rechnitz im zeitgeschichtlichen Kontext, 2009) Ob dem Massaker von Rechnitz dieser oder andere Befehle zu Grunde lagen, konnte im Strafverfahren nicht zweifelsfrei festgestellt werden, doch soll es «im eigenen Wirkungskreise» Podszins durchgeführt worden sein. (Holpfer, Das Massaker an ungarischjüdischen Zwangsarbeitern, 1998) Ende März 1945 hatten sich die vertikalen Befehlsstrukturen ohnehin aufgelöst, was zu Eigeninitiative und erweiterten Machtbefugnissen auch der unteren Dienstgrade führte.

«Die nahezu unkontrolliert agierenden Sonderbehörden wie die SS-Angehörigen vor Ort handelten ohne detaillierte Weisungen der Dienststellen gleichsam in vorauseilendem Gehorsam.» (Hammermann, Die Todesmärsche aus den Konzentrationslagern 1944/45, 2006:139)

Durch die Auflösung einer scheinbar noch existierenden Ordnung brach kollektive Panik aus, welche die Angst vor den durch Propaganda definierten Feindbildern nährte. Dazu zählten insbesondere die herannahende Sowjetarmee wie auch das für die Niederlage Deutschlands verantwortliche gemachte «Weltjudentum». (Hanisch, NS-Gewaltverbrechen, 2006: 233) Im Umfeld eines dumpfen Klimas der Brutalität, erheblichen

Gruppendrucks und Alkoholexzessen, verbunden mit einer fortschreitenden Abstumpfung gegenüber Gewalttaten jeder Form, entluden sich angesichts der sich abzeichnenden Niederlage Machtgefühle, Wut, Frustration, Überforderung und Angst vor der eigenen Verhaftung in einer Art «Ventilfunktion» gegenüber den als «Feinde» definierten Menschen. (Herbert, Nationalsozialistische Vernichtungspolitik, 1998: 29f.) Anstelle der «Freudenmasse» und «Hetzmeute» der Pogrome 1938 trat in der letzten Kriegsphase 1945 die «Angst- und Panikmasse.» (Hanisch, NS-Gewaltverbrechen, 2006: 233)

«Unabhängig von ihrer – retrospektiv kaum noch feststellbaren – individuellen Motivation lebten die Menschen in einem Kontext, in dem die Vertreibung oder auch Ausrottung ganzer Völker öffentlich diskutiert, die Bereitschaft zu Brutalität und Fanatismus überall gefordert und das Handeln der einzelnen historisch und politisch legitimiert wurde.» (Herbert, Nationalsozialistische Vernichtungspolitik, 1998:30)

Die nahe liegende Verbindung des Massakers von Rechnitz mit Pier Paolo Pasolinis Film «Die 120 Tage von Sodom» (Saló o le 120 giornate di Sodoma, 1975) wird im Diskurs nur an einer Stelle gewagt: «[...] die an den Marquis de Sade erinnernde Nazi-Abschiedsparty [...]» (Der Standard, 19.10.) In diesem Film siedelt Pasolini die Szenerie seiner Interpretation von Marquis de Sades Werk «Les 120 Journées de Sodome ou LEcole du Libertinage» in der untergehenden faschistischen Republik von Salo an und zeichnet ein rituelles Szenario der Gewalt nach, dass die Steigerung von Demütigung über Vergewaltigung bis hin zu Verstümmlung und Mord beinhaltet. (Naumann, Philosophie des Verbrechens, 2006: 27) Der Film kann als skandalöser, oft zensurierter Versuch betrachtet werden, die Auswüchse von Machtausübung und menschlicher Bedürfnisbefriedigung aufzuzeigen. Auch wenn die im Film dargestellte Orgie in einer «Art Endzeitstimmung» auf einem Schloss stattfindet, passt das im untersuchten Diskurs gezeichnete Bild der Zwangsarbeiter («arbeitsunfähig», «halb verhungert») trotz gewissen Parallelitäten nicht in die von Pasolini gezeichnete Szenerie von erschreckenden, bis ins letzte Detail durchgeplanten sexuellen Handlungen.

Aussagen, welche lachende, sich am Mord scheinbar erfreuende Täter beschreiben, sind keine Seltenheit, (z.B. bei Zedler, Spazierenführen bedeutet Tod, 2006: 187) Es mag möglich sein, dass im Kontext der Endphase die persönliche Schuld und Ausweglosigkeit mit scheinbarem oder tatsächlichem Vergnügen ausgedrückt und gerechtfertigt wird. Ohne Miteinbeziehung des historischen und gesellschaftspolitischen Kontextes, der bestimmt, was an einem Ort zu einer bestimmten Zeit als Vergnügen angesehen werden kann, ist die Deutung eines «Massaker als Partyvergnügen» irreführend. Die zynische Annahme, dem Massaker von Rechnitz liege eine lustig gemeinte Mitternachtseinlage zugrunde, ist der Getöteten nicht nur unwürdig, sondern geradezu eine Verhöhnung der Opfer, der Angehörigen und der Überlebenden des Holocaust.

SCHLUSSBEMERKUNG

Die Deutung eines «Massakers als Partyvergnügen» könnte als ein wichtiger und interessanter Versuch betrachtet werden, die Grausamkeit der Endphase des nationalsozialistischen Regimes darzustellen. Durch die öffentliche Debatte ist die Tragödie von Rechnitz einem breiten Publikum bekannt geworden. Es ist jedoch bemerkenswert, dass im öffentlichen Diskurs eine derart schockierend dargestellte Theorie notwendig ist, um beim Publikum das Interesse für die Vergangenheit zu wecken und Verarbeitungsprozesse einzuleiten. All jenen Menschen die erinnern und nicht vergessen wollen, könnte die Aufregung gelegen kommen, wenn das Drama von Rechnitz als ein «Massaker als Partyvergnügen» transportiert, einer breiten Öffentlichkeit bekannt wird. Je mehr Menschen davon wissen, desto besser für alle, die erinnern wollen.

Für all jene Menschen, die die Vergangenheit nicht ruhen lassen, sondern daraus lernen und erinnern wollen, sollte es jedoch ein Anliegen sein, wie erinnert wird und wie die breite Öffentlichkeit informiert wird. Lässt die Annahme eines zur Unterhaltung von Festgästen durchgeführten Massakers nicht das Ausmass von diesem und anderen nationalsozialistischen Verbrechen vergessen?

Der hier dargestellte Diskurs brachte Forderungen an die Öffentlichkeit hervor: Der Staat Österreich solle sich um Aufarbeitung bemühen oder die Familie Thyssen sollte zu ihrer Vergangenheit Stellung beziehen. Ich fordere Medienakteure auf, das Massaker von Rechnitz nicht isoliert, als einzigartiges Verbrechen zu beschreiben, sondern im Kontext von Todesmarsch- und Endphasenverbrechen darzustellen.

DETAILANGABEN ZITIERTER MEDIENQUELLEN

2.7.1948:

Freies Burgenland: «Gräfliches Tanzfest mit Massenmord. Die Rechnitzer Judenmörder auf der Anklagebank», zit. n. www.kreuzstadl.net: Pressespiegel (http://www.kreuzstadl.net/downloads/pressespiegel_1948_51.pdf [Stand aller Internetquellen: 14.12.2008])

22.3.1995:

Burgenländische Volkszeitung: «Ein Massenmord, (k)ein Grab», zit. n. Pressespiegel (http://www.kreuzstadl.net/downloads/pressespiegel_1995_06.pdf)

7.10.2007:

The Independent online: «Tie killer countess; The dark past of Baron Heinrich Thyssens daughter» (<http://www.independent.co.uk/news/people/profiles/the-killer-countess-the-dark-past-of-baron-heinrich-thyssens-daughter-395976.html>)

18.10.2007:

Deutschlandfunk: «Lauter ‚Geraune und Hörensagen‘»: Interview mit Wolfgang Benz (<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/kulturheute/682854>)

Deutschlandradio: «Ein Massaker als Partyspass. 1945 wurden bei einem Fest 180 Juden erschossen»: Interview mit Eduard Erne (<http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/fazit/682833>)

Die Presse: «NS-Zeit: Juden-Massaker als privater Blutausch», 11

Frankfurter Allgemeine Zeitung: «Massaker von Rechnitz – Die Gastgeberin der Hölle», 37

19.10.2007:

Berliner Kurier online: «Das Nazi-Geheimnis der Familie Thyssen» (<https://www.berlinonline.de/berliner-kurier/archiv/.bin/dump.fcgi/2007/1019/politiknachrichten/0004/index.html>)

Bild online: «Thyssen-Gräfin liess auf Nazi-Party 200 Juden erschliessen» (<http://www.bild.de/BTO/news/2007/10/19/thyssen-graefin-party/200-juden-erschliessung.html>)

Der Standard: «Irgendwo in der Erde von Rechnitz», 10

Deutschlandradio: «Die ganze Geschichte noch einmal neu aufrollen»: Interview mit Stefan Klemp (<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/kulturheute/683339>)

Österreich: «Das dunkle Familien-Geheimnis der Francesca Habsburg», 10-11

19.10.2007:

Kurier (Burgenland Ressort): «Die Erschiessung von 200 Juden als Höhepunkt eines Festes», 11

Neue Zürcher Zeitung online: «Die Mordnacht von Rechnitz»

(http://www.nzz.ch/nachrichten/kukur/aktuell/die_mordnacht_von_rechnitz_1.571985.html)

20.10.2007:

Kurier (Burgenland Ressort): «Es wäre wichtig, die Grabstellen zu finden», 15

21.10.2007:

Der Spiegel 43/07: «Massenmord als Partygag?» 22

22.10.2007:

Frankfurter Allgemeine Zeitung: «Beispiel der Banalität des Bösen», 46

24.10.2007:

Pressemitteilung RE.F.U.G.I.U.S.: «Das Massaker beim Kreuzstadl in Rechnitz als Spielball des internationalen Medieninteresses – Verein RE.F.U.G.I.U.S. fordert humane Asylpolitik»

(http://www.refugius.at/downloads/refugius_pa.pdf)

Stern online: «Zwei Tage Ruhm für die Schockerthese» (<http://www.stern.de/politik/historie/:Massaker-Vorw%FCrfe-Zwei-Tage-Ruhm-Schockerthese/600858.html>)

25.10.2007:

Die Zeit: «Der Mord von Rechnitz», 57

ORF online: «RE.F.U.G.I.U.S.: Enthüllungen' längst bekannt» (<http://oesterreich.orf.at/burgenland/stories/231165>)

26. 10.2007:

Frankfurter Allgemeine Zeitung: «Die Köchin sah die Mörder tanzen»: Interview mit Eduard Erne, 46

29.10.2007:

3sat: «Grausames Massaker. Der ‚Fall Rechnitz‘ zur Tötung jüdischer Zwangsarbeiter wird neu aufgerollt»: Interview mit Stefan Klemp (<http://www.3sat.de/kulturzeit/themen/114936/index.html>)

4.11.2007:

ORF online: «Die Rolle der Schlossherrin beim Massaker» (<http://burgenland.orf.at/magazin/im-land/thema/stories/233068>)

11.11.2007:

hr-Fernsehen: «Englischer Autor entfacht deutsche Aufarbeitungs-Debatte»: (http://www.daserste.de/ttt/beitrag_dyn-uid_ilumb56xsowz67dk-cm.asp)

23.6.2008:

Profil 26/08: «Brutaler Botenbericht», 104

24.11.2008

Radio Öl: «Spezialist für Elfriede Jelinek»: Interview mit Jossie Wieler, (<http://oel.orf.at/highlights/129573.html>)

30.11.2008

Frankfurter Allgemeine Zeitung online: «Fünfzehn treffen, fünf öffnen» (<http://www.faz.net/s/Rub4D7EDEF6A6BB3438E85981C05ED63D788/Doc-ED6DFBFF4199D4FB0BF6C83966D75FA5B-ATpl-Ecommon-Scontent.html>)

1.12.2008:

Die Presse: «Wie viel wusste die Gräfin Margit von Batthyány?», 27

Profil 49/08: «Quintett des Grauens», 109

Salzburger Nachrichten: «Feiern und Lust bis zum Exzess des Mordens», 9

LITERATUR

Beyer, Robert (2007): Hamburg schaut nach Tel Aviv – News Bias und Israelkritik in der Nahost-Berichterstattung der Tagesschau. Eine Inhaltsanalyse aus kommunikationswissenschaftlicher und linguistischer Perspektive, Magisterarbeit, Jena

Blatman, Daniel (1998): Die Todesmärsche. Entscheidungsträger, Mörder, Opfer, in: Ulrich, Herbert/Orth, Karin/Dieckmann, Christoph (Hrsg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager, Göttingen, 1063-1092

- Böke, Karin/Niehr, Thomas (2006): Diskursanalyse unter linguistischer Perspektive – am Beispiel des Migrationsdiskurses, in: Keller, Reiner (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis, 2. Auflage, Wiesbaden, 325-352
- Blublitz, Hannelore (2006): Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit, in: Keller, Reiner (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden, 2. Auflage, Wiesbaden, 227-262
- Ferree, Myra Marx/ Gerhards, Jürgen / Gamson, William A./ Rucht, Dieter (2002): Shaping Abortion Discourse. Democracy and the public sphere in Germany and the United States, Cambridge
- Goldhagen, Daniel Jonah (1996): Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin
- Halbrainer, Heimo (2003): Wissenschaftliches Dossier zum Massaker am Präbichl und zum Todesmarsch der ungarischen Juden durch die Steiermark, in: ARGE Jugend gegen Gewalt und Rassismus (Hrsg.): Spurensuche. Steirische Gedenkprojekte 1933-1945, Graz, 36-41
- Hammermann, Gabriele (2006): Die Todesmärsche aus den Konzentrationslagern 1944/45, in: Arendes, Cord/Wolfrum, Edgar/Zedler, Jörg (Hrsg.): Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkriegs, Göttingen, 122-148
- Hanisch, Ernst (2006): NS-Gewaltverbrechen gegen Kriegsende in Österreich, in: Arendes, Cord/Wolfrum, Edgar/Zedler, Jörg (Hrsg.): Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkriegs, Göttingen, 231-235
- Hanke, Christine (2004): Diskursanalyse zwischen Regelmässigkeiten und Ereignishaftem – am Beispiel der Rassenanthropologie um 1900, in: Keller, Reiner (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis, 2. Auflage, Wiesbaden, 97-117
- Herbert, Ulrich (Hrsg.) (1998): Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945: Neue Forschungen und Kontroversen, Frankfurt/Main
- Hetherington, Alastair (1985): News, Newspaper and Television, London
- Holpfer, Eva (1998): Das Massaker an ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern zu Kriegsende in Rechnitz (Burgenland) und seine gerichtliche Ahndung durch die österreichische Volksgerichtsbarkeit. Publiziert unter dem Titel «Il massacro di Rechnitz», in: Storia e Documenti. Nr. 6. Semestrle dell' Istituto Storico della Resistenza e dell' Età Contemporanea di Parma. Numero doppio 2001, 205-221
- Jäger, Siegfried (2006): Diskurs und Wissen. Theoretische Aspekte einer Kritischen Diskursanalyse, in: Keller, Reiner (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden, 2. Auflage, Wiesbaden, 83-114
- Keller, Reiner (2006): Wissenssoziologische Diskursanalyse, in: Keller, Reiner (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden, 2. Auflage, Wiesbaden, 83-114
- Kolb, Eberhard (1998): Die letzte Kriegsphase. Kommentierende Bemerkungen, in: Herbert, Ulrich/Orth, Karin/Dieckmann, Christoph (Hrsg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager, Göttingen, 1128-1140

- Lappin, Eleonore (2003): Das Massaker an ungarischen Juden am Präbichl, in: ARGE Jugend gegen Gewalt und Rassismus (Hrsg.): Spurensuche. Steirische Gedenkprojekte 1933-1945, Graz, 36-41
- Lappin, Eleonore (2009): Das Massaker von Rechnitz im zeitgeschichtlichen Kontext, in: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abteilung 7 (Hrsg.): Das Drama Südostwallbau am Beispiel Rechnitz. Taten, Daten, Fakten, Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung (in Druck)
- Litchfield, David R.L. (2006): *The Thyssen Art Macabre*, London
- Litchfield, David R.L. (2008): *Die Thyssen-Dynastie: Die Wahrheit hinter dem Mythos*, Oberhausen
- Meyer, Michael (2001): *Between theory, method, and politics: positioning the approaches to CDA*, in: Meyer, Michael/Wodak, Ruth (Hrsg.): *Methods of Critical Discourse Analysis*, London / Thousand Oaks/New Delhi, 14-31
- Meyer, Michael/Wodak, Ruth (Hrsg.) (2001): *Methods of Critical Discourse Analysis*, London / thousand Oaks/New Delhi
- Naumann, Kai (2006): Philosophie des Verbrechens. Der Mord an Pier Paolo Pasolini und sein letzter Film: Die 120 Tage von Sodom, in: *Kritische Ausgabe. Zeitschrift für Germanistik & Literatur*, Nr. 2006/2007
- Richardson, John E. (2007): *Analysing Newspapers: an approach from critical discourse analysis*, Basingstoke
- Schwab-Trapp, Michael (2006): Diskurs als soziologisches Konzept. Bausteine für eine soziologisch orientierte Diskursanalyse, in: Keller, Reiner (Hrsg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden*, 2. Auflage, Wiesbaden, 263-286
- Szita, Szabolcs (1999): Verschleppt, verhungert, vernichtet: die Deportation von ungarischen Juden auf das Gebiet des annektierten Österreich 1944-1945, Wien
- Reisigl, Martin/Wodak, Ruth (2001): *Discourse and discrimination: rhetorics of racism and anti-semitism*, London
- Wodak, Ruth (2001a): What CDA is about – a summary of its history, important concepts and its developments, in: Meyer, Michael/Wodak, Ruth (Hrsg.): *Methods of Critical Discourse Analysis*, London / Thousand Oaks/New Delhi, 1-13
- Wodak, Ruth (2001b): The discourse-historical approach, in: Meyer, Michael/Wodak, Ruth (Hrsg.): *Methods of Critical Discourse Analysis*. London /thousand Oaks/New Delhi, 63-94
- Zedler, Jörg (2006): «Spazierenführen bedeutet Tod». Die Wahrnehmung von Holocaust-Tätern in der Bundesrepublik Deutschland am Beispiel der Mauthausen-Prozesse, in: Arendes, Cord/Wolfrum, Edgar/Zedler, Jörg (Hrsg.): *Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkriegs*, Göttingen, 183-220

Autoren und Autorinnen

Johannes Daniel Binder, geb. 1981, Studium der Politikwissenschaft an der Universität Wien und Tel Aviv; freischaffender Dokumentarfilmer, Kameramann und Cutter. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Antisemitismus- und Holocaustforschung sowie Israel und der Nahe Osten.

Rainer Bockberger, geb. 1974, Studium der Politikwissenschaft an der Universität Wien.

Andreas Forster, geb. 1980, Ing. für Wirtschaftsingenieurwesen, Studium der Politikwissenschaft an der Universität Wien (Mag.), Doktoratsstudium der Politikwissenschaft (Dissertationsthema: Österreichischer Föderalismus).

Georg Gangl, geb. 1985, Studium der Politik- und Sprachwissenschaft an der Universität Wien. Diplomarbeit über wissenschaftstheoretische Grundlagen der Sozialwissenschaft.

Katrin Gleirscher, geb. 1984, Studium der Politikwissenschaft und Theater-, Film-, und Medienwissenschaft an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Gender Studies, Filmwissenschaft, Medientheorie, Rassismus, Antisemitismus und Erinnerungspolitik.

Elfriede Jelinek, geb. 1946, Literaturnobelpreisträgerin 2004, lebt in München und Wien. 2008 erschien das Theaterstück «Rechnitz (Der Würgeengel)»; es wurde im November 2008 unter der Regie von Jossi Wieler an den Münchner Kammerspielen uraufgeführt.

Johanna Jiraneck, geb. 1985, Studium der Politikwissenschaft und Vergleichenden Literaturwissenschaft an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Literatur und Film, Interkulturelles Schreiben, Gender Studies, Österreichische Vergangenheits- und Erinnerungspolitik.

Johannes Kramer, geb. 1982, BA-Studiengang Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie Studium der Politikwissenschaft an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Vergangenheitspolitik, Antisemitismusforschung, linke Theorie und Debatte. Diplomarbeit über Antisemitismus- und Rassismuskritik in der politischen Bildung.

Walter Manoschek, geb. 1957, ao. Univ. Professor für Politikwissenschaft am Institut für Staatswissenschaft der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Nationalsozialismus, Holocaust, Vergangenheitspolitik. Letzte Buchpublikation: The Discursive Con-

struction of Memory, Remembering the Wehrmacht's War of Annihilation, Palgrave, Basingstoke 2008 (gemeinsam mit Hannes Heer/Alexander Pollak/ Ruth Wodak).

Gunnar Mertz, geb. 1983, Studium der Politikwissenschaft und des Individuellen Diplomstudiums Internationale Entwicklung an der Universität Wien, 2008 Studium am Institut des Sciences Humaines et Sociales der Université de Liège, Belgien.

Magdalena Neumüller, geb. 1984, Studium der Politikwissenschaft (ergänzend Module aus Arabisch und Zeitgeschichte) an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Europa in der Zwischenkriegszeit, Austrofaschismus, Nationalsozialismus, (österreichische) Vergangenheits- und Erinnerungspolitik.

Karl Pöllhuber, geb. 1953, Mag. jur., Angestellter, Studium der Politikwissenschaft an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Österreichische Politik, Nationalsozialismus, Holocaust.

Elke Rajal, geb. 1984, Studium der Politikwissenschaft an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Vergangenheitspolitik, Antisemitismusforschung und queer-feministische Theorien. Diplomarbeit über «Holocaust Education».

Maria Scheucher, geb. 1986, Studium der Politikwissenschaft an der Universität Wien, Forschungsschwerpunkte: Österreichische Vergangenheits- und Erinnerungspolitik, Internationale Friedens- und Konfliktforschung, Politische Theorien und Kulturstudien.

Marco Schmied, geb. 1972, Studium der Politikwissenschaft an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkt: Politischer Extremismus.